3 1761 07992886 7

Männer und Zeiten

von

Erich Marcks

Erich Marcks:

Männer und Zeiten

Erſter Band

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/mnnerundzeit191601marc

Männer und Zeiten

Aufsätze und Reden zur neueren Geschichte

von

Erich Marcks

1. Band

Vierte umgestaltete Ausgabe
9.-11. Tausend
Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

5668
24.7.53

D
210
M3
1916
Bd. 1
566877

1·9·1·6

Alle Rechte vorbehalten

Meiner Frau

Vorwort

Das Vorwort zur ersten Auflage dieser Sammlung hat, in einer an Alfred Lichtwark gerichteten Ansprache (Hamburg, den 12. August 1911), dem Freunde dem ich es damals als eine Festgabe brachte, Absicht und Wesen des Buches auseinandergesetzt. Ich wiederhole die wichtigeren Sätze: „Weder das Recht und die Eigenart des Essays — des gesprochenen wie des geschriebenen — noch das Recht der Zusammenfügung einer Anzahl von Essays brauche ich vor Ihnen, dem Meister dieser Kunstform, zu begründen. Ich habe Altes und Neues zwanglos zusammengestellt, verschiedenartig im Stoff: Deutsches und Außerdeutsches, Biographisches und Sachlich-Allgemeines, Politisches und Geistiges. Ich habe auch das Ältere so gut wie ganz unverändert gelassen: das scheint mir die notwendige Voraussetzung einer solchen Sammlung zu sein. Ein jedes Stück in ihr muß sein ursprüngliches Gesicht behalten — genug, wenn es nur eines besitzt, und wenn der Verfasser nur die Absicht, die ein jedes zur Zeit seiner Entstehung belebte, noch zu verantworten vermag. Verschiedenartig ist auch diese Absicht gewesen und ist demgemäß die Form: neben knappen, festgerundeten Vorträgen und Abhandlungen, neben denen, die ihre besondere wissenschaftliche These vertraten, finden Sie Bilder, denen Anschauung und Anschaulichkeit die Hauptsache war, und breitere Zusammenfassungen populären Charakters, die einen großen, allbekannten Stoff einheitlich zu überschauen unternahmen. Auch diese — ich denke an die Jubiläumsaufsätze über das alte Preußen, über die 1848er Revolution, über William Pitt — habe ich hier wiederholt, eben jenes Gesamtbildes wegen, das sie versuchten, und gewisser führender Gedanken wegen, die ich festzuhalten wünsche. Ich habe einen Vortrag über Coligny hier zum erstenmal gedruckt, obgleich er dereinst nur für den Augenblick und für seine Hörer niedergeschrieben war: aber er enthält manches, was ich bisher nicht dazu gekommen bin in umfassenderer Weise auszusprechen. Ich habe, indem ich sammelte und ausschied, wohl an meine Fachgenossen, mehr noch an einen allgemeinen Leser-

kreis gedacht. Entstehung und Auswahl solcher kleinen Schriften haben ja stets etwas Persönliches und etwas Zufälliges an sich; persönliche eigene Erinnerung begründet und entschuldigt vielleicht die Aufnahme der Plaudereien von den Stätten der Hugenottengeschichte und von Friedrichsruh ... Dieses und jenes mag aus dem vorherrschenden Gesamtcharakter der beiden Bände ein wenig heraustreten: aber auch der Leser trifft ja in solcher Sammlung wieder seine Auswahl, wie er mag. Diese Sammlung als ein Ganzes wird, so hoffe ich, vielgestaltig wie sie ist, doch ihre persönliche und vielleicht auch ihre sachliche Einheit besitzen: aber das zu erweisen muß ich ihr selber überlassen. Für den einzelnen Essay ist es ohne Zweifel das entscheidende Gebot, geschlossene literarische Form mit geschlossener und womöglich mit anregungskräftiger Selbständigkeit des Inhalts zu verbinden: ob die hier dargebotenen es erfüllt haben — über diese Frage ihres Daseinsrechtes müssen sie vor Ihnen, lieber Freund, und vor anderen, minder wohlwollenden Urteilern sich ebenfalls, wenn sie es können, selber ausweisen. „Akademisch" werden sie ja wohl alle sein, auch wo sie Gegenwartsfragen berühren: Erzeugnisse lediglich eines Professors, dem allerdings wissenschaftliche Erkenntnis und künstlerische Gestaltung auch innerlich immer untrennbar gewesen sind; lediglich eines Historikers, dem aus Vergangenheit und Gegenwart wohl auch das eigene Lebensideal für Nation und Persönlichkeit immer belebend und erwärmend entgegenleuchtet, dem aber auf seinen Wegen die historische Gerechtigkeit und das nachfühlende, erklärende Verständnis für alles Menschliche die oberste Pflicht und das Ziel bleiben, das die Sittlichkeit seines Berufes ihm vorzeichnet."

Seitdem sind zwei Neudrucke nötig geworden, im Dezember 1911 und im November 1912; der zweite wurde durch zwei Stücke (die Nachwirkung Friedrichs des Großen, und Wettiner und Hohenzollern) vermehrt. Heute, wo ich, zu meiner dankbaren Freude, die vierte Ausgabe zu gestalten habe, muß ich tiefer eingreifen. Ich habe sechs Stücke (die Kritik Kervyns de Lettenhove, I 95—102,

und die fünf Bilder aus dem Kreise der deutschen politischen Historiker, von Dahlmann bis Treitschke, I 261—328, für die ich vielleicht anderswo eine neue Stätte finde) herausgenommen und dreizehn neu eingefügt: im I. Bande die über Nordamerika und über Lichtwark, im II. vier über Bismarck, alle vom Jahre 1915, und sieben zum gegenwärtigen Kriege.[1] Denn das allgewaltige Gebot dieser Tage muß auch einer Aufsatzsammlung wie dieser seinen Stempel aufdrücken. Sie war stets zum einen Teile zugleich auf die Gegenwart gerichtet; jetzt leitet sie, durch die Eindrücke und Gedanken der letzten beiden Jahre hindurch, unmittelbar und rückhaltlos in die Kämpfe hinein, die heute unser ganzes Herz erfüllen. Sie wird, denke ich, auch so sich selber nicht ungetreu: die neuen Stücke führen, in innerlicher Anknüpfung, die älteren einfach weiter. Das freilich kann nicht ausbleiben, daß Gesichtspunkt und Ton dieser Schlußaufsätze stärker politisch sind als der früheren. Wer dürfte sich in diesen Wirrnissen des Vollbesitzes jener über den Dingen schwebenden ruhigen Gerechtigkeit vermessen, so wie wir sie sonst vor allem erstreben? Erstrebt wird sie auch hier: aber auch der Historiker atmet die Luft des großen Kampfes und bekennt sich zu ihm. Genug, wenn er auch hier stets von der Geschichte herkommt und ernsthaft trachtet, die Gegenwart mit ihr zu verbinden und mit ihr zu durchdringen; wenn er, bei aller Stärke des inneren Anteils und des einseitigen Willens, statt bloßer Anklage auch hier doch zu begreifen trachtet. Sich dieser ungeheuren Gegenwart zu entziehen würde er vergeblich versuchen, und er soll es auch nicht wollen.

Ausgangspunkt aber und Hauptinhalt dieser Bände bleibt historisch: Männer und Zeiten. „Der erste Band hält, so konnte das frühere Vorwort sagen, sein Angesicht vielleicht mehr der Vergangenheit, der zweite vielleicht mehr der Gegenwart zugekehrt." Im Ganzen ist es auch jetzt so geblieben. Aber es ergab sich jetzt von selber eine neue, systematischer geklärte Anordnung. Ich habe sechs Gruppen geschieden. Die beiden ersten enthalten historische

[1] Ich wiederhole auch hier den Verlegern, die mir, einst oder jetzt, den Abdruck gütig gestattet haben, meinen Dank. Und ich danke Karl Alexander von Müller herzlich für wichtigen Rat bei der neuen Auswahl.

Bilder und Reihen in zeitlicher Folge, die erste ausländische, die zweite deutsche, bis an die Schwelle der Gegenwart heran. Die dritte begleitet Erscheinungen und Probleme der geistigen Kultur durch die letzten Menschenalter bis in die Gegenwart und an die Schwelle der Zukunft. Die vierte wendet sich mit dem Vortrage über „Goethe und Bismarck", den ich früher als das Herzstück des Ganzen bezeichnete und der es auch jetzt noch bleibt, Bismarcks Persönlichkeit zu, mit Beiträgen von 1893 bis 1915, und mündet zuletzt in den Weltkrieg ein. Dessen allgemeinerer Vorgeschichte gelten die Stücke der fünften, ihm selber die der sechsten Gruppe. Ich habe diese letzte mit einer Reichsrede vom Januar 1914 eingeleitet, in der sich die deutsche Stimmung vor dem Losbruch, wenn ich nicht irre, einigermaßen spiegelt: das Bewußtsein der Gefahr, die Ahnung der möglichen Erfüllung, und eine wache und stolze Bereitschaft, aber zugleich noch die Hoffnung, daß uns der Daseinskampf vielleicht doch erspart bliebe, und die Ungewißheit, wie ganz nahe er war. Und auch die folgenden Reden und Betrachtungen, so scheint mir, entsprechen den Phasen unsrer Erlebnisse seitdem; sie selber suchen deren Bedeutung und geschichtliche Zusammenhänge überschauend zu ordnen. Noch während des Druckes habe ich, als Beilage und Schluß, eine mir soeben vom Tage aufgedrungene Auseinandersetzung hinzugefügt, die mit einer vielleicht nicht unwichtigen, schiefen Auffassung gleichermaßen von Vergangenheit und Zukunft abrechnet.

Das Wachstum in der Zahl der Aufsätze hat es mit sich gebracht, daß einem und demselben Gegenstande gelegentlich mehrere Stücke gewidmet worden sind, die sich inhaltlich notwendigerweise berühren und hier und dort wiederholen. Das gilt für die Studien über England, über den Krieg, über Bismarck. Ich darf bemerken, daß es sich auch dann um eine Beleuchtung derselben Sache aus dem Gesichtspunkte verschiedener, manchmal ziemlich weit auseinanderliegender Jahre handelt, die manchmal eine bedeutsame Entwicklung trennt — wie bei England in den Abhandlungen von 1900 und 1910, bei Bismarck in den Reden von 1898 und 1915, in den Überblicken von 1901 und 1915; und überdies um eine Beleuchtung verschiedener Seiten des Gegenstandes, aus verschiedener Absicht heraus: im Grunde doch immer um eine verschiedene Be-

leuchtung überhaupt. So habe ich auch diese Parallelstücke mit voller Absicht ruhig nebeneinander gestellt, ohne Scheu selbst vor dem Leser, der diesen Bänden etwa die Ehre antun sollte, sie ganz zu lesen. Im übrigen rechne ich, heute wie 1911, bescheidentlich mit der Wahrscheinlichkeit einer springenderen Auswahl, die der Einzelne vornehmen wird, der Auswahl heute dieses und morgen jenes Stückes, wie es Recht und Schicksal solcher Sammlungen ist; für die innerliche Einheitlichkeit des Ganzen stehe ich, über diese Wahrscheinlichkeit hinaus, auch heute noch ein.

Mein Buch ist 1911 drei herzlich verehrten Hamburger Freunden gewidmet worden: mit Lichtwark, dem Museumsleiter und dem Schriftsteller zusammen, dem Maler Grafen Leopold von Kalckreuth und dem Kaufmanne Hermann Tietgens. Ihre Dreizahl bleibt mir eine untrennbare Einheit und wird mir lebenslang einer der teuersten und schönsten Lebenswerte bleiben; wie ja das Buch in seiner gegenwärtigen Gestalt eher mehr als weniger hamburgisch geworden ist. Aber jene Widmungstafel hat inzwischen der Tod zerschlagen, ich vermag sie weder zu wiederholen noch zu verengern. Das neugewordene Buch lege ich heute der in die Hände, die das Werden aller seiner Teile miterlebend begleitet hat — als Dank und als Wunsch.

Universität München,
den 12. August 1916. Erich Marcks.

Inhalt

Vorwort ... VII

Erste Gruppe

König Philipp II. von Spanien ... 1
Im England der Elisabeth ... 23
Gaspard von Coligny ... 47
Coligny und die Ermordung Franz von Guises ... 67
Von den Stätten der Hugenottengeschichte ... 85
Ludwig XIV. und Straßburg ... 95
Der jüngere Pitt und seine Zeit ... 113

Zweite Gruppe

Das Königtum der großen Hohenzollern ... 147
Die Nachwirkung Friedrichs des Großen ... 189
1848 ... 205
Kaiser Wilhelm I. ... 253
Albrecht von Roon ... 271
Wettiner und Hohenzollern ... 313
Baden, Preußen und Deutschland in Großherzog Friedrichs I. Geschichte ... 335

Dritte Gruppe

Die Universität Heidelberg im 19. Jahrhundert ... 357
Hamburg und das bürgerliche Geistesleben in Deutschland 383
Historische und akademische Eindrücke aus Nordamerika ... 405
Alfred Lichtwark ... 435

Nachweise ... 452

König Philipp II. von Spanien

Antrittsrede Freiburg i. Br. 1893

Dem Historiker, dem diese Stunde das Recht gibt, sich mit einem Worte seiner Wissenschaft in den weiten Kreis dieser Universität einzuführen, würde es übel anstehen, theoretisch zu Ihnen darüber zu handeln, worin er Ziele und Wege seiner Wissenschaft erblickt — zu viele seiner Fachgenossen, und nicht die schlechtesten, sind an dem Versuche solcher Systematik traurig genug gescheitert. Der Historiker wartet seines eigensten Amtes besser, wenn er anschaut, wenn er sich an das konkrete Leben geschichtlichen Stoffes hält. Die Art der Auffassung, der Begründung, des Verständnisses und des Urteils, wie ich mich bestrebe, sie zu üben und zu verfechten, sei es mir erlaubt an einem Gegenstand praktisch zu entwickeln, der dem engeren Felde meiner Arbeiten benachbart ist, und der, wenn ich gleich in den kurzen Minuten dieser Rede das Tatsächliche seines Inhalts nur eben erinnernd wieder vor Ihr Auge rufen kann, sicherlich den einen Vorzug hat, ein Problem, ja eine Fülle von Problemen in sich zu bergen und alsbald hervorspringen zu lassen. Es ist die Geschichte und die Persönlichkeit König Philipps II. von Spanien.

Wenige geschichtliche Gestalten haben so sehr das Mißfallen aller Parteien auf sich gezogen wie dieser Philipp II. Der protestantische Republikaner Motley hat ihn nicht ärger verurteilen können als der ständisch-konservative belgische Katholikenführer Kervyn de Lettenhove. Wie ist nun Philipp in Wahrheit gewesen? Wie ist seine Persönlichkeit innerhalb seiner Umgebungen, seiner Zeit, seines Volkes zu begreifen? Wie groß ist das Maß persönlicher Schuld, das ihm wirklich etwa zukommt? Aber weiter noch: dieser König hat 40 Jahre lang die Geschicke Europas auf das tiefste beeinflußt, er wirkt in ihnen nach bis in den heutigen Tag hinein. Wem verdankt er das? seiner Macht? seinem Genius? der Idee, die er verfocht? Das Land, das er beherrschte und führte, Spanien, ist bald nach seinem Tode von der Höhe einer ersten europäischen Großmacht in eine jammervolle Auflösung sondergleichen hinunter gestürzt — eine der ergreifendsten und rätselvollsten Entwickelungen so großen Stiles, welche die Geschichte kennt. Ist Philipp II., der den Spaniern selber für den Gipfel ihrer

nationalen Geschichte galt und gilt, für dies Unheil verantwortlich? und ist er es allein?

Persönlich wie allgemein-geschichtlich stellt das Leben dieses Fürsten ernsthafte Fragen, die den Betrachter jedesmal in den großen Zusammenhang des europäischen Lebens hineinführen. Ich suche in beiden Richtungen diesen Fragen nachzugehen.

Im Jahre 1556 hat Philipp II. aus den ermattenden Händen seines Vaters, Kaiser Karls V., die Regierung des spanischen Weltreichs übernommen.

Eine große, an Macht wie an Aufgaben und Schwierigkeiten überreiche Erbschaft.

Das Haus Habsburg überschattete seit den Tagen Maximilians I. Europa durch eine beinah unermeßliche Länderfülle. Die deutsch-habsburgischen Lande, das werdende Österreich, hatten sich als eigene Macht aus ihr geschieden. Überwältigend viel war auch so noch der spanischen Linie des Kaiserhauses geblieben: die Niederlande und die Freigrafschaft Burgund; der Besitz Neapels, Siziliens, Mailands, die Herrschaft über Italien; dazu dann Spanien selber und jenseits der Meere die schrankenlos weiterwachsende neue Welt. Länder, die kein innerliches Band vereinte, verschieden an Lage und Stammesart, an Geschichte und Interessen. In sich gespalten war das Hauptland Spanien selbst: nur eine Personalunion schloß seit der Ehe Ferdinands und Isabellas Aragon und Castilien zusammen; Aragon hielt sich, auf seine starke, vorwiegend adlige Sonderverfassung gestützt, unbotmäßig genug zur Seite, die Macht des Königs war hier gering. Das eigentliche Kernland der Krone bildete nur Castilien mit seinem von den Städten allein beschickten Reichstage, den Cortes, die sich dem Königtume immer vollständiger unterordneten; jedoch auch hier, und vollends über ganz Spanien hin, fehlte es der Krone an fester, finanzieller Organisation; in Spanien war der moderne Staat fundiert — ausgebaut war er noch keineswegs. Innere Aufgaben harrten hier des Königtums in Menge.

Und neben diesem halbfertigen spanischen Hauptreich die Fülle der Nebenreiche, auseinanderstrebend, über Europa verstreut! Ihr Herr ist der Nachbar und Rival jedes europäischen Fürsten, jeder italienischen, deutschen, britannischen Staatsgewalt:

überall hat er Feinde, überall begegnet er insbesondere dem großen Nebenbuhler, den die spanischen Gebiete so bedrohlich umspannten, dem Könige von Frankreich. Frankreich bestreitet ihm die Hegemonie, bestreitet ihm den Besitz der burgundischen Grenzlande und Italiens: zwei Jahrhunderte lang hat der spanisch-französische Gegensatz die europäische Politik beherrscht.

Und zu der inneren spanischen, zu dieser äußeren, der europäischen, der französischen Last erbt der Nachfolger Karls V. ein Drittes. Karl V. hatte die Kaiserkrone getragen: er hatte sie tragen wollen als Weltkaiser, als wirkliches, gebietendes Haupt der Christenheit im größten mittelalterlichen Sinne. Für diesen Traum hatte Karl gerungen und war er gefallen. Die nationalen Kräfte hatte er in die Bande seiner kaiserlichen und katholischen Einheit schlagen wollen: sie hatten die Bande zersprengt. Frankreich war aufrecht geblieben; die Ketzerei Martin Luthers hatte sich in Deutschland behauptet; der gemeinsame Feind aller Christenheit, der Türke, mit dem der Vater ein Menschenalter lang gekriegt, rüstete sich zum Angriff auf den Sohn, auf das verwandte Österreich, auf die Küsten Italiens und Spaniens. Auch mit dieser dritten, der universalen Erbschaft hatte Philipp abzurechnen.

Man sieht es wohl: die Gefahren und Arbeiten, die seiner warteten, waren groß. Aber freilich, groß waren auch seine Mittel. Seine Kreise waren geschlossener als die seines Vaters: an Deutschland wie dieser seine Kraft stetig zu erschöpfen lag Philipp nicht ob. Seine Reiche waren ohne Einheit — aber mächtiger, glänzender als die irgend eines Herrschers in Europa. Sein spanisches Reich war das erste der Zeit. Und auf Spanien blickte bereits der europäische Katholizismus als auf seine Vormacht. Neben breitem Schatten also helles und blendendes Licht.

Ich habe den Boden rasch beschrieben, auf den Philipp II. zu treten hatte. Welche Persönlichkeit brachte nun er, der Herrscher, seinem Werke hinzu?

Dem 27jährigen Kaiser Karl war Philipp im Mai 1527 als erstes Kind geboren worden — geboren auf spanischer Erde, er selber durch seine Großmutter, Johanna die Wahnsinnige, von spanischem Geblüt. In Spanien wuchs er unter der Hut seiner

edlen Mutter Isabella heran; ausgezeichnete Lehrer bildeten ihn in Wissenschaften und Künsten, in Hof- und Waffendienst. Aber der Infant Philipp nahm wenig von außen her an. Man hat beobachtet, daß sein Vater in den Zeiten, denen Philipp das Dasein verdankte, auffallend apathisch und trübe erscheint. Es ist der Zug, der später den früh gealterten Weltherrscher in den Frieden des Klosters von S. Juste getrieben hat, ein Zug von lethargischer Mattheit, der den spanischen Habsburgern eigen blieb, bis ihr Stamm in Schwäche erlosch: wie ein Stück Erbteil der wahnsinnigen Juana. Prinz Philipp hatte ihn ganz.

In sich gekehrt, würdevoll, langsam, ohne Jugendlichkeit: so zeigte er sich als Knabe. Als 12jähriger verlor er seine Mutter; sein Vater, wund und müde, durch seine europäischen Kämpfe oft und lange von ihm getrennt, zielt seitdem dahin ab, seinen Sohn früh an die Staatsgeschäfte zu gewöhnen, sich seinen Nachfolger zeitig heranzuziehen. Er läßt ihn unter dem Beirat tüchtiger Minister Spanien als Statthalter verwalten; er unterweist ihn durch Denkschriften, Briefe, Gespräche. Er gibt ihm frühe die Gattin: mit 16 Jahren wurde Philipp Ehemann, mit 18 war er Vater und Witwer. Dann zog Karls Weltpolitik ihn in ihre weiten Kreise. Zweimal hat der Infant Jahre lang außerhalb Spaniens geweilt. Beim ersten Male versuchte Karl ihm vergeblich die Erbschaft im Kaisertum zu sichern, beim zweiten Male mußte, im Jahre 1554, der Prinz der katholischen Königin Maria von England die Hand reichen zu einem Ehebunde, der auch England in die habsburgischen Länder einreihen, den französischen Feind so gänzlich umfassen und erdrücken, überdies die britische Insel dem Protestantismus entreißen sollte. Philipp hat diese große Aufgabe mit Klugheit und Maß ergriffen; aber der Plan scheiterte an den Verhältnissen. Königin Maria starb, ohne ihrem Gemahl einen Erben zu hinterlassen, England fiel der protestantischen Elisabeth, fiel dem Protestantismus anheim; schon war es zwischen Spaniern und Engländern zu ernsten Reibungen gekommen. Philipp hatte dabei die englische Art eifrig und geschickt umworben: auf die Dauer war auch dies erfolglos geblieben. Auch Niederländern und Deutschen war er bemüht sich anzuschmiegen, er suchte seine spröde vornehme Weise dem

derben Weſen der germaniſchen Nordländer anzupaſſen, — es gelang ihm nicht, man ſpürte die Abſicht und ward ſich der inneren Fremdheit doppelt bewußt.

Trotz allem waren dieſe „Lehrjahre“ des Spaniers geeignet, alle Hoffnung zu erwecken. Auf ſeines Vaters europäiſche Gedanken ging er verſtändnisvoll ein, er lernte große Politik begreifen und handhaben; er nahm Karl V. den franzöſiſchen Krieg aus den Händen und führte ihn 1559 erfolgreich zu Ende: Frankreich opferte ihm das Streitobjekt Italien. Als erſter Fürſt der katholiſchen Chriſtenheit, ſieggekrönt, kehrte Philipp 1559 in ſeine ſpaniſche Heimat zurück. Sein Vater war im Vorjahre geſtorben; ſchon hatte Philipps perſönliche Politik ſich überall betätigt. Die Zeitgenoſſen erwarteten eine große Regierung.

Erſt 1559 aber brach in Wahrheit die eigentlichſte Herrſcherzeit Philipps II. an. Er hat den ſpaniſchen Boden niemals wieder verlaſſen. Seine Anfänge ſtehen unter dem Zeichen Karls V. — die 40 Jahre, die ihm noch blieben, ſind ganz ihm ſelber eigen und zugleich ganz ſpaniſch. Er war damals 32 Jahre alt. Als er ſtarb, zählte er 71. Es verſteht ſich von ſelber, daß er ſich in ſo langer Zeit, unter Erlebniſſen, die die Welt erſchütterten, auch innerlich fortentwickelt hat. Indeſſen, die Grundzüge ſeiner Perſönlichkeit waren bereits damals gezogen. Seine Umgebung, ſein Weſen blieben in allen Hauptſachen abgeſchloſſen. Man kann den Philipp dieſer vier Jahrzehnte in einem einzigen Bilde darſtellen.

Inmitten des ſüdlichen Lebens ſeiner ſpaniſchen Lande führt König Philipp einen prächtigen und ſtolzen Hof. Er zieht die Granden Caſtiliens in deſſen Kreiſe: nur als ſeine Diener ſollen ſie etwas bedeuten. Er vereinigt am Hofe die zentralen Behörden für ſeine vielgeſtaltigen Länder — am liebſten ſtellt er ihnen allen Caſtilianer an die Spitze. Caſtilianer pflegen auch die Mitglieder ſeines eigentlich höchſten Kronrates zu ſein, des königlichen Staatsrats. Da ſtehen ſich viele Jahre lang die Parteien gegenüber, die ſich die Gunſt des Monarchen ſtreitig machen: der eiſerne Herzog von Alba auf der einen Seite, ſtolz, hart und ehrgeizig, ein wahrer ſpaniſcher Grande, die rechte Verkörperung des ſpaniſchen 16. Jahrhunderts, würdevoll und düſter, ganz königlich und ganz katholiſch. Er vertritt die volle Unbedingtheit der Autorität in Po-

litik und Glauben; er ist der Feldherr, der ihr mit seiner gefürchteten Waffenkunst zu dienen weiß. Ihm gegenüber der geschmeidige Hofmann Ruy Gomez, Fürst von Eboli, Philipps Geschöpf und sein Günstling; in den Welthändeln ein Mann der Vermittlung, des Friedens, der Kompromisse. Dem König ist es offenbar lieb gewesen, die zwei Minister und ihren Anhang einander befehden zu sehen: um so freier blieb seine persönliche Stellung; denn in Wahrheit, so sehr er auf sie hörte und sie ausnutzte, stand Philipp doch über beiden. Er hütete diese seine Stellung mit Eifersucht. Die Sitzungen des Staatsrats besuchte er selten, er ließ beraten, abstimmen, sich Bericht erstatten; er hörte den Vortrag seiner Räte, nahm ihn am liebsten schriftlich: dann zog er selber sich in seine Stille zurück und entschied allein. Häufig erteilte er Audienzen, dann hörte er freundlich, was man ihm sagte; er liebte es zu Boden zu blicken, nicht dem Unterredner ins Auge zu sehen; er sprach leise und wenig, eine Entscheidung erteilte er unmittelbar fast nie. Sie kam wieder erst aus der Heimlichkeit seines Schreibzimmers heraus. Denn sein Schreibzimmer war seine Welt. Sein Hof mußte prächtig sein — der König lebte in seiner Mitte wie ein Einsiedler. Nicht daß er die Freuden der Welt gehaßt hätte: er spaßte mit seinen Narren, er war den Frauen sein Lebelang eifriger zugetan, als sich manchmal mit seiner ehelichen Treue vertrug. Allein all das fiel zu Boden gegenüber seiner Arbeit. Tag um Tag, Stunde um Stunde saß der König, lesend, schreibend, über den Akten. Fleißiger ist niemals ein Herrscher gewesen. Philipp war zarten Körpers und bedurfte reichlichen Schlafes; er hielt Haus mit seiner Kraft, aber er wandte sie auf das eine Ziel. Nur wenn er mußte, reiste er, so wenn er die Landtage seiner spanischen Reiche besuchte; sonst ging er lediglich in engem Kreise von einer Residenz in die andere, in seine Schlösser, deren größtes und charaktervollstes er selbst erbaute, den riesenhaften düstern Mönchspalast des Escorial, sein rechtes Werk und Wahrzeichen, groß, massig, einförmig, sein steinernes Denkmal inmitten der Hochebene Castiliens. Er besuchte seine Landhäuser, denn er liebte die Ruhe des Landlebens; die Feste verbrachte er andächtig im Kloster — aber, wo immer er war, zog er sich zurück, und überall folgten ihm die Papiermassen seines Kabinetts. Alles, was einlief, aus Nähe und Ferne, wollte

er lesen; auf den Rand der Berichte warf er dann in gekritzelten Zügen seine Anmerkungen, seinen Bescheid.

Und da greifen wir den Kern seines Wesens.

Es ist ganz einheitlich, aber langsam und stumm.

König Philipp II. war ein schlanker Mann von kleiner Mittelgröße. Er kleidete sich mit der schlichtesten Vornehmheit in schwarzes Seidentuch, er ging, nicht ohne Anmut, mit königlicher Würde einher. Seine getreuesten Bildnisse zeigen ein Haupt von angenehmen Zügen: hellblondes Haar, einen schmalen blonden Vollbart; die Nase ist wohlgeformt, über dem vorragenden habsburger Unterkinn steht, wie bei seinem Vater, der Mund geöffnet. Die Stirn ist gefurcht und kraus gefaltet, die Augenbrauen ziehen sich drohend nach oben. Und drohend ist doch der Ausdruck des ganzen Gesichts: zwei schwere, starre blaue Augen, die langsam und trübe blicken; es ist gar nichts Dämonisch-Tyrannisches in alle dem, aber eine lastende Unbeweglichkeit.

Und so war Philipp II.: der treue Diener einer einzigen, eisern festgehaltenen Idee, die ich gleich entwickle; in ihrem Dienste war er logisch unerbittlich, konsequent, getreu, ja getreu bis in die Ermattung und in den Tod. Aber eine Natur ohne Schwungkraft des Geistes. Er war seines Vaters Sohn, trübe wie Karl V. floß ihm das Blut durch die Adern; Philipp hat sich nicht, wie Karl, noch lebend aus den Mühen seines Berufes geflüchtet, aber er hatte auch nicht die zufahrende Kraft, die jener in seinen besten Mannesjahren besaß. Er zog nicht an der Spitze seiner Heere in den Krieg: er saß und schrieb.

Er ist darum verhöhnt worden, von seinen Tagen bis in die unsrigen. Der Historiker will ihn lieber begreifen. Er wußte, daß er langsam dachte und sich langsam entschloß, und er fürchtete den übermächtigen Einfluß begabterer Räte: deshalb hörte er alle und entschied dann in ungestörter Stille allein. Er hat das getan, so gut er es vermochte, und genau entsprechend dem Gebote seiner Natur. Wie viele Stücke habe ich selbst in Händen gehabt, deren freies Papier die königliche Feder mit ihren unsicheren Buchstaben bedeckt hatte! Fast immer, wo ich es verfolgen konnte, hat er so entschieden, wie sein großes Prinzip es gebot, immer mit klarem, etwas trockenem Menschenverstande — freilich auch immer lang-

ſam und recht oft zu ſpät. Denn ſeine Art brachte es mit ſich, daß er, da er alles ſelber machen wollte, alles verſchleppte, das Größte nicht minder als das Kleinſte; er fürchtete den Entſchluß; Größe, Kühnheit, geniale Wageluſt — der eigentlichſte Schwung des Herrſchertumes lag ihm weltenfern. Einſam und ängſtlich, bienenfleißig und matt, ſo hat er gearbeitet, ein mittelmäßig beanlagter Mann; ſo hat er pflichtgetreu das Seine getan und dennoch unendlich dazu beigetragen, durch die Fehler ſeiner Art ſein eigenes Werk zu bedrohen und zu zerſtören.

Man ſieht wohl, dieſe Perſönlichkeit mit den bleiernen Füßen — ich gebrauche einen Ausdruck jener Zeit — iſt von dem Philipp der Legende, ja der Dichtung verſchieden genug. Von grauſamen Härten ſeiner Politik habe ich noch zu handeln — ſeinem perſönlichen Weſen aber war die verbrecheriſche Energie des großen Deſpoten eigentlich ganz fremd. Er war, gleich dem anderen Logiker Robespierre, weit mehr Pedant als Dämon. Dennoch bleiben einige blutige Flecken auch auf dem Bilde ſeiner Perſönlichkeit haften. Gegen die, die ihm am nächſten ſtanden, die ihn in der Selbſtändigkeit ſeiner Macht zu beengen ſchienen, war er tückiſch und hart: eben weil er keine ſuveräne Natur, weil er auf ſeine Vertrauteſten zugleich eiferſüchtig war. Und ſelbſt den Mord hat er in ſolcher Angelegenheit nicht vermieden: den ſchuldloſen Sekretär ſeines Halbbruders Don Juan d'Auſtria, den Escovedo, hat er, ſoweit wir urteilen können, ſicher ermorden laſſen: er ſah in ihm den Helfer und Anſtifter von Don Juans gefährlichem Ehrgeiz. Die Lehre ſeiner Zeit erlaubte dem Fürſten nun zwar, einen ungetreu gewordenen Untertanen auch heimlich aus dem Wege zu ſchaffen. Aber gewiß, im allerbeſten Falle wäre es dann ein Juſtizmord, deſſen Philipp ſchuldig bliebe. Die häßlichſten Folgen ſeiner verſteckten Art, zu ſein und ſich zu wahren, treten in dieſer Tragödie und ihren Nachſpielen an den Tag.

Ihn überhaupt und im ganzen zu richten, reicht dieſe eine harte Schuld nicht aus. Und eine andere müſſen wir ganz von ſeinem Haupte nehmen: diejenige, die unſerm allgemeinen Gefühle am nächſten liegt, in deren düſterem Scheine wir Philipp von Jugend auf zu ſehen gewohnt ſind. Dem Don Carlos gegenüber hat eine vorausſetzungsloſe Beurteilung Philipp II. ſo gut wie

nichts vorzuwerfen. Ich kann es nur in zwei Worten sagen: zwischen Don Carlos und Philipp handelt es sich nicht um das Ringen zweier Weltanschauungen, zweier Generationen, wie bei Friedrich Wilhelm I. und seinem Kronprinzen Fritz. Don Carlos war von Anbeginn her ein Kranker, ein Schwachsinniger, dessen tolles und haltloses Treiben die Geduld seines Vaters jahrelang auf das Grausamste quälte und den kein König als seinen Nachfolger auf dem Throne eines Weltreiches, ja auf irgendwelchem Throne überhaupt hätte dulden können und dürfen. Es mag sein, daß der lange Kampf mit den unbezähmbaren Unarten dieser kranken Natur in dem trüben Philipp schließlich die Vaterliebe zu eisiger Kälte hat erstarren machen; aber getan hat er gegen seinen Kronprinzen nur, was er mußte; als er endlich einschritt, da — so lesen wir — sprach er zu seinen Vertrauten, „wie niemals ein Mensch gesprochen"; nicht ohne bittere Tränen hat er diese seine Pflicht erkannt, erfüllt hat er sie kühl und mitleidslos, aber wohl ohne Schuld. Der Tod, den Carlos im Gewahrsam seines Vaters fand, scheint nach ärztlichem Urteil den Besonderheiten seines Gemütsleidens völlig entsprochen zu haben, nicht dem Könige fällt er zur Last.

Es war sein einziger Sohn, den der damals 41jährige Philipp damit verlor; es ist eine Torheit zu glauben, der König würde ihn hingegeben haben ohne Not. Und Philipp II. war, wo er es sein konnte, ein durchaus zärtlicher Vater. Ja, vor seinen Kindern vermochte er, was ihm sonst nirgends gelang: er vermochte es, offen und warmherzig aus sich herauszugehen. Seine dritte Gemahlin Elisabeth von Valois, die ein Tendenzroman mit dem Don Carlos in eine schlechterdings falsche Verbindung gebracht hat, hatte ihm zwei Töchter geboren; den beiden Prinzessinnen hat Philipp in seinen fünfziger Lebensjahren eine Reihe von eigenhändigen Briefen geschrieben, die uns erhalten sind. Als sie bekannt wurden, haben sie selbst milde Beurteiler des Königs in Erstaunen versetzt. Denn der Philipp, wie er da mit seinen halbwüchsigen Töchtern plaudert, hat von dem Tyrannen, der angeblich in seinem Leben nur einmal, nur bei der Kunde von der Bartholomäusnacht gelacht haben sollte, doch allzuwenig. Liebenswürdig entrollt er seinen Kindern ein buntes Allerlei; keine Sache ist ihm

zu gering, er geht freundlich und herzlich auf sie ein; er scherzt behaglich, sendet Geschenke, freut sich von Herzen auf das Wiedersehen mit einer geliebten Schwester; und mehr als all dies — König Philipp II. gesteht den Seinen aus dem entfernten Lissabon: wonach ich mich am meisten sehne, das ist der Gesang der Nachtigallen in Aranjuez.

So mischen sich auch in dem Vielgescholtenen und Fehlerreichen die widerstreitenden Züge zur Einheit des wirklichen Lebens. Wer den Menschen richten will, wird den ganzen Menschen kennen müssen; und auch, wer Philipps sachliche, geschichtliche Stellung ermessen will, bedarf der Anschauung seiner Persönlichkeit.

Nun wird freilich diese Persönlichkeit, die uns als Ganzes zwar gar nicht unmenschlich, aber eng und klein erschien, erst durch ihre historischen Aufgaben erhoben und geadelt. Es ist merkwürdig zu sehen, wie sich in Philipps Dasein mit allen Mängeln seines eigensten Wesens eine wirkliche Größe der geschichtlichen Wirksamkeit vereint.

Ich habe die Aufgaben beschrieben, die sich ihm, nach innen und nach außen hin, darboten: die Regierung Spaniens, die Gegnerschaft gegen Frankreich, gegen die Ketzerei, gegen den Muhamedanismus.

Philipp ergriff sie alle von Anfang an. Seit er in Spanien ist, kämpft er mit dem Islam, fechten seine Flotten auf dem Mittelmeere gegen die Galeeren des Sultans; der größte Sieg der damaligen Christenheit über die Türken, der Seesieg von Lepanto im Jahre 1571, war zugleich Philipps stolzester Triumph über den östlichen Erbfeind. Und nicht geringer war Philipps Erfolg schon seit den sechziger Jahren Frankreich gegenüber. Der französische Nebenbuhler ward durch inneren politisch-religiösen Zwist gelähmt: Philipp steht als der Mächtigere über ihm; und, getreu seiner religiösen Idee, greift er in die französischen Wirren als der Vorfechter der katholischen Partei tief und entscheidend ein. Der Funke des Ketzertums, in Deutschland entglommen, nach Frankreich übergesprungen, zündet seit 1560 auch in den Niederlanden, in Philipps gefährdetsten Gebieten. Auch dort nahm er den Kampf unmittelbar auf: er hat ihn von da ab bis an seinen Tod nicht wieder von sich wälzen können. Nirgends hat Philipp so viele

Fehler begangen, wie in den niederländischen Fragen. Solange Nachgiebigkeit möglich schien, wollte er sie nicht gewähren; als allein noch die gesammelte Energie rücksichtsloseſter Anspannung helfen konnte, hat er die Kraft nicht gefunden, alles zu konzentrieren. Es trat da zutage, was sein Schicksal war, daß der internationale Charakter seiner Reiche ihm Gegner an allen Enden schuf: alle seine Rivalen griffen in den Niederlanden feindselig ein; er konnte sich nicht entschließen, das Hauptland seiner Macht, Spanien, zu verlassen und persönlich in dem niederländischen Außenlande die Verhältnisse zu ordnen: seine Schwerfälligkeit wie die allgemeine Weltlage, beides fesselte ihn an Spanien. Persönliche Mängel und sachliche Schwierigkeiten wirkten so zusammen, ihn zu lähmen. Er hat sich an diesem Kampfe verblutet. Ist er für den Starrsinn seines Verhaltens wesentlich verantwortlich? Nein! Den Ausschlag gab zwischen ihm und seinen aufrührerischen Untertanen vielmehr ein anderes, ein höheres Moment, als die Fehler und der Eigenwille Philipps, ein Moment, das übergewaltig über beiden Parteien lag: der Gegensatz zwischen ihnen war in sich selber unüberwindlich. Zwischen Philipp und den Holländern gab es keinen Vergleich und kein Verständnis. Die wesentlichsten Eigenschaften eines jeden der beiden Teile machten es ihm unmöglich, mit dem andern fortzuleben. Die starke örtliche Selbständigkeit und die schroffe niederdeutsche Stammesart der Holländer ließ ihnen in Philipps absolutem und romanischem Weltreiche keinen Platz: vor allem aber, der herrschende Gegensatz des Zeitalters ergriff sie und trieb sie in einen Widerstand, den nur die Vernichtung selber enden konnte. Es war der religiöse Gegensatz. Für ihn haben sie alles an alles gesetzt, und nicht vermocht sich zu fügen. Und auch Philipp hatte dasselbe getan: auch er konnte nicht anders als fest bleiben. Es ist der große Kampf zweier gleichberechtigter Ideen, der den holländischen Aufstand historisch so mächtig macht. Der tiefste Inhalt des Zeitalters drängt sich in ihm an den Tag.

In der Tat: die Größe wie die Tragik von Philipps historischer Stellung liegt in seinem Bunde mit der Idee seiner Zeit.

Martin Luther hatte das religiöse Banner über alle anderen Gegensätze seiner Tage hinweg entrollt; in der Geschichte Karls V., des größten Gegners, den Luther gefunden, wirken politische Inter-

essen und das religiöse Streben eng ineinander. Im Zeitalter seines Sohnes, in den Jahrzehnten, die man allgemein-geschichtlich das „Zeitalter Philipps II." taufen darf, erhält das religiöse Element über die politischen die Führung. Die streitbare unter den protestantischen Kirchen, die eiserne Kirche Johann Calvins, sendet ihre Boten über Westeuropa hin; der aufgerüttelte Katholizismus besinnt sich auf sich selber, stählt seine Kräfte, reinigt sich nach innen und schließt sich nach außen hin kriegerisch ab: die Gegenreformation erhebt sich zu imposanter Wirkung. Und das Ringen der beiden Gewalten, des Calvinismus und der Gegenreformation, erfüllt und beherrscht die Welt. Es ist eine der Epochen, wo ein Gegensatz ganz Europa scheidet — wie in den Tagen der großen Revolution, wie heute der Sozialismus es predigt; nationale Zusammengehörigkeit schwindet vor der Einheit der internationalen Partei. Das war die Lage, in die Philipp nur eintrat: er schuf sie nicht etwa willkürlich, er wurde nur ihr Organ. Er wurde ihr historischer Ausdruck, der mächtigste Vertreter ihrer Gedanken, der Führer des streitenden Katholizismus und so über Europa hin das Haupt aller eifrigen Katholiken allerorts. Ein katholischer Franzose hat es einmal Philipp II. gegenüber ausgesprochen: „ehedem schied sich Freund und Feind nach Landesgrenzen: man nannte sich Italiener, Deutscher, Franzose, Spanier, Engländer; heute muß es heißen: Katholik oder Ketzer. Ein katholischer Fürst hat heute alle Katholiken aller Länder zu Freunden und Untertanen, ein ketzerischer alle Ketzer, seien es seine Vasallen oder diejenigen anderer."

In diesen Worten spiegelt sich die Idee des Jahrhunderts. Was man Philipp zurechnen könnte, das wurzelt im eigensten Leben seiner Zeit. Und weiter: noch tiefer wurzelt es im Innersten seines spanischen Volkes. Sieht man in Philipps kirchlicher Politik eine Tyrannei, so ist mindestens Castilien sein Mitschuldiger. Die Cortes billigen ausdrücklich, daß man an die Niederwerfung der niederländischen Unruhen alle Mittel setze; sie verdammen diesen Aufruhr wider Gott und den König.

Es kann nichts Ausgeprägteres und Packenderes geben, als den spanischen Geist des 16. Jahrhunderts. Sicherlich enthält er widerstreitende Richtungen wie ein jeder Volksgeist: aber eine wiegt in

ihm ganz überraschend stark vor. Niemand hat sie schärfer und geistreicher erfaßt als der teure und unvergeßliche Mann, den wir jüngst verloren haben, als Hermann Baumgarten.[1]

In langem unabläſſigen Ringen auf Leben und Tod hatte das ſpaniſche Mittelalter den Islam Schritt für Schritt aus der Halbinſel zurückgedrängt. Es hält ſchwer, die Züge, die das ſpaniſche Weſen am Einbruche der Neuzeit zeigt, anders als aus dieſer geſamten Vergangenheit zu erklären: einen Geiſt des Krieges und des Glaubenskrieges, der Verachtung gegen den Stammfremden und Andersgläubigen, wie er ſo feurig, ſo leidenſchaftlich und ausſchließlich nirgend ſonſt ſich erhielt. Erſt 1492 hatte ein letzter Kreuzzug die letzte Maurenherrſchaft vom ſpaniſchen Boden hinweggefegt — mit der friſchen, kriegeriſch katholiſchen Inbrunſt dieſes Kampfes trat man in das neue Jahrhundert ein. Und nun wollte es das Geſchick, daß dieſes eben erſt geeinte Spanien durch Wendungen der europäiſchen Politik ſich nach Italien hinübergelockt ſah: Neapel, Sizilien, Mailand wurden ſpaniſches Eigen; ein ſpaniſcher König ererbte zugleich Burgund und erwarb die Kaiſerkrone; ſpaniſche Waffen ſchritten auf allen Kampfplätzen des Erdteils unbeſieglich voran; ſpaniſche Schiffe entdeckten die märchenhafte neue Welt, ſpaniſche Abenteurer und Helden eroberten Mexiko und Peru. Wo war die Grenze dieſes Wachstums? An den Krieg gewöhnt, von ſo viel Erfolgen berauſcht, aus langen Nöten plötzlich in die weiteſte Helle des Sieges, der Macht hinausgerufen — ſo lebte ſich das ſpaniſche Volk mit glühender Phantaſie in den Traum einer ſpaniſchen Weltherrſchaft ein. Es erſchien ihm recht und natürlich, daß Spanien überall voranſtehe; es verachtete wie erſt den Mauren, ſo nun jeden Fremden, es drängte in alle Weiten hinaus, — mit dem Schwert: und mit dem Kreuz. Denn beides war dem Spanier eins, nationaler Ehrgeiz und lodernder Katholizismus verſchmolz ſich in ihm: der Geiſt der Maurenkriege blieb in dieſer Verbindung lebendig. Auf ſolchem Boden iſt als die Schöpfung eines ſpaniſchen Offiziers die kriegeriſche Geſellſchaft Jeſu, das „Fähnlein“ Chriſti erwachſen, ſpaniſch-katholiſch,

[1] Geſtorben zu Straßburg 19. Juni 1893; vgl. meine Einleitung zu ſeinen Aufſätzen und Reden, 1894, 124.

gegründet zur Eroberung der Welt für die Kirche. Auf solchem Boden steht auch Karl V., steht vollends Philipp II. und seine katholische Weltpolitik.

Sie ist ganz spanisch, ebenso wie sie ganz dem Geiste der europäischen Gegenreformation entspricht. Mit dem stolzesten spanischen Selbstbewußtsein steht Philipp da; auch dem Papste gegenüber vergibt er diesem nationalen und staatlichen Gefühle nicht das Geringste; seine spanische Kirche, die reinste der damaligen katholischen Welt, will er beherrschen; römische Eingriffe weist er hart zurück. Aber er stellt seine Weltmacht dafür in den Dienst des heiligen Stuhls. Er fühlt sich als das politische Haupt der katholischen Christenheit, als ihr gewappneter Arm; ist der Papst ihm zu lau, so rüttelt er ihn rücksichtslos auf; spanische Größe und katholische Propaganda werden ihm eins. Was seiner spanischen Macht schadet, das ist ihm auch gottlos; auch Politisches, Materielles tritt ihm unter den einen Gesichtspunkt; in voller Ehrlichkeit — und wenn man will: Beschränktheit — setzt er sein Reich und die Weltkirche gleich, an deren Verteidigung und Erweiterung, an die Vernichtung des ketzerischen Drachens wie des ungläubigen Türken wagt er sein Alles. Politik und Religion geht ineinander auf. Die Nation folgt dem großen Zuge dieser Glaubenspolitik: sie will ihn, es ist i h r Herzschlag darin. Und gewiß bleibt es eine historische Erscheinung von großem Stile; an die ganz verwandte Persönlichkeit und Wirksamkeit des Zaren Nikolaus von Rußland und seinen lebenslangen Kampf mit der europäischen Revolution kann sie gemahnen: von der einen Grenze Europas her führt Philipp den Streit über den Erdteil hin, der Hort aller Altgläubigen, der Todfeind alles Neuen; sein Spanien ist die Hochburg wider Ketzer und Türken.

Am Meerbusen von Neapel, auf der Halbinsel von Sorrent und Amalfi grüßen den Besucher, dicht über dem Meer, eine Reihe schwerer, lastender Wachttürme, die, jetzt in sich zerbröckelnd, noch immer trotzig und ernst, jeder eine kleine Festung, über die Fluten schauen. Das sind die Vorposten, einst von den spanischen Statthaltern Neapels ausgestellt zur Wehr des christlichen Landes gegen die Schiffe der Ungläubigen. Ähnliche Türme, erzählt man mir, ziehen sich an Spaniens eigener Ostküste entlang. Sie sind wie ein

steinernes Sinnbild jener großen Monarchie: sie erinnern den Nachlebenden an das, was dieses Spanien einmal geleistet hat, als eine Wacht in stürmischer Zeit — sie sind ein Sinnbild zugleich ihres unheilbaren Zerfalls.

Denn das großartige katholische Weltstreben Spaniens, auch das muß ich sofort hinzusetzen, ist zugleich der Quell von Spaniens Tod. Spanien ist an ihm gestorben.

Nichts wäre falscher, als wollte man in dem Spanien Philipps II. ein lebloses Land vermuten, über dem die Ruhe des Kirchhofs waltet, in dem die Inquisition allen Geist bleiern darniederhält. Bleiern und grau mag man die Gleichmäßigkeit nennen, die Philipp den andersartigen Nebenlanden seines Reiches, seinen germanischen Provinzen aufzwingen wollte: dorthin paßte die spanische Weise nicht. In Spanien selbst aber flutete das ganze reiche Geistesleben eines südlichen Volkes rauschend dahin: die allereigensten Ideale der großen spanischen Literatur mit ihrer glutvollen Glaubenstreue und Königstreue, es sind genau die Ideale Philipps II., und seine eigene Epoche gebar diese große Literatur; nicht nur Cervantes hatte bei Lepanto mitgefochten und war stolz darauf, sondern auch Lope de Vega hat auf Philipps Flotte gegen das ketzerische England gedient. Das Spanien Philipps II. entfaltete auch geistig seinen vorbildlichen Einfluß auf alle Völker Europas. Und die besten Kräfte Spaniens betätigten sich ganz in Philipps Dienst: der kleinere Adel gab ihm die besten Soldaten und Offiziere der Zeit, der hohe Adel vortreffliche Feldherren und ausgezeichnete Diplomaten, auch diese die ersten ihrer Welt.

Aber eben hier liegt der kranke Punkt. Die besten Elemente Spaniens waren Soldaten und Staatsmänner. Geht man tiefer hinab, so trifft man auf den Mangel, so berührt man die tödliche Wunde im spanischen Körper. Die Fremden, die Spanien besuchten, schildern es im 16. Jahrhundert als ein Land voller Prunk und Macht — aber ohne wirtschaftlichen Halt. Die Handarbeit ist verachtet. Der Spanier ist voll des Stolzes, der sprichwörtlich geworden ist. Auch habsüchtig ist er. Aber arbeiten will er nicht. Arbeit verringert den Wert des freien Mannes, arbeiten mag der Maurensprößling, der Fremde, der Tiefstehende, ehrenvoll ist nur die Arbeit mit dem Schwert. Adelig oder aber geistlich will ein

jeder sein, der etwas auf sich hält. Es war jene Anschauung, den Jahrhunderten des Maurenkrieges entsprossen: zu Spaniens Unheil blieb sie bestehen. Als Spanien nach 1470 geeinigt wurde, war es ein wirtschaftlich zerrissenes und ein wirtschaftlich schwachentwickeltes Land, der Ackerbau gering, das Gewerbe ganz unerheblich, der Handel meist in ausländischen Händen. Die Herrscher, die es geeinigt, Ferdinand und Isabella, suchten es wirtschaftlich zu heben, durch Pflege der Landwirtschaft, durch Erleichterung des inneren Verkehrs, durch antreibende Unterstützung der Industrie und Abschluß gegen die erstickende ausländische Konkurrenz. In der Tat begann das materielle Leben zu erstarken, sich zu bereichern. Aber eins taten die beiden katholischen Könige nicht: den nationalen Hang, der in Waffen- und Glaubensdienst das einzige Gut sah, haben sie nicht bekämpft. Die Ausschließlichkeit des spanischen Hochmutes, der alles Fremde mißachtet und nur die spanische Eigenheit durchsetzen will, haben schon sie vielmehr gesteigert: Ferdinand lenkte die Tatenlust seines Volkes nach Italien ab; und nun folgte unter Karl V. jene beispiellose Dehnung des spanischen Reiches, der spanischen Weltmacht, von der ich eben gesprochen. Die Einseitigkeit des Spaniertums wurde dadurch unendlich erhöht: die spärlichen Keime wirtschaftlicher Mühen werden vernachlässigt, wieder und jetzt erst recht gilt nichts als Schwert und Kreuz — die innerlich noch halbfertige Nation wirft sich in die europäischen Kämpfe, stellt ihre Leidenschaft ganz in den Dienst einer Weltpolitik, die für Spanien viel Ruhm und Ehre, wohl auch Beute und Gold, aber keine innere Kräftigung brachte. Indem der noch im Wachstum begriffene, jünglingshaft schmächtige Leib des spanischen Volkes derart an der natürlichen Weiterbildung seiner Organe behindert, indem seinen noch schwachen Schultern vor der Zeit die Last einer erdrückenden und zwar einer unnatürlichen Rüstung aufgezwungen wurde, ist dieser Körper seiner Entwickelung entzogen und jener Schwindsucht ausgeliefert worden, die dann so furchtbar viele Menschenalter hindurch an ihm gezehrt hat. Ferdinand hat das begonnen, Karl V., der Weltkaiser, hat Spanien für seine weiten Pläne ausgenutzt und das Werk somit fortgeführt: daß unter ihm die spanische Wirtschaft sich wirklich und wesentlich gehoben habe, hat man kürzlich, soviel ich sehe, vergebens zu er-

weisen gesucht. Die amerikanischen Kolonien, die eine Menge Kräfte aufsogen und die innere Vergiftung steigerten, brachten, als ein neues Absatzgebiet, zugleich eine vorübergehende Belebung in Gewerbe und Handel des Mutterlandes; dann entdeckte man die Minen von Potosi, das Edelmetall der neuen Welt strömte nach Spanien; aber die Organe der spanischen Volkswirtschaft vermochten es nicht zu halten, es steigerte lediglich alle Preise, ertränkte so die Ansätze spanischer Arbeit und flutete weiter in die entwickelteren Nachbarländer. Das ist der Prozeß unter Philipp II. Philipps Regierung setzt nur die Sünden der Vorgänger fort. Philipp hielt auf eine vortreffliche, streng sachliche Rechtspflege; die Verwaltung seiner castilischen Länder war darin besser als die des ständisch regierten Aragons; er drängte die veraltenden Vorrechte des Ständetums weiter zurück — allein die gemehrte absolute Macht seines Staates wandte er nicht darauf, das spanische Leben zu befruchten und zu erziehen. Im Gegenteil, eben er ging ja ganz auf im Kultus des schroffsten Spaniertums und Kirchentums und in weiten europäischen Unternehmungen. Seine Kriege verschlangen ungeheure Summen; seine Finanzwirtschaft war schlecht, die Steuern stiegen und stiegen, die Anleihen wuchsen erschreckend hoch auf; er mußte den fremden Geldmächten die unheilvollsten Vorrechte über die spanische Wirtschaft einräumen. Zwei Staatsbankerotte zeigten den Verfall und besserten nichts. Als Philipp starb, lag der wirtschaftliche Niedergang Spaniens hell zutage, das Land war in sich ruiniert.

Philipp hatte sich in den wirtschaftlichen wie in den politischen Dingen der Zustimmung der Cortes zu erfreuen gehabt; er hatte lediglich, und nur mit erhöhter Einseitigkeit, vollendet, was seine Vorgänger angefangen hatten. Er steht auch hier ganz innerhalb der Reihe. Nicht ihn allein trifft die Schuld.

Aber freilich, eine Schuld trifft ihn. Denn eben die Hingabe an jene nationale Einseitigkeit, an das Laster der Verachtung der Arbeit, an die hergebrachte Verschleppung der wirtschaftlichen Lebensinteressen: das ist eine Schuld. Der moderne Absolutismus, der vom endenden Mittelalter her bis an unser Jahrhundert heran die Geschicke Europas wesentlich gelenkt hat, hat deshalb bestanden, weil er Aufgaben löste, weil er Pflichten erfüllte, weil er die

europäische Menschheit vorwärtsschob. Überall hat er die Völker zu wirtschaftlichen Körpern zusammengefaßt, Handel und Gewerbe gepflegt, die oftmals widerstrebenden Untertanen zur Unternehmung erzogen, und sei es mit Zwang; er hat wirtschaftlich und sozial erweiternd, ausgleichend, er hat im hohen historischen Sinne pädagogisch gewirkt. Die großen preußischen Könige, die großen französischen Minister, die das getan, haben dabei auch kämpfen müssen: nicht immer das Volk brachte ihnen die Bereitschaft zum Fortschritt entgegen. Daß die spanischen absoluten Herrscher dieses größte Werk des Absolutismus nicht geleistet haben, es vernachlässigt haben, als ihr Land eben auf der Stufe angelangt war, wo es dieser Erziehung und Erweiterung bedurfte — das ist eine Sünde von schwerster Wucht. Sie sind die Mitschuldigen der Fehler ihres Volkes; sie, die berufen waren, es zu erziehen und zu leiten, trifft diese Schuld: denn sie hatten eine Pflicht und haben sie nicht erfüllt. Die Hingabe an die einseitigen Ideale ihres Volkes hat sie den Untergang Spaniens gewaltig fördern lassen. Sie sind der rechte Ausdruck der ungesunden Entwicklung geworden, dieses tragischen Schicksals einer hochbegabten Nation, die nur den einen Zug ihres Wesens hypertrophisch ausgestaltet und so in langen Qualen vergeht.

Freilich, wie glänzend erscheint diese spanische Einseitigkeit! Das Spanien der habsburgischen Könige formt sein Leben so großartig und einheitlich aus; wie charakteristisch ist diese Monarchie, ist diese Literatur, in der Königtum und Glaube sich verherrlichen! Gleichberechtigt scheint es den germanischen Nationen der Zeit gegenüberzustehen, dem England der Elisabeth, das so anders war, dessen riesenhafte individualistische Entwicklung, derb, real, ganz germanisch, sich uns in William Shakespeares starken Menschen spiegelt; es ist, als sei in dem einen Lande die germanische, in dem andern die romanische Besonderheit zur höchsten typischen Erscheinung ausgeprägt. Das kritische Urteil über dieses Spanien und seinen König verstummt beinahe, wenn wir in der Gesamtheit des damaligen spanischen Wesens eben nur die Entfaltung der nationalen Grundeigenschaften, in dem Werke dieser einen Epoche und des einen Mannes nur das Glied einer langen Kette zu erblicken meinen.

Das bleibt doch deutlich: das Leben war nicht auf der Seite des spanischen Volkes und Reiches — das Leben war bei Frankreich, bei England, bei den Niederlanden, selbst bei dem zerfallenden Deutschland, das soeben dem dreißigjährigen Kriege entgegentrieb; da überall wirkte der pulsierende Geist, die natürliche, allseitige, freie Kraft. Spanien aber starb hin.

Und das Maß der persönlichen Mitschuld seines spanischesten Herrschers tritt wieder klarer hervor, wenn wir mit einem letzten Blicke den Ausgang von Philipps persönlichen Kämpfen überschauen.

Wir haben ihn oben bis in die 1570er Jahre begleitet. Seine größte Zeit kam später. Diese langsame Natur entfaltete ihre ganze Wucht erst, als sie die Höhe des Mannesalters hinter sich hatte. Erst als 60er hat Philipp im Innern absolutistischer durchgegriffen; erst als 60er führte er nach außen hin den großen Stoß, der seine Lebensarbeit folgerecht vollenden sollte. Frankreich war durch den Religionskrieg gelähmt; sein spanischer Rival wuchs dadurch weiter empor. Unter spanischem Fittig drang überall in Europa der Katholizismus aufwärts: von Schweden und Polen bis in den ganzen Westen des Erdteils wirkte Philipps Diplomatie, sein Geld, seine Macht. Der Augenblick schien gekommen, die Ketzerei ganz zu zertreten: über das gebeugte Frankreich, über die fast erliegenden Niederlande hinweg reckte Philipp, 1588, seine Hand nach der letzten Hochburg des Protestantismus und des allgemeinen Spanierhasses aus, nach England. „Die Geschicke der Menschheit," sagt Ranke, „lagen auf der Wagschale." Wieder haben dabei die persönlichen Mängel des Monarchen verhängnisvoll eingewirkt. Aber großartig war dieser Schlag: es war ein Höhepunkt der europäischen Geschichte.

Der Schlag ging fehl. Die Armada zerschellte. Spanien, tief erschüttert, setzte alles an alles. Noch schien einmal die Eroberung des französischen Thrones selber zu winken. Aber jede neue Anstrengung brachte neue Niederlagen. Die individuellen Kräfte des aufstrebenden Frankreich und der protestantischen Welt erhoben sich und zerschmetterten den Zwingbau des alten spanischen Königs. Philipp II. sah nach zehnjährigem Widerstande, daß sein Angriff gescheitert war. Er begriff seinen Gott nicht, der seinen Dienst nicht hatte annehmen wollen. Das Papsttum kehrte sich von

ihm ab, sein Volk begann zu murren. Philipp II. bestellte sein Haus, schloß Frieden mit seinem größten Gegner, dem siegreichen Heinrich IV.; er hinterließ seine Riesenaufgabe einem unfähigen Knaben, dessen Unfähigkeit er erkannte.

In diesen Jahren von 1580—1598 regierte Philipp II. ganz allein. Die Größe wie die Übertreibung in seinen einzelnen Taten, beides ist sein Eigen. Und unverändert schritt er seinem Grabe entgegen. Was den Schwergetroffenen innerlich bewegt haben mag, wissen wir nicht. Würdig hat er, nach reiflicher Vorbereitung, seine letzte Stunde getragen — er war überzeugt, daß er seinem Gotte gedient habe nach seinem besten Wissen; nicht auf staatlichem Gebiete suchte er die Sünden, die er zu bereuen habe. Aber er starb als ein gebrochener, ein geschlagener, ein von der fortströmenden Geschichte gerichteter Mann.

Freilich, den Katholizismus in Europa zu sichern, den Protestantismus zurückzudrängen hat er Unendliches getan. Die gewaltige Erhebung der Gegenreformation bleibt an seinen Namen gekettet. In Deutschland, Belgien, in Frankreich hat er die konfessionelle Entwicklung stark, vielleicht für immer entscheidend, mitbestimmt. Seine Nachwirkung ist, wie die seines Vaters, darin unermeßlich groß.

Und gewiß bleibt er, mit dem kein Mensch einen Kult zu treiben versucht sein wird, eng und düster wie er ist, dennoch eine große geschichtliche Gestalt. Und in dieser Gestalt des stummen Königs mit dem nordischen Aussehen verkörpert sich, wunderbar genug, die Tragödie seines heißen südlichen Volkes. Wie er selber aus Familie und Zeit und Nation sich begreift, das habe ich zu entwickeln gesucht; ein zusammenfassendes, schlagendes Urteil über ihn zu sprechen, entfällt dem Historiker, der ihn so im großen Zusammenhange anschaut, einigermaßen der Mut. In der Grabkirche des Escorial, die er erbaut hat, wird noch alljährlich in verschollener Einsamkeit das Totenamt für Kaiser Karl V. gehalten, dereinst gestiftet von Philipp II., seinem Sohn: man möchte darin ein Zeichen sehen. Die Spur seiner Tage ist geblieben, aber nicht am Lichte unserer Sonne tritt sie sichtbar hervor; er war ein Mensch, der gefehlt und gekämpft hat gleich anderen; in der Gesamtheit seines Daseins aber erscheint er mehr als eine Kraft des Todes denn des Lebens.

Im England der Elisabeth

Vortrag Leipzig 1896

Wer hat nicht einmal, wenn ihn der Weg an die ostfriesische Küste trug, mit hellem Staunen in dem prächtigen Rathause der guten Stadt Emden, dem Nebenbuhler beinahe des benachbarten Bremischen, und in der Fülle ihrer zierlichen Bürgerhäuser mit dem Rot und Weiß ihres Ziegelbaues den lebendigen Atem einer lange schlummerden Vergangenheit gespürt? Auch Emden hat dereinst, damals, als diese Zeugen holländischer Nachbarschaft aus seinem feuchten Boden emporwuchsen, seine großen Tage gehabt — damals, als hier im nordwestlichen Niederdeutschland der Kampf geführt ward gegen Philipp II. von Spanien und seine katholische Weltpolitik. Durch eine Nebentür treten wir ein in jenes stürmische Zeitalter. Hier in Emden erschien im August 1592 Graf Friedrich zu Mümpelgart, ein kleiner süddeutscher Fürst also, der indessen bereits die Anwartschaft auf den würtembergischen Herzogshut besaß: ein Jahr darauf ist er Herzog geworden; ein rechter Deutscher jener Tage, dessen Gesicht uns, über dem reichgestickten modischen Wams mit seinen geschlitzten Puffärmeln, aus dem breiten spanischen Kragen behaglich entgegenschaut: rund, würdevoll, gewichtig, mit einem erquickenden Ausdruck von gutem Appetit und gesundem Durste; aber die Augen blicken lebendig und leidlich selbstbewußt. Er hatte schon vor Längerem einmal den Osten und Norden Deutschlands besucht; er war jetzt auf der Fahrt nach England; später — nachdem er wieder Atem geholt und Geld gespart — hat er auch Italien in langer Reise durchzogen. Mehrere seiner Edelleute, ein Kapitän, ein Valbier, ein Sekretär, einige Diener geleiteten ihn, der Sekretarius Rathgeb hat dann den Bericht der Reise aufsetzen und anno 1603 in Druck geben dürfen. Reiselust und Wissensdurst hat bei diesem Herzog mit dem hohen Ehrgeize zusammengewirkt, den englischen Orden vom Hosenbande für sich zu erringen: dreimal hat er später in eigenen Gesandtschaften darum gebettelt, bis er ihn bekam. Dies erste Mal aber war ihm wohl die Reise das Wichtigste. Schon begann damals in Deutschland die Sitte sich anzubahnen, daß ein junger Kavalier die Hauptländer Europas kennen lerne; aber herrschend war sie noch nicht; die Reiseberichte fließen damals

noch nicht eben reichlich, und vollends England als Reiseziel begegnet nicht allzuoft. Vorher, im Jahre 1584, ist ein pommerscher Edelmann, der gerne die weite Welt durchzog, Lupold von Wedel, kurz nach diesem, 1585, ein junger Ulmer, Samuel Kiechel, über den Kanal gezogen; später, 1598, der Mentor eines schlesischen Junkers, der seinem Zögling die Welt gezeigt und dann seine Erfahrungen in einer Art von Reisehandbuch ausführlich niedergelegt hat, der Jurist Paul Hentzner. So haben wir aus 14 Jahren vier Schilderungen, jede aus anderem sozialen Kreise und unabhängig für sich. Bekannt sind sie längst; aber es lohnt sich doch vielleicht, ihren Wegen einmal nachzugehen und aus ihren Erzählungen und Betrachtungen, eng und etwas schwerfällig wie sie uns zunächst erscheinen, ein anspruchsloses Bild zusammenzusetzen — eine historische Plauderei also nur, die doch vielleicht hier und dort zu Charakteristisch-Lebendigem hinführt und vielleicht sogar einen Ausblick öffnet in freiere und ernste Weiten.

Schließen wir uns, wie es sich für loyale Deutsche geziemt, zuerst dem Grafen oder, sagen wir gleich, dem Herzoge Friedrich an. Er hat etwas an die Erweiterung seines Weltbildes gewagt: denn gefahrlos war das Reisen anno 1592 nicht. Da stand Heinrich IV. von Frankreich mit den Niederlanden, den „Staaten", vereint gegen Philipp II. in Waffen; überall wogte der Krieg, auch England stand seit Jahren mitten in dem Bunde gegen den katholischen König. Schon im Schwarzwald hatte der Herzog eine arge Panik erlebt, kurz vor Emden war er im Wirtshause von holländischen Soldaten überfallen worden, die Seine Herzogliche Gnaden durchaus als einen Spanier ausrauben wollten und erst nach stundenlanger Belagerung „mit vielem Schwören und Gotteslästern" und tapferem Trunke weitergingen. Die Emdener entschädigten den Gast, indem sie ihm zeigten, was sie noch heute zeigen, ihr neues Rathaus und ihre Rüstkammer, die sie kurz zuvor in dessen Oberstock ausgebreitet hatten. „Und hielten — so heißt es leider bei Rathgeb — die Ratsherren hernach ihren Fürstlichen Gnaden einen Untertrunck, dergestalt, daß sie selbsten alle sehr wohl bezecht wurden": das war das Deutschland von 1600! Dann aber begann wieder der grimme Ernst des Lebens: die Meerfahrt. Denn die See beherrscht der Freibeuter, Holland wie England

führen ihren Krieg wider Spanien mit zuchtlos organisierter Räuberei. Am vorsichtigsten, man geht gleich selbst auf solch ein Kaperschiff. Dem Herzog wurde es besser: der Rat von Emden verschaffte ihm sichere Überfahrt. Wie sie sonst gelang, davon will ich schweigen: Hin- und Rückfahrt hat Rathgeb, die Landratte, beweglich beschrieben; es war so, „als wenn wir auf dem hohen schweizer Gebürg daher fuhren"; sie fürchteten, „daß wir unser Begräbnis etwan in dem Bauche eines erschröcklichen Meerwunders suchen sollten", und sie wurden krank und vermeinten zu sterben. Nur der Herzog blieb, wie es seine Würde forderte, immun. Und dann die Landung in Dover; dort, wie in allen Hafenplätzen, die eingehendste polizeiliche Untersuchung: schon „viel Verratherey" der Katholiken wider Königin Elisabeth, versichert Kiechel, sei dadurch an den Tag gekommen. Von Dover geht es nach London: denn eigentlich dort allein sei für den Fremden etwas Rechtes zu holen.

Sehen wir nun, was in England unseren Landsleuten vor 300 Jahren bemerkenswert erschien: es ist bei allen ungefähr das Gleiche. Wir betrachten es hier mehr des Gegenstandes, als der Beobachter halber.

Sie freuen sich der trefflichen englischen Post und ihrer Relaispferde; der Regel nach reitet der Reisende, nur in feierlichen Fällen wird ihm ein Staatswagen, eine „Gutsche" zur Verfügung gestellt; er sieht den Frachtverkehr der großen zweirädrigen „Karren" die Landstraße füllen; er muß aber wohl aufpassen, daß ihm selber nichts zustößt: die Straßen sind abends nicht sicher, zumal im Südosten des Reiches. Selbst Herzog Friedrich sieht sich einmal „von einem Engelländer mit bloßer Wehr" verfolgt, der „stark hinder uns hergerennt" und offenbar auf Spießgesellen rechnete; auch Hentzner wird vor Räubern gewarnt. Alles Lobes voll ist man für die englischen Gasthäuser; unerhört: eine Gesellschaft, die zusammen reist, erhält hier, wenn es angeht, ein eigenes Schlafzimmer für sich. Nur leider, die Wirte stehen manchmal im Kartell mit den Räubern, signalisieren ihnen einen guten Fang. Dabei sind die englischen Städte auffallenderweise ohne Mauerring: der Deutsche kann sich das nur aus der sonst allzugefährlichen Freiheitsliebe der Einwohner erklären; im Grunde erwies es

doch gerade die Friedlichkeit der englischen Verhältnisse — einen der großen natürlichen Vorzüge des Inselandes vor dem stets von Feinden heimgesuchten Kontinent.

Unsäglich imponiert London den Reisenden: „eine große, fürtreffliche und gewaltige Gewerbstatt; ist eine sehr volkreiche Stadt, daß Einer schier auf den Gassen vor dem Gedreng nicht gehen kann“: das sprang also schon damals in die Augen; und auch die Londoner Taschendiebe zeigten den Besuchern schon sehr nachdrücklich ihre Kunst. Ihr Staunen erregt im übrigen die Reinlichkeit und der Glanz der Straßen, die unter- und die neue oberirdische Wasserleitung: ein deutscher Techniker hatte diese angelegt! Sie bewundern die Auslage der Goldschmiede in deren glänzendem Viertel, die Pracht der Kleider; sie betrachten treuherzig alles, was man ihnen zeigt — und wieder sind es oft genug dieselben Dinge wie heutzutage. Sankt Paul (damals freilich noch die alte, gotische Kirche) und die Westminsterabtei mit ihren Königsdenkmälern; der Tower mit seinem Kronschatz, seiner Rüstkammer und seinen unheimlichen Gewölben: wer da als Staatsgefangener hineinkommt, kommt selten wieder heraus! Das war damals noch finstere Wirklichkeit; ein wenig parodistisch berührt es daneben, daß der Besucher schon damals beim Eintritte abgeben mußte, was er an Handgepäck bei sich trug: nur waren es dazumalen die Degen. Es scheint, daß die Londoner den Fremden ihre Bewunderung nicht immer gut gelohnt haben; besonders der Handwerker, klagt unser Schwabe Rathgeb, verlacht alle ausländischen Nationen, und macht der Verspottete gar Miene, sich zu wehren, so sammelt sich das Volk und prügelt ihn jämmerlich. Und doch sehen wir, daß immer ein ganzer Kreis solcher Ausländer sich zusammenfand: Deutsche von Adel und deutsche Kaufleute, dazu etwa ein dänischer, ein böhmischer Edelmann mit seinem Begleiter; sie wallen vereinigt den Sehenswürdigkeiten nach. Und wie viele sind deren noch zu nennen! Die Paläste der Großen, der Themse entlang, bis Westminster; die Schlösser und Gärten der Königin, Whitehall, St. James; dann die Börse, die Thomas Gresham begründet hat, der Mittelpunkt des Warenverkehrs und des persönlichen Verkehrs der Kaufleute; auch das Haus der Hansa, der Stalhof, damals schon ein Zeichen vergangener Tage, wird

noch erwähnt. Über die Londoner Brücke mit den stattlichen Häusern, die sie nach mittelalterlicher Art bedeckten, über die Themse hinweg, die von Schwänen reich belebt ist, kommt man zum Prachtschiffe der Königin, das man besichtigen darf; auch Francis Drakes berühmtes Schiff, auf dem er (es war noch ganz frisch, 1577—80!) die Erde umsegelt hatte, hob man sorglich als ein nationales Ehrenstück für die Nachwelt auf. Das alles spiegelte Reichtum und Glanz; erstaunlich war es, den Festzug des Lord Mayors, die Spiele, die er gab, sein reiches Bankett zu betrachten. Dann aber, in jähem Wechsel, lange Jahre hindurch festgehalten, der furchtbare Blutschmuck des Turmes auf der Londonbrücke: auf seinen Zinnen drohen die 34 abgeschlagenen Häupter von adligen Verschwörern wider Königin Elisabeth: wir kennen sie aus den Versen der Maria Stuart. Unseren Landsleuten blieb es nicht der fremdartigste und nicht der wichtigste Eindruck. Vielmehr, von ganz eigener „Kurzweil" der Londoner haben sie zu erzählen. Vor der Hauptstadt, über die Brücke hinweg, auf dem Südufer, in Southwark, liegen die Theater, in denen unter gewaltigem Zulaufe alltäglich Lust- und Trauerspiele gegeben werden; besonders lustig zu sehen sind der Königin Komödianten, obwohl, wie Kiechel überraschend anmerkt, „einem frembden, der dü sprach nicht kan, es verdrüslich ist, das ers nicht verstöht". Besondere Gebäude sind es, drei Gänge übereinander, und die Einnahmen groß, zumal an Tagen, wo ein neues Stück agiert wird: dann sind die Preise verdoppelt. Da kann man denn zum Schlusse Tanz und Musik mitgenießen; man kann sich daran ergötzen oder ärgern, wie dreist die Stutzer den anwesenden Frauen den Hof machen; man kann sich in diesen Theatern Obst, Wein, Bier kaufen, und das wunderliche Schauspiel ansehen, das die Zuschauer geben: denn überall, wo Engländer sind, da bedienen sie sich des indianischen Krautes Nicotiana, nach amerikanischer Benennung Tabak geheißen: sie trocknen es, stopfen es in Tonpfeifen, zünden es an, ziehen den Rauch durch den Mund ein und stoßen ihn durch die Nase wieder aus, wie durch einen Schornstein; es soll für Magen und Kopf ausnehmend gesund sein und insbesondere den Schnupfen trefflich heilen.

Das etwa hören wir, in buntem Durcheinander, über London;

aber ein pflichtgetreuer Reisender geht weiter. Er beschaut sich die königlichen Schlösser in Windsor, Hamptoncourt, Greenwich, und verzeichnet, was sich da an kostbaren Tapeten und Bildern, an ausländischen, überseeischen Seltenheiten, an sonderbarem Laub- und Baumschmuck der Prachtsäle, an künstlichen Grotten und wohlgegliederten Renaissancegärten findet. Er wandert durch Oxford und Cambridge und nimmt eine lange, langweilige Liste ihrer reichen Collegien, wohl auch den Eindruck der Eigenart englischen Studentenlebens mit nach Hause. Ein Ehrgeiziger träumt wohl gar von einem Ausfluge von Schottland: aber die Pest schreckt ihn davon zurück. Wagt er ihn dennoch, so bringt er wunderliche Bilder mit heim von dem armen, kinderreichen, schmutzigen Nachbarreiche, von seinem dürftigen Könige, seinen inneren Streitigkeiten, von der Stadt Edinburgh und ihren düsteren Königsschlössern; wie eine Legende schwebt über alledem die entsetzliche Ermordung Darnleys, die Buhlschaft der schuldigen Königin Maria, ihre Gefangennahme, ihre lange englische Haft — in der lebte sie ja noch bis 1587!

Inzwischen hat der Reisende das grüne englische Land mit seinen Hecken und Weiden kennen gelernt; er hat auch die Eigentümlichkeit der Bewohner zu fassen gestrebt. Die Frauen natürlich hat er beobachtet: ist er höflich, wie der junge Kiechel, so weiß er zu melden, die englische Frau sei schön: „ein holdsälig und von natur mechtig schön weibsbildt, als ich mit meinen Augen kaum gesehen"; sie bemale und pudre sich nicht, meinte, im Gegensatz zu andern Zeitgenossen, dieser Ulmer Idealist; wohlgefällig berichtet er aber auch, daß in eines Bürgers Haus der Gast das Recht hat, die begrüßende Hausfrau oder Tochter zu umarmen und zu küssen: „welches des lands gebrauch; tut es Einer nicht, so wird es ihm für einen Unverstand und Grobheit geachtet und zugemessen". Reservierter hielt sich der fürstliche Sekretarius Rathgeb: die Weibsbilder — das Wort ist natürlich ganz respektvoll gemeint — haben viel mehr Freiheit als anderwärts, gehen prächtig geschmückt daher, „seind gleichsam als die Meister", so daß das Sprichwort sagt: „England sei der Weiber Paradies". Freilich gibt es auch Hexen die Menge und daher viel Hagel und Unwetter. Frei und selbstbewußt aber ist nicht nur die Frau.

Hentzner zählt die englischen Eigenschaften auf: Ernst, Prachtliebe, dabei Beweglichkeit, Lust an Tanz und Musik; sie essen appetitlicher als die Franzosen; sie sind kriegsgewaltig, freiheitsliebend und derb. Man sieht: die Attribute taumeln ein wenig durcheinander; aber was den Darstellern besonders wichtig schien, erkennt man doch: es ist die Fülle des englischen Lebens. Im Äußerlichen ist es reichlich — viel Fleisch, viel Zucker, viel Bier und ausländischer Wein, vortreffliche Austern, und im Hause möglichst viele Bequemlichkeit. Innerlich ist es saftig und grob: sie lieben den Lärm, Kanonenschüsse, Trompetengeschmetter, Glockengeläut. Ist einer in London ein wenig angeheitert, so klettert er, nach P. Hentzner, auf einen Glockenturm und bimmelt stundenlang. Aber über die Analyse des englischen Charakters hinaus, die sie selber reichlich unbeholfen versuchen, führen uns doch die tatsächlichen Angaben, die unsere Gewährsleute überliefern. Wir sind ihnen ja auf die Landstraße, die Londoner Gassen, in die Theater gefolgt; wir hören sie von der Menge der Hinrichtungen reden: 300 gebe es alljährlich in London; 18 sind neulich mit einem Male gehenkt worden; ihre Freunde beschleunigen dann, durch eigenen Eingriff, gnädig deren Tod. Wir sahen die abgeschlagenen Köpfe auf Londonbridge; und dicht bei den Theatern, in denen Shakespeare spielte, war die Bühne für Bären und Stiere. Da geht es derb her, auch gegen die Menschen: eine Rakete in Rosenform läßt Obst unter das Volk fallen, daß es sich darauf stürzt und darum schlägt, dann explodiert sie und überstreut den Menschenknäuel mit feurigen Schwärmern, daß es lustig zu sehen ist. Aber die Hauptsache gilt den Bestien: die bindet man an, hetzt Doggen auf sie, und freut sich der blutigen Kämpfe; ja, ein Bär wird geblendet und dann von Menschen gepeinigt; es geht auf Leben und Tod. Dem guten Herzog Friedrich bot Elisabeth das Schauspiel dieser Bärenhetze als besondere Freundlichkeit dar. Es ist ein rohes nordisches Gegenbild der spanischen Arena, der rechte Spiegel der englischen Art, wie sie damals war.

Und wie imponierten den Deutschen die gewaltigen und gewaltsamen englischen Seefahrer. Schon 1585 ist von Franz Drake die Rede: Kiechel hört „Zeitung wüe das der capitan Draco abermalen eine stattliche Beutt bekommen, ein groß Schiff so aus

India kam und nach Spanien wollt, welches er erobert": Gold, Silber, in Barren und Münze, kostbare Waren, wertvolle Gefangene bringt er ein. Der Seeraub stand geradezu im Vordergrunde des nationalen Lebens und vereinigte — halb Raub und Handel, halb religiöse Fehde und nationaler Krieg! — in seinem Wesen große Richtungen der englischen Zukunft.

Auch von der Wirtschaft hören wir dies und das: von der Weidewirtschaft und dem Reichtum an Wolle, von der Tuchindustrie, den Bergwerken, und eben dem Handel, der Schiffahrt, der Börse. All das geht wenig tief; auffallender noch ist, wie wenig uns vom Staatswesen erzählt wird. Wohl wird einmal die Selbstverwaltung geschildert, vom Parlament ist so gut wie gar nicht, und jedenfalls, auch wo es genannt ist, niemals charakteristisch und zutreffend die Rede. Es ist, als ob die an Landstände und Reichstag gewöhnten Deutschen diese englischen Reichsstände für etwas Selbstverständliches gehalten hätten — oder ist vielmehr das Gegenteil der Fall, und bemerkten sie, unter Elisabeths überstrahlendem Königtume, die Institution überhaupt nicht? Was sie bemerken, ist einmal der Unabhängigkeitssinn, den sie den Engländern im ganzen doch zuschreiben; im übrigen jedoch ist es nur Elisabeth und der Ruhm ihrer großen Siege. Von denen aber ist die Luft auch noch ganz erfüllt. Als die Würtemberger den Kanal durchsegeln, kommen sie über den Ort, „da vor wenig Jahren (1588 war es ja erst gewesen) die sehr starke spanische Armada von der Englischen Schiffmacht angriffen, geschlagen und getrennt worden war": noch lagen etliche Wracke am Ufer. Unter der Kriegsflotte der Königin bewundert man „das große Schiff, den Englisch Löw genannt, von welchem der spanischen Armada vergangener Jahre großer Schaden zugefügt worden", und Drakes Fahrzeug steht in höchsten Ehren. Das Hochgefühl gewaltiger Erfolge schwellt das nationale Empfinden: welcher Feind jetzt England ganz bezwingen wollte, so rühmen die Herren bei Hofe, der müßte sich auf acht Feldschlachten gefaßt machen, in jeder gegen 30—40 000 Mann.

Dieser Stolz aber verkörpert sich in Königin Elisabeth. Dreimal wallfahrtet Kiechel zu ihr, ehe er sie zu Gesicht bekommt, Wedel sieht sie bei Aufzügen, im goldenen Wagen, in heller

Pracht, anzuschauen „wie man die Gottinnen malen pfleget"; am nächsten kommt ihr Herzog Friedrich; er wird am Hoflager empfangen, vom Grafen Essex festlich begrüßt, dann tritt er vor die Königin selbst. Sie spricht ihn freundlich und gnädig an; ja, der französische Gesandte bringt „Ihre Majestät mit kurzweiligem Gespräch so weit, daß sie eines auf ihrem Instrument, welches Saiten dann von Gold und Silber seind, sehr lieblich und kunstreich geschlagen". „Denn ohngeachtet, schreibt der Sekretär, daß J. M. damalen auf die 67 Jahre alt — da tut er ihr Unrecht, sie war noch nicht 60 —, ist sie doch nach Gelegenheit ihrer Person noch solchen Ansehens gewesen, daß sie einem Jungfräulein von 16 Jahren nicht viel nachzugeben. Hat ein ganz gravitätisch königlich Ansehen und regiert ihre Königreich mit großer Bescheidenheit, in erwünschtem Frieden, Glückseligkeit und Gottsforcht; hat ihren Widerwärtigen mit göttlicher Hilfe und Beistand bishero wohl zu begegnen gewißt": die Armada bezeugt es. Wenn Gott für uns ist, wer will wider uns sein? den Spruch wiederholt sie auch dem Herzoge: auch mit ihm redet sie von der spanischen Niederlage. Recht persönlich hat sechs Jahre später Hentzner sie beobachtet, wie sie in Greenwich Audienzen erteilt. Das Zimmer ist prächtig mit kostbaren Tapeten behängt; geistliche und weltliche Würdenträger harren ihrer; in aller Fülle des Pompes tritt sie ein — die Ritter ihres höchsten Ordens gehen vor ihr her, Szepter, Schwert, Siegel werden vorangetragen, schöne Damen folgen ihr nach, 50 hochgeborene Leibwächter mit vergoldeten Hellebarden stehen zur Seite. Sie selber schritt majestätisch dahin, im ausgeschnittenen Seidenkleid, wie es der Unvermählten zustand, mit Mantel und langer Schleppe, mit Kette und Halsband. Der Schlesier, nicht ganz so galant wie sein schwäbischer Landsmann, fand, daß ihr längliches, weißes Antlitz voller Furchen sei, das Auge klein, aber dunkel und freundlich, die Nase leicht gebogen, die Lippen zusammengepreßt, die Zähne schwarz, das Haar rotblond, aber unecht. Sie redete im Einherwandeln, liebenswürdig, in mannigfachen Sprachen diesen und jenen an; der Angesprochene beugte das Knie, wohin sie blickte, sank alles nieder; einem bot sie die Hand zum Kusse: die war länglich und schmal und funkelte von Ringen und Steinen. Das Volk rief ihr zu: Gott segne Königin Elisabeth,

sie antwortete ihm: ich danke dir, mein gutes Volk. So streng und hoch war das Zeremoniell; selbst der leeren Galatafel Ihrer Majestät naht das Hofgesinde nur unter Kniebeugungen: im Nebenzimmer speist sie selber; das sehen zu dürfen, ist höchste Gnade.

Das sind Äußerlichkeiten — tiefer geht die Beobachtung und das Urteil unserer Gewährsmänner nicht. Aber diese Äußerlichkeiten sind für das elisabethische England unendlich bezeichnend. Nicht jeder wird sich diese beinah göttliche Verehrung der Herrscherin vorgestellt haben, die dem — wir haben es gehört — so freiheitstrotzigen Britenvolke gebot. Und doch tritt uns darin und in alledem, was ich bisher aufgereiht habe, das eigentlichste Leben der Zeit in sprechender Frische entgegen. Unsere Deutschen sahen nicht geistreich oder tief; aber was sie sahen und niederschrieben, das gibt, in seinen harten Holzschnittlinien, ein echtes Bild der Wirklichkeit: eine Nation, stolz, emporstrebend, leidenschaftlich und roh, von rücksichtsloser Lebenskraft, selbstsüchtig und weltlich, in unaufhörlicher Erweiterung aller ihrer Kreise begriffen, in Eroberung und Gewinn daheim und draußen in der Welt. Aus blutigen inneren Fehden des XV. Jahrhunderts, aus jenen Rosenkriegen, die wir aus Shakespeare kennen, in denen sich der wilde spätmittelalterliche Hochadel zerrieb, in denen aber auch England, seine Macht, sein Wohlstand, sein Handel fast versank, aus ihnen hat sich England langsam wieder aufgerichtet; ein starkes Königtum hat ihm zuerst diktatorisch das Notwendigste, den Frieden geschafft, und unter dem Königtume der Tudors ist ein doppelter Mittelstand in Stadt und Land kräftig emporgeblüht: hier ist der Kaufmann, dort der Landedelmann stark geworden, beide einander und dem Könige verbündet, beide in heftigem Ringen siegreich über mancherlei Gegner. Die Kirche hat der König national und staatlich gemacht, ihr Gut hat ihn und jene beiden neuen Stände bereichert. Die Wirtschaft hat sich aus schweren inneren Krisen schließlich hindurchgerungen; unter Elisabeths Regiment erntet man die ersten neuen Früchte. Der Lebensstrom des 16. Jahrhunderts, der modernen Zeiten, bricht auch in England hervor, flutet auch nach England hinein, hat erst jetzt England in die Reihe der großen Wirtschafts-, der Handelsvölker hinaufgehoben. Man hat das Joch fremder Handelsherrschaft — auch der Hansen

— abgeschüttelt, ist selbständig geworden in Handel und Gewerbe, steigt von Jahr zu Jahr freier und höher empor. Man hatte um 1580 und 1600 das Gefühl eines ungekannten Wohlstandes; man zählte auf, wie alles anders und reicher wurde, Tracht und Wohnung, Bettstatt und Tapete, Speise und Trank, wie das Glas die Fenster sicher verschloß, die Luxuswaren des Auslandes die Tafel herrlich zierten. Schon streckte man die Arme verlangend über die Meere aus, zunächst in die Nähe, in die Nord- und Ostsee, über die Nordsee hinüber nach Deutschland, dann griff man weiter, auf den Ozean und über den Ozean weg, nach den Schätzen der neuen Welt. Dem Geschlechte, das all diese Wandlungen geschaut, erschien nichts mehr unmöglich. Mit seinen Kaufleuten im engsten Bunde ist das Königtum vorangeschritten, den englischen Handel erst zu befreien, dann ihn hinauszuführen in alle Lande; überall faßt man Boden; die Fernen einer weltweiten Zukunft tun sich auf. Inzwischen aber genießt man die Gegenwart; alte Fesseln der Wirtschaft wie des Geistes werden gesprengt, der einzelne dringt selbstherrlich in beidem vorwärts. Die alte Kirche ist gebrochen worden, und noch hatte bis 1600 keine erneuerte und gereinigte Religion sie bereits voll abgelöst. Der offizielle Protestantismus des englischen 16. Jahrhunderts ist sicherlich nicht ohne religiösen Inhalt und Zug und ist von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in sich tiefer und reiner geworden, aber sein Ursprung lag doch wesentlich in der Gewalt und im Staate; das lähmte seine Wirkungskraft; noch waren die oberen Schichten der englischen Gesellschaft nicht wieder durch neue und starke, innerliche Seelenmächte gebändigt und gebunden. Rücksichtslos, ohne inneres Hemmnis, durften gerade sie noch vorwärts eilen; die alte Zucht war zerfallen, eine neue bildete sich erst allgemach. Der junge Edelmann geht nach Italien, in das Italien der Hoch- und Spätrenaissance, und saugt dort aus den überreifen Früchten einer gesteigerten und krankhaft übertriebenen, einer innerlich zersetzten, aber noch immer glänzenden Kultur vielseitige Anregung und süßes Gift; eigentümlich wird der alte Kern tiefeingeborener nordischer Wildheit von diesem raffinierenden Einflusse südlichen Wesens umzogen. Am Hofe — so urteilt ein trefflicher Geistlicher, der um 1580 sein Heimatland liebevoll schilderte, ein

ehrlicher und ernster Mann von gesundem Humor und redlichem Empfinden, William Harrison — am Hofe sei man wohl reich an fürstlicher Pracht und auch an freier Bildung: die Damen verstehen, der Königin gleich, Griechisch, Lateinisch und die Sprachen der westeuropäischen Völker; sie wissen Krankheiten zu heilen, lieblich zu musizieren, und dennoch auch zu kochen. Auch die Herren des Hofes sind hochgebildet — aber wie lasterhaft sind sie zugleich! Und wir haben vom englischen Hofe und Adel hundert Beispiele vor Augen: brutale Genußsucht, widerliche Ränke und blutige Kämpfe, Drama an Drama, ein heißes und hinterlistiges Ringen um die Macht, von den Rosenkriegen und dann wieder von Heinrich VIII. ab, durch die Tage der Johanna Grey und der katholischen Maria hindurch, bis in den langen, mörderischen Zweikampf zwischen Elisabeth und Maria Stuart, bis in die Kette der Attentate und Verschwörungen hinein, die damit zusammenhingen, bis zu den höfischen Tragikomödien, die die Königin stets umspielten, zu dem Ringen des königlichen Geliebten Lord Leicester mit seinen Rivalen, wobei der Dolch so manchmal aus dem Dunkel blitzte; bis zu jener Alterstragödie der Elisabeth selbst, da die gereizte Herrin ihren jugendlichen Liebling Essex in offener Ratssitzung eigenhändig in das Antlitz schlug und dann zuletzt den stolzen, hitzigen Mann auf das Schafott trieb — überall, welch eine Fülle rücksichtsloser Gewalttat, schrankenloſen Strebens, zorniger und wilder persönlicher Leidenschaft: alte Eigenschaften mit einem neuen Zuge der Renaissance; und alles dramatisch gefaßt und dramatisch gesteigert. Und nicht anders das Volk: unser Volk, so sagt Harrison, ist stolz, frei, verschwenderisch an Leben und Blut. Furchtbar hart sind die richterlichen Strafen; dennoch wirft sich das zuchtlose Gefolge der jungen Edelleute raubluſtig auf die Straße; überallher erschollen die Klagen über den Verfall der Sitten; daß es ein Geschlecht von derber Genußkraft und derber Faust ist, welches sich seine Gesetze nur selber geben will, das tritt aus allem hervor. Schon aber erhebt sich aus der Tiefe der Nation der neue Geist, der diese Wirtschaft der Sünde, der Selbstsucht, der entsittlichten Persönlichkeit und ihrer Lüste zertrümmern will: der religiöse Genius, der dieses europäische Jahrhundert von innen her durchdrang, und der demokratische Groll verbinden

ſich gegen die herrſchende ariſtokratiſche Welt dieſer Renaiſſance, und durch den Lärm und Schimmer des Hofes, der Städte, der Edelſitze ſchallt immer hörbarer, drohend und ſtreng, die ernſte Predigt, das dunkle Singen, der heiße Proteſt des Puritaners. Auch unſere Deutſchen haben dieſe Stimmen gehört, und Paul Hentzner erzählt von der neuen Sekte mit ihrem genferiſchen Geiſt: was ſie bedeutete, wie ſie das engliſche Leben mit ungeheurer Kraft ergreifen und umbilden ſollte bis in den Grund hinein, das ahnte er nicht.

Gewiß, eine Wiedergeburt durften dieſe Propheten fordern: die Sünde dieſer Welt war offenkundig und groß. Und dennoch — war die Welt von 1580 und 1600 etwa vermodert? war ſie, bei allem Drange perſönlicher und weltlicher Willkür, etwa regellos und ordnungslos? Nein! ſie war feſt und mächtig und groß trotz alledem. Nicht bloß, daß ſie lebendig und kräftig war, friſch bis in ihr Innerſtes, unaufhaltſam wachſend, nichts an ihr klein, alles, auch die Sünde, ſaftreich, durchdrungen von einem ſtarken, ja einem heroiſchen Zuge — nicht nur das; ſie fühlte ſich auch einheitlich und beherrſcht. All ihr Leben wird von einem ſtarken nationalen Bewußtſein zuſammengehalten. Ihre Wirtſchaft ſtrebt zum Ganzen, zum Nationalen; ihre Geſetzgebung ergreift die zuſtrömenden Aufgaben der neuen Verhältniſſe feſt und klar und hat ihnen damals für 200 Jahre haltbare, wirtſchaftlich-rechtliche Formen geſchaffen; ihre Politik ſichert im Inneren die Autorität, trotz aller Wildheit und Selbſtſucht, und führt nach außen hin Englands Geſchicke unabhängig, frei, in ſtetigem Aufſtiege empor. Indem alles da ſproßt und gedeiht, ſo ſpürt man überall, daß alles miteinander zuſammenhängt, daß ein einheitlicher, geſunder, nationaler Staat die engliſchen Kräfte wahrt und heilſam leitet. Unſere Hiſtoriker haben es mit Recht betont, wie ſehr im Aufſchwunge des engliſchen Welthandels der Staat die führende Gewalt geweſen iſt, wie dieſer Einheitsmacht und den ihr verwandten, übrigen nationalen Staaten Weſt- und Nordeuropas die zerſplitterten Kräfte unſeres machtloſen deutſchen Vaterlandes auf dem Weltmarkte, und ebenſo dann im innerſten deutſchen Leben, haben weichen müſſen; und Dietrich Schäfer hat die Lehre, die ſich für unſer heutiges Daſein daraus ergibt, be-

sonders eindrucksvoll herausgearbeitet. Der heutige Deutsche kann vielleicht manchen Ähnlichkeiten nachhängen, die unser Volks- und Staatswesen in den Jahrzehnten nach 1871 mit dem England der Elisabeth verbinden: an nationalem und monarchischem Hochgefühle, an Siegen und an Gefahren und wachsender Opposition, an politischen wie an wirtschaftlichen und moralischen Erscheinungen wird er vielleicht, bei vieler und tiefer Abweichung, doch auch Wesensgleiches finden, das ihn zum Nachdenken aufruft — das ihm zum mindesten, wenn nichts anderes, so das anschauende, mitfühlende Verständnis des elisabethischen Englands erleichtern wird.

Des elisabethischen! Denn das bleibt eben wahr, daß alle jene positiven, einigenden und vorwärtsführenden Kräfte seines Zeitalters sich dem Engländer damals verkörperten in seiner Herrscherin: was unsere deutschen Reisenden da sahen, war nur der laute Ausdruck innerlichsten Bewußtseins. Nicht leicht gibt es in der Geschichte eine kompliziertere Gestalt als die der Elisabeth. Vielleicht niemals wieder haben sich in einer Persönlichkeit schreiende menschliche Schwächen so eigentümlich mit historischer Größe gepaart. Die Tochter des Despoten und der Frau, um derentwillen er mit Rom gebrochen und die er dann selber dem Henker ausgeliefert hat; in ihrer Jugend von hundert Gefahren umringt, in den Tower geworfen, nur eben begnadigt; durch Geburt und Geschichte die notwendige Verbündete aller nationalen und antikatholischen Gewalten in ihrem Lande, als sie dann, 25jährig, den Thron bestieg; 45 Jahre lang Königin, und ebensolange anscheinend und wirklich die Trägerin eines Prinzipes, das damals in Europa um sein Dasein rang, des Prinzips der geistigen und politischen Selbständigkeit der germanisch-protestantischen Völker. Sie selber dabei ganz Frau — wahrlich nicht in dem hohen Sinne des Wortes; ohne Adel und Wärme des Herzens und des Geistes, unrein und heiß in ihrem persönlichsten Fühlen, von der wilden Leidenschaftlichkeit des Tudorblutes in Wille und Genuß, so sehr sie mit dem Ehrennamen der jungfräulichen Königin kokettierte; ihr Lebelang eitel bis zur Lächerlichkeit, nur daß ihre Eitelkeit denen, die sie umgaben, sehr ernsthaft das Leben bedrohen konnte; beinahe grotesk in dem Spiele, das sie ihr Lebelang mit allen

möglichen Eheplänen trieb, die sie nie ernst nahm — denn sie wollte frei bleiben — und doch nie erlöschen ließ, halb aus Diplomatie, halb aus Gefallsucht; irreligiös und abergläubisch durch und durch; dabei geizig bis zur Verzweiflung ihrer Staatsmänner, feige und entschlußlos, bis ihr das Wasser zum Halse stieg, eine Kette, an der ihre großen Minister, der maßvoll kluge Cecil-Burleigh, der calvinistisch hitzige Kämpfer Francis Walsingham, immer wieder entsetzlich schwer zu tragen hatten; in alledem mehr eine Geistesverwandte der Katharina Medici als desjenigen Gegners, dem sie doch über die halbe Welt hin den Widerpart hielt, des spanischen Königs, den sie an Klugheit überragte, aber an Zauberlust fast übertraf, Philipps II.: er verkörpert ein gewaltiges religiös-politisches Prinzip; sie erscheint aus der Nähe fast als eine Summe von Launen und Schwächen. Und doch wurde sie die Trägerin alles Großen, das ihr England damals barg, die Führerin seines Lebens, die Freundin wirklich alles dessen, was in England lebendig war und vorwärts strebte. Doch glich die Größe der ihr zufallenden und von ihr ergriffenen Arbeit alle einzelnen Erbärmlichkeiten überwältigend aus. Eifersüchtig und unberechenbar, hat sie ihren großen Helfer Burleigh doch 40 Jahre lang festgehalten. Sie hat im weiteren alle die Aufgaben wirtschaftlicher und politischer Art erkannt und gepackt, die sich dem Königtume Englands boten; sie hat im einzelnen doch stets noch den allerletzten Augenblick abwartend erfaßt, an dem es galt, nach unendlichem Schwanken rücksichtslos zu handeln. So hat es sich, und trotz allem keineswegs ohne ihr Verdienst, gefügt, daß sie ihrem Volke, trotz hundertfältiger Ungeduld und Klage, im ganzen doch jederzeit der Inbegriff des Landes, seiner endlichen Einheit, seiner lange bedrohten Freiheit, seines Wohlstandes war: wir haben die unbeholfenen Worte gehört, in denen Rathgeb die Wahrerin des Friedens und die Siegerin über die Arma da pries. Ihr Interesse und das englische gingen genau denselben Weg; sie fühlte es und wollte nur mit ihrem Volke vermählt sein, und das Volk wußte es auch. Der ernste Pfarrer Harrison rühmt sie und die Damen ihres Hofes; ein Puritaner, wie es doch Edmund Spenser, der Dichter, war, ein rein und hochfühlender Mensch und eifriger Politiker, verkörpert in ihrer Gestalt das Beste, was

seine Heimat und seine sittliche Gedankenwelt ihm darbietet; der Puritaner, dem sie die Hand abschlagen läßt, mit der er ein Pamphlet gegen die Charakterlosigkeit ihrer religiösen Politik geschrieben hat, schwenkt mit der anderen den Hut und ruft: hoch lebe die Königin! Das Gefühl unverbrüchlicher Einheit überwand allen Gegensatz. Und wie strahlt uns diese Glorie vom Haupte noch der Verstorbenen herüber in dem letzten Drama, das William Shakespeares Namen trägt, in Versen, in denen, wenn nicht er selbst, so der mitarbeitende Vollender dieses Dramas die neugeborene Tochter Heinrichs VIII. durch Prophetenmund verherrlichen läßt:

Du wirst dereinst
Ein Muster aller Kön'ge, neben dir
Und die nach dir erscheinen .... Der Glaube nährt sie;
Geliebt wird sie, gefürchtet sein, gesegnet
Von ihren Freunden;
Die Feinde zittern gleich geschlagenen Halmen,
Gebeugt das Haupt im Gram. Heil wächst mit ihr,
Des Friedens heitere Klänge tönen rings;
Gott wird erkannt in Wahrheit ....
Sie wird zu Englands schönstem Ruhm gesegnet
Mit hohen Jahren, viele Tage sieht sie
Und keinen doch ohn' eine Tat des Ruhms.

Wohl ist das höfische Poesie. Aber daß sie unehrlich, ja auch nur daß sie unrichtig sei, darf man nicht sagen; es ist die höchste Sprache für das, was doch auch aus den hölzernen Worten unserer deutschen Besucher uns vernehmlich entgegenklang. Und so führen auch diese wieder den, der ihrer Schilderung nachsinnt, zu jenem Namen hin, der uns freilich noch voller und allgegenwärtiger als die große Königin, — denn als das erscheint sie, wenn nicht dem Auge des Kammerdieners oder der Kammerfrau, so doch zuletzt dem Auge des Historikers — zu dem Namen, sage ich, der uns am vollsten das England ihrer Tage in sich zusammenfaßt: dem Namen Shakespeares.

Gewiß sind jedem schärferen Auge längst, bei alledem, was ich erzählt und erörtert habe, immer von neuem die Gestalten, oder

ist ihm auch die eigene Gestalt des Dichters emporgestiegen: Elisabeths England ist uns doch einmal Shakespeares England; weil es das ist, kennen wir es körperhaft von Jugend auf, und darf auch ich zu Deutschen davon reden, beinahe wenigstens, wie von einem Zeitalter unserer eigenen Vergangenheit.

Lassen Sie mich, zum Schlusse, die Verbindungslinien zwischen unseren Schilderungen und Shakespeare ziehen.

Da müßte ich nun freilich, einmal, alles Einzelne wiederholen: wir haben von den Theatern und ihrer herrschenden Bedeutung gehört; vielleicht hat Shakespeare auf der Bühne gestanden, als Hentzner sie studierte. Auf den Landstraßen, in den Wirtshäusern sind wir gewesen: überall bekannte Gesichter! Zwischen Rochester und London, gerade in denselben Gegenden, wo Herzog Friedrich nur eben einem Überfalle entging, nicht weit von der Stelle, wo auch Hentzner und sein Zögling Räubern zu begegnen meinten — ebenda plündert Sir John Falstaff mit seinen Spießgesellen die Kaufleute aus; es ist kein groteskes Phantasiestück, es stammt aus der täglichen Wirklichkeit. Folgen wir Falstaff in die Bürgerhäuser zu Windsor, so treffen wir Wohlstand und Gerät, Bewirtung, Sitte genau so, wie im Berichte unserer Deutschen, und Frau Flut begrüßt — wie ja auch Julia den unbekannten Romeo — den Gast vor allen Leuten mit dem schicklichen Kusse. Gerade in den „Lustigen Weibern" übrigens werden dem Gastwirte seine Pferde durch „deutsche" Fremde gestohlen, und diese Deutschen haben vorgeschützt, sie wollten nur ihrem „Herzog" entgegenreiten, der die Königin eben besuche — das geht, ich kann es nicht leugnen, wirklich auf unseren Schwabenherzog, als dessen angeblicher Gesandter ein schlauer Schwindler inzwischen allerlei Unsauberkeiten begangen hatte. Und so führen uns hundert Züge auf den alltäglichen Hintergrund der Dramen hin: auch die Karrenführer nicht zu vergessen, mit ihren groben, die Gerichtspersonen mit ihren albernen Reden, die Bärenhetze, die Börse mit ihren Antonios und Shylocks, die Shakespeare in London vor Augen sah — und vieles mehr. Wir finden weiter den Hof und den Adel wieder, wie wir sie oben geschaut haben; den Junker, der sich aus Italien Kultur und Sünde holt; die Hofherren, die in den modischen Formen der geistreichelnden, italienisch-lite-

rarischen Bildung ihre Gefühle und ihre Sätze drechseln und schrauben: die älteren höfischen Lustspiele Shakespeares sind ja von Geschmack und Geschmacklosigkeiten, von Esprit und Preziosität dieser aristokratischen Lebewelt ganz durchdrungen, und man weiß, wie nahe der Dichter selbst hochgeborenen Angehörigen dieser Kreise gestanden hat. Aber mehr als dies: der Hof und die Krone sind ihm England. Er hat es in seinen Historien oft genug ausgedrückt: Auflehnung gegen das Recht des Königs ist ihm Verbrechen; er predigt ein reines und machtvolles, ein englisch gemäßigtes, aber ein starkes Herrschertum. Monarchisch-aristokratisch ist sein ganzes Empfinden, wie es der Hof und die Regierung der Elisabeth war, die Masse verachtet der Dichter des Cäsar und des Coriolan abgrundtief; er lebt und webt in der Atmosphäre der Elisabeth. Sie war die persönliche Gönnerin, die Trägerin auch der reichen Literatur ihrer Tage: aber das ist es nicht allein: der sachlich nationale Stolz der Siege bricht glänzend bei Shakespeare durch; er verherrlicht die Kriegsgewalt seiner Heimat; und wenn er den großwortigen Spanier literarisch verspottet, so gibt er ihm den Namen Don Armado.

Weit höher indessen steht Shakespeares unbewußte Tendenz. Er ist, er als Ganzes, einfach selber das Spiegelbild jener Epoche im ganzen. Natürlich ist er als schaffender Dichter vor allem er selbst; es wäre kindisch, den Riesen in kleine Stückchen zerschlagen, ihn in die Eigenschaften der Zeit unpersönlich auflösen zu wollen. Aber gerade die Stärke seiner Persönlichkeit macht ihn fähig, alle Kraft und Überkraft des gewaltigen Zeitalters — und darum handelt es sich hier — zu spiegeln, zu verkörpern. Wie bricht in seiner Dichtung aus aller italienischen Übertünchung immer naturgewaltiger der mächtige Kern dieser Epoche hervor: wilde, starke Menschen von nordischem Zuge, ganz auf sich selber gestellt, persönlich bis zur Erhabenheit und zum Verbrechen. Wie schwält in Antonius und Cleopatra, und so oft sonst noch, die Glut der Verderbnis, die der Hof hinter prächtiger Hülle auch barg! Wie entspricht das ungeheure Drängen der Shakespearischen Helden nach Macht, Besitz, Selbstdurchsetzung, das kolossale Austoben kolossaler Leidenschaften alledem, was dieses England, nicht nur zur Zeit seines Richard III., sondern gerade in Shakespeares

eigenem Jahrhundert geschaut hatte und immer von neuem schaute! Hat man doch gemeint, durch die Gestalten seiner Tragödie zeitgenössische Männer, Tragödienhelden wie Essex und Raleigh, fast bildnismäßig hindurchscheinen zu sehn. Als einen politischen Dichter hat man Shakespeare gerühmt: er ist es in ganz bestimmtem Sinne. Gewiß, die staatlichen Hergänge ziehen ihn, den Sohn eines lebendigen Staatslebens, bedeutsam an, und wir sahen, er nimmt politisch Partei, als englischer Monarchist; aber er faßt Politik, wie die Renaissance es überall tut, lediglich und allein als ein Spiel starker Einzelmenschen und ihrer natürlichen Triebe auf, abgelöst vom Hintergrunde der Zustände in Gesellschaft oder Verfassung, der allgemeinen Gewalten, der allgemeinen Ideen. Die Einzelnen sind alles; jeder eine Welt für sich, bestrebt, sich auszuleben bis an die Grenzen und über die Grenzen des Menschlichen hinaus, derb und rauh, tatkräftig und machtvoll. Und was für sein Weltbild das Letzte und Wichtigste ist: es ist, wie rein-persönlich, so auch rein-weltlich bis auf den Grund. Nirgends ein eigentlich religiöser Hauch: im theologischen 16. Jahrhundert ist Shakespeare ein Dichter nicht geistlicher, sondern nur menschlicher Kräfte. Wenn er die Sünde, die Begier, die Ungleichheit des Besitzes, die Herzenshärtigkeit anklagt, wie in den erschütternden Reden des irren Lear, so dringt wohl tiefes menschliches Mitgefühl und Urteil hindurch: ein religiöses Sich-Beugen nie. Wo er die Verderbnis so bitter geißelt, wie in „Maß für Maß", verteidigt er doch das Recht des natürlichen Menschen gegen die Selbstüberhebung pharisäischer Strenge. Die Philosophie der Zeit hat ihn sicherlich berührt: aber nur mit den Gedanken der Renaissance. Er selber hat die feinsten seelischen Organe, er sieht und er sagt das Zarteste; er hat, zumal im Hamlet, Helldunkeltöne, die an Rembrandt gemahnen: auch in ihm ist die Erbschaft aller der inneren Verfeinerung des Gefühls, die das christliche, germanisch-romanische Mittelalter der modernen Menschheit vermacht hat. Aber dennoch gehört er ganz der Renaissance. Wir betonen heute, wie sehr die Renaissance aus dem Mittelalter heraus entstanden ist, und gehen auch der Vorgeschichte der Renaissance-Persönlichkeit in das Mittelalter hinauf nach. Was dabei doch jederzeit, auch in der Frührenaissance, an

Neuem, an Gegensätzlichem, an Antikem vorhanden gewesen ist, ist hier nicht zu verhandeln: ganz sicher aber tritt in dieser nordischen Hochrenaissance an allen Stellen der starke Einfluß dieses Neuen, des Antiken, des Zeitgenössisch-Italienischen beherrschend zutage. Shakespeares königlicher Bösewicht Gloster spiegelt sich wohlgefällig in der Suveränität seines Verbrecherwillens und ruft den Machiavelli in die Schranken: die Persönlichkeit stellt sich hier längst mit losgebundenem Selbstgefühle ihrer Umgebung, den allgemeinen Mächten, gegenüber als Macht. Das ist doch vollste Renaissance. In Shakespeares eigener Gesamterscheinung übertönt die Stärke alle die anderen Seelenkräfte, die er auch besitzt: der „männische" Zug seiner Epoche durchdringt und bezeichnet auch seine Dichtung. Was schildert er an seinen Frauen wirklich genau und scharf? die hinreißende Leidenschaft, die Größe der Sünde, die Größe der Gefühle und der Taten, das Reife und das Starke. Das Mädchenhafte aber, und beinah das zart Frauenhafte selber, hat er fast immer nur skizziert, fast niemals wirklich ausgemalt; wie vieler Deutungen sind Ophelia und selbst Desdemona fähig und teilhaft geworden! Es ist, als ob er erst zu allerletzt, da er sich von der Stätte seines eigentlichen Wirkens, von der Stätte, wo das englische Leben sich sammelte und wild und dramatisch stieß, von dem bewegten London in sein Stratford zurückgezogen hatte, aus dieser männischen Härte der Zeit in reinere Luft und weicheres Empfinden hinübergelenkt wäre: in die zeitlosere Poesie seiner versöhnungsvollen Abschiedsdramen. Sonst aber ist es in allem das Gleiche: seine Welt ist die Welt der Elisabeth, sie ist die weltlich-persönliche der Renaissance. Und wenn man dieses Urteil — das ja nicht neu ist — wiederholt, so wird man hinzufügen dürfen: es ist der Gipfel aller Renaissance, den Elisabeths England und Shakespeares Dichtung für uns darstellt. Sie steht, inmitten ihrer Hauptstadt und ihres Hofes, sie selber ganz von der Welt- und Geistesbildung, von allen Einseitigkeiten der Renaissance beseelt, neben Lorenzo von Medici und Papst Julius II., neben Franz I. von Frankreich als die gleichhohe und die letzte der tragenden fürstlichen Gestalten dieses Weltalters da. Ihm aber gesellt sich unter den Künstlern nur der allergrößte zu, der einzige Michelangelo; und fast erscheint uns

die ganze Fülle des Renaissancegeistes und seiner Schöpfungskraft in dem Briten, wie in all dem Leben, das ihn umwogte, noch freier und noch vollendeter als in dem Italiener, der zerknirscht sein Haupt zuletzt im Schoße der gegenreformatorischen Kirche barg. Ganz gewiß aber ist dieses England und sein Dichter der Gipfel zum mindesten der germanischen Renaissance gewesen: wie germanisch in der derben Reckenhaftigkeit, der überflutenden Kraft ihres Daseins und ihrer Figuren! Den Einfluß der Reformation spürt man bei Shakespeare, ganz wie bei Elisabeth, im wesentlichen nur mittelbar und negativ: von ihrer befreienden Wirkung, der Loslösung von der Weltkirche, mag auch Shakespeare, wie der englische Geist seiner Tage, bereits berührt sein — aber Seine Kraft lag nicht in der Reformation. Und was damit bereits gesagt ist: von der katholischen Gegenreformation ist er erst recht frei und ist ja auch sein Vaterland immer frei geblieben. Es liegt so nahe, ihn mit Rubens zusammenzustellen, dessen hinreißende Ausdrucksmittel, dessen rauschende sinnliche Pracht und mächtige dramatische Energie ihm so ähnlich sind: wie unendlich aber überragt Shakespeare den katholischen Vlamen, den eigentlichen Maler der germanischen Gegenreformation, der ein Schüler der Renaissanceform, aber nicht ihres eigensten Geistes bleiben konnte, an Freiheit und Reichtum der Persönlichkeit, an Tiefe und eigenem innerem Leben! Nicht deutsch ist Shakespeare, zu dessen Höhen unsere bescheidenen reisenden Landsleute von 1600 uns allmählich hinaufgeleitet haben — nicht deutsch, obwohl er und seine weltlich-unbefangene Zeit dem deutschen Denken später verwandter geworden sind, als dem puritanisch beeinflußten seiner eigenen Heimat. Er bleibt, mit seiner Herrscherin zusammen, der größte Ausdruck einer starken, harten und schöpferischen Epoche Seines Volkes: nur innerhalb dieser Epoche und auf dem Boden seines Landes ist er ganz zu verstehn. Er selber aber trägt das Bild seiner Zeiten und seinen eigenen Reichtum, hoch über die Königin, in deren Schatten er einst stand, hinweg, auf ewigem Fittig in alle Zukunft unseres Geschlechtes hinüber.

Gaspard von Coligny

Vortrag in der Generalversammlung des Deutschen Hugenottenvereins
Berlin 1892

Von Gaspard von Coligny, dem Admiral, soll ich zu Ihnen sprechen. Der Mehrzahl unserer Gebildeten wird, wenn sie den Namen hören, das Blutbad der Bartholomäusnacht vor dem Geiste aufsteigen. Ihrem Kreise ist er näher vertraut. Einer Gemeinschaft von Hugenotten, ob nun im engern, ob im weitern Sinne, lebt die Geschichte des alten Hugenottentumes noch; innig fühlen die fernen Nachkommen sich den Zeiten und den Männern verbunden, an die sich die Entstehung und die beste Entwickelung des französischen Protestantismus knüpft. Mir selbst ist, wie ich ja wohl aussprechen darf, Gaspard von Coligny im Herzen lieb und wert, denn seiner und der Seinigen Geschichte gilt seit Jahren meine eigene Arbeit. Zu Ihnen darf ich von ihm reden wie von einem Ahnherrn, der Ihnen allein gemeinsam ist.

Als den vollsten Ausdruck des ursprünglichen Hugenottentumes hat man den Admiral wohl gerne bezeichnet. An der Spitze seiner hugenottischen Reiter oder inmitten der Dienerschaft seines Palastes, mit der er verkehrt wie ein Patriarch — so erscheint seine ernste Gestalt, in Schwarz gekleidet, gestrenge und getreu.

Ihn etwas körperhafter und farbenreicher vor Ihnen aufstehen zu lassen, in der Wärme seines Lebens, das wäre für die kurze Stunde, in der ich Ihnen von Coligny handeln darf, mein Wunsch. Seinen Lebensgang gleichmäßig zu beschreiben, geht nicht wohl an: die Persönlichkeit möchte ich schildern, und die Aufgabe, die seiner Persönlichkeit sich stellte und der dieser Mann seine historische Größe dankt. Ich versuche dies in breitern Zügen zu tun in einem Buche, dessen erster Band in diesen Tagen erscheinen soll; einige der wesentlichsten Fragen zur Anschauung zu bringen, um deren Lösung der Admiral zu ringen hatte, ist mir in dieser Stunde das Ziel.

Ich erinnere zuvor in kurzen Worten an das Äußerliche seines Lebens.

Es umfaßt nicht mehr als 53 Jahre. 1519 ist Coligny, unter König Franz I., zu Chatillon am Loing geboren worden, der Sprößling eines vornehmen Geschlechtes, das nicht zu den ersten in Frankreich zählte, wohl aber zu den geachteten und sichtbaren.

Sein Vater war Marschall von Frankreich, er starb frühe; seine Mutter entstammte dem glänzenden Hause der Montmorency, und der Mutterbruder, Anne de Montmorency, war es, unter dessen väterlichem Schutze die jungen Coligny den Weg in das große Leben fanden. Am Königshofe wuchsen sie auf; früh ward der älteste zum Kardinal der römischen Kirche erhoben, die zwei jüngeren aber, Gaspard und Franz, widmeten sich dem militärisch-politischen Berufe, wurden Kavaliere, Soldaten, Männer des Hofes, des Krieges und der Verwaltung. Gaspard nahm den Namen des Stammschlosses Chatillon an, Franz den einer burgundischen Nebenbesitzung, Andelot. Und nun folgten die zwei jungen Edelleute, von ihrem mächtigen Oheim gefördert und geleitet, der regelrechten Laufbahn ihres Standes. Sie machten unter Franz I. ihre ersten Feldzüge mit, dann starb der König 1547, unter seinem Nachfolger Heinrich II. wurde ihr Oheim leitender Minister, auch den Neffen fielen rasch wichtige Ämter, fiel freilich zugleich die höfische Feindschaft der Gegner Montmorencys zu. Denn Montmorency rang mit dem Hause der Guisen um die Macht. Erfolge und Niederlagen hingen seitdem für Coligny von den Schwankungen der höfischen Kämpfe ab. Er wurde Generaloberst des französischen Fußvolkes, organisierte und erzog seine Truppen, kommandierte in bedeutsamen Stellungen, wurde Statthalter zweier Provinzen, und erhielt zuletzt, ein Dreiunddreißigjähriger, das hohe Kronamt eines Admirals von Frankreich; mit dem Meere brachte es ihm nicht viele Beziehungen, unter den Dienern seines Königs hob es ihn an einen der ersten Plätze. Er diente nun als Feldherr und Verwaltungsmann und als Diplomat, schloß zwei Verträge ab, die ihm den Dank des Königs und den Tadel der Guisen eintrugen. 1556 reißen die Guisen Heinrich II. auf ihre Seite, Coligny fällt in eine Art Ungnade; er sucht vergeblich seinen Abschied nach und tut als Statthalter der Grenzprovinz im neu ausbrechenden Kriege seine Pflicht. Er hält die Festung St. Quentin mit bewundernswerter Ausdauer gegen die Spanier Philipps II.; schließlich fällt sie doch, und der Admiral muß in den Gewahrsam niederländischer Schlösser gehen. Erst 1559 wird er befreit. Nach Frankreich heimgekehrt, ist er Protestant — ich komme darauf zurück; und er findet sein Vaterland in der Erwartung der heftigsten

religiösen Reaktion. Schon hat der 40jährige König Heinrich II. den Arm zur Verfolgung seiner reformierten Untertanen erhoben, da trifft ihn ein jäher Tod im Turniere, und die Reihe schwacher Regierungen bricht an, in der, von 1559—1589, die letzten Valois einander folgten: ein Menschenalter voll heißer, religiös-politischer Kämpfe, Frankreichs nicht minder furchtbarer 30jähriger Krieg. Der erste unter diesen Söhnen Heinrichs II. hat als Franz II. nur 17 Monate lang regiert: die Herrschaft führten statt seiner die Oheime seiner Gemahlin, die gewaltigen Guisen. Gegen sie sammelt sich die Gegnerschaft der katholischen Montmorency und der protestantischen Bourbonen, der Verwandten des Königshauses, die Gegnerschaft des erregten Adels und der blutig verfolgten Reformierten; gegen den Druck der Guisen schien der Widerstand erlaubt, er brach zuerst in ungeordnetem, wüstem Aufruhr hervor, 1560. Sowohl die Gewaltsamkeit wie die Kopflosigkeit dieser Angriffe aber verlieh den Guisen erst recht die Vollmacht und die Möglichkeit, sich mit siegreichen Waffen endgültig zu befestigen. Da, als sie eben daran waren, all ihre Feinde in starkem Netze zu fangen, starb im Dezember 1560, jäh und plötzlich wie sein Vater, König Franz II. Das Regiment der Guisen sank dahin, mit dem unmündigen Karl IX. hob die Epoche Katharinas von Medici an. Sie regiert ihren Sohn, den König, sie müht sich, zugleich Frankreich für ihn zu regieren, sie sucht, mit aller ängstlichen Feinheit der Frau, der schlauen Florentinerin, mit Vorsicht und Furcht und jeglichem Mittel virtuoser, diplomatischer Kunst, aber ohne einen großen Gedanken und ein hohes sachliches Bestreben, zwischen den Parteien sich hindurchzuwinden, und nur eines allezeit in ihren Händen zu behalten: die Macht.

Vom ersten Augenblicke ihrer Regierung an steht Coligny aufrecht neben ihr, als Führer der Protestanten. Nur auf die äußerlichen Umrisse der Hergänge, die nun folgten, weise ich zunächst hin. Das Jahr 1561 vergeht unter wachsendem Einflusse des Admirals und seiner rasch geschlossenen, rasch sich erweiternden Partei. Die Königin neigt sich, den übergreifenden Guisen im Herzen feind, ihm zu; der Protestantismus überströmt den königlichen Hof, eine erste klare staatliche Anerkennung der bisher ver-

femten Ketzerei, im Januaredikt von 1562, ist der Ausdruck und der Erfolg dieses Verhältnisses. Aber auch die Katholiken sammeln sich und finden an Philipp II. von Spanien einen europäischen Rückhalt. Sie beschließen, dem Ärgernisse der Hugenottenmacht am Hofe ein Ende zu machen, im März 1562 rückt Herzog Franz Guise mit Truppengewalt vor, der Bürgerkrieg bricht aus. Prinz Ludwig von Condé schart die Hugenotten um sich; die Seele aber seines Feldlagers wie seiner Kanzlei ist Gaspard von Coligny. Und von nun ab gehört dessen Leben dem innern Kampfe. Im ersten Religionskrieg ist Coligny, nachdem Condé Guises Gefangener geworden, zuletzt das einzige Haupt der Protestanten, Guise ihm gegenüber, sein engster Jugendfreund und der Todfeind seiner Mannesjahre, das einzige der Katholiken. Guise fällt von Mörderhand, der Mörder war ein Spion Colignys: nur als Spion hatte dieser ihn ausgeschickt, Coligny selber ist an der Mordtat unschuldig, allein er erklärt vor der Welt, er freue sich dieses Todes und er würde, falls er die Tat von seinem Sendling erwartet hätte, ihn dennoch ausgesendet haben.

So furchtbar strömt die blutige Leidenschaft des Bürgerkrieges, des Glaubenskrieges über die Fluren Frankreichs, über die Seelen der Besten dahin.

Der Haß der Guisen blieb Coligny unversöhnlich zugekehrt. Aber der Tod des großen Herzogs Franz brachte den Frieden: einen bewaffneten Frieden, einen Waffenstillstand wenigstens. Coligny blieb auch fernerhin der Leiter seiner Religionsgenossen. Ihre Organisation läuft in seinem Schlosse zusammen, er vertritt sie bei Katharina von Medici. Aber diese entzieht sich nunmehr, nachdem sie einem ersten innern Kriege ohnmächtig gegenübergestanden hat, argwöhnisch der Einwirkung auch des Admirals. Sie durchreist mit dem Könige Frankreich, begegnet sich an der Grenze mit dem Abgesandten Philipps II., sucht so und in allem die eigene Macht fester zu stützen. Die Hugenotten folgen ihr mit scharfsichtigem Mißtrauen, fürchten von ihr und den Spaniern einen neuen katholischen Anschlag und beschließen, nach mehr als vierjähriger aufgeregter Ruhe, dem vermeintlich unvermeidlichen Schlage der beiden Kronen durch eignen Angriff zuvorzukommen. Aber es mißlingt ihnen, sich des Königs und seiner Mutter wirk-

lich zu bemächtigen, und der Erfolg ist lediglich der Ausbruch neuen, heftigeren, andauernden Kriegs (1567). Wieder zieht das katholische Europa den Katholiken, ziehen niederländische und deutsche Protestanten den Hugenotten zu Hilfe. In bitterem Streite verliert Coligny fast alle, die ihm nahestehen, durch den Tod: seine tapfere Gattin, sein Bruder Andelot, sein Genosse Condé sinken in das Grab. Ihm allein fällt die Führung zu, die kriegerische wie die politische; unter seiner Leitung reitet der junge Bourbone, Heinrich von Navarra, der dereinst Heinrich IV. werden sollte, ins Feld. Zwei große Schlachten gehen verloren, dennoch bleibt der Geschlagene unbesiegt. Seine unerschütterliche kühle Energie bindet ein zusammengewürfeltes Heer, das Heer einer Partei, mit stählernen Ketten an seinen Befehl; seine Spannkraft wetzt die Scharten der Feldschlacht durch weite kühne Reiterzüge aus: er ist nicht zu beugen, und so setzt denn zuletzt die Königin den Frieden mit dem fürstlichen Edelmanne durch, im August 1570 wird er abgeschlossen. Und nun beginnt jene berühmte Wendung der französischen Politik, die allgemach den Hof, den König, die Königinmutter in immer schärferen Gegensatz wider die katholischen Weltmächte treibt, bis die Geusen, die Oranier, aus den spanischen Niederlanden, und ihre Freunde, die Hugenotten, aus ihrer Trutzfeste la Rochelle am Hofe erscheinen und hervortreten, bis der ehedem geächtete Ketzerführer Coligny selber in den Rat seines Königs zurückkehrt und dort die neue, protestantische Richtung bis ans Ende durchzusetzen ringt. Krieg gegen Spanien, Befreiung und teilweise Eroberung der Niederlande — Krieg also *für* den Protestantismus, gegen die Vormacht des alten Glaubens in Europa, das ist die Losung. Coligny sucht die deutschen, die englischen Glaubensbrüder an sich zu ziehen, König Karl IX. für seinen Krieg zu gewinnen; er wird für Katharina von Medici der erste gefährliche Rival in der Herrschaft über ihren Sohn. Die Königin will die Herrschaft über Karl behalten, sie will keinen offenen Krieg unter ketzerischer Führung, die europäischen Mächte reden mahnend auf Karl IX. ein, ein erster Schlag der Hugenotten gegen die Macht des Herzogs von Alba in den Niederlanden geht fehl — aber die Hugenotten bleiben fest. Da tritt die Katastrophe ein. Eben war die Hochzeit zwischen Katharinas jüng-

ſter Tochter und dem Proteſtanten Heinrich von Navarra als ein Verſöhnungsfeſt gefeiert worden, da fällt der Schuß, der die Königinmutter von dem unbequemen und gefährlichen Nebenbuhler befreien ſoll, am 22. Auguſt 1572. Coligny wird nur verwundet, die Hugenotten werden unruhig, man ahnt die Anſtifterin der Tat, neuer Kampf, neuer Bürgerkrieg wird nun erſt ganz unausweichlich. Da ſchreitet die Mediceerin weiter: ſie hatte die Annäherung an die Hugenotten nicht deshalb geſucht, um dieſe ins Netz zu locken; aber an die Möglichkeit, die neuen Freunde von 1570 auch einmal, wenn ſie unbehaglich würden, um ſo ſicherer zu überfallen, hat ſie gewißlich mehr als einmal gedacht. Jetzt iſt der Augenblick gekommen; die Gefahr iſt da, die Führer hat ſie alle in Paris beiſammen. Sie ruft die Guiſen, die katholiſchen Häupter auf: deren Abſichten kommen ihr entgegen; ſie wendet ſich an den wilden katholiſchen Fanatismus der Stadt Paris. Die Bartholomäusnacht, das Morden vom 24. Auguſt, iſt die Frucht, Gaspard von Coligny fällt als deren erſtes und vornehmſtes Opfer, und Tauſende ſterben dem Führer nach.

ꝏ ꝏ ꝏ

Das ſind, in raſcher Zuſammenfaſſung des Bekannten, die beherrſchenden Ereigniſſe dieſes tragiſchen Lebens. Was aber iſt deſſen eigentlicher Inhalt? Wir haben ihn aufſteigen, kämpfen, führen, ſterben ſehen. Was aber war er? und was erſtrebte er? Wie wuchs mit den Jahren und den Ereigniſſen die Perſönlichkeit? und aus welchem Grunde der Individualität ſproß ſie auf? Dazu: wie war das Ziel, für das ſie ſich einſetzte, für das ſie in blutigen Leiden rang und fiel? Dieſe Fragen des Einganges wiederhole ich, als die eigentlich erſt wichtigen, und ſuche ſie nun innerlicher zu beantworten.

Das eine iſt bereits hervorgetreten: unter dem Einfluſſe vielſeitiger Bildung iſt Coligny aufgewachſen. Er wird am Hofe Franz I. zum Jünglinge und Manne. Was bedeutet das? Es bedeutet, daß ſeine Jugend vom vollen Sonnenſcheine der franzöſiſchen Renaiſſance und daß ſie von der ganzen Wärme des franzöſiſchen Monarchismus beſtrahlt und durchdrungen wurde,

wie sie sich an den Namen des glänzenden Königs Franz anschließen. Der helle Reichtum italienischen Geisteslebens und italienischer Kunst flutete damals in Frankreich ein und verschmolz sich mit der französischen Eigenart zu einem Gebilde voller Anmut und Schimmers. Der Hof dieses Königs war die Stätte des neuen Wesens, König Franz selber war seine Blüte, sein Gipfel. Dem Könige gab sich die junge Welt seiner Edelleute feurig und fraglos zu eigen. Und zugleich gewannen sie in seiner Schule den Schliff der neuen Zeit.

Gaspard Coligny hat das alles in sich aufgenommen. Humanisten und Edelleute erzogen ihn, in freier umfassender Weltbildung gestaltete er sein Wesen aus: früh ward sein Blick geschärft, verfeinert, früh über die Grenzen hinausgelenkt auf das Getriebe ganz Europas. Freilich auch der fressende Unsegen dieser glanzvollen Jahrzehnte, die prahlende Frivolität des leichtherzigen Königs, ist an dem zukünftigen Calvinisten nicht ganz vorbeigegangen: sie hat ihn berührt, indessen nicht dauernd vergiftet. Dann folgte die weitere Schule unter Heinrich II. Ganz allseitig ward erst da die Ausbildung vollendet: und schon zeichnen sich die Züge des werdenden Mannes schärfer und eigener ab. Von seinem Oheim hat er gelernt, zu organisieren; er muß Belagerungen und Schlachten mitmachen und manchmal leiten; da setzt er rückhaltlos tapfer sein Leben ein. Er verwaltet Provinzen, schirmt sie, vertritt in ihnen den König. Nur bleibt es ihm versagt, in rein sachlicher Hingabe an den Dienst leben zu dürfen. Der höfische Parteikampf berührt ihn, seine Leistungen werden durch die Gegner, die Guisen, angegriffen, er glaubt sich zurückgesetzt. Was tut er da? wir hören aus seinem Munde scharfe, herbe Worte; und mehr noch: er entweicht auf sein Schloß, er grollt. Gaspard von Coligny war keine Natur für den höfischen Wettstreit; er war nicht schmiegsam genug, er wußte sich nicht zu beugen. Und noch ein Zweites spiegelt sich in diesem schmollenden Fernbleiben des damals Dreißigjährigen. Das ist die Leidenschaft des Königsdienstes. In diesem geht er auf, die Gnade seines Herrn gilt ihm über alles; wo sie ihm wider Billigkeit geraubt scheint, da ist sein ganzes Wesen in heißem Aufruhr, und er verbirgt ihn nicht. Das war im Jahre 1550. Damals trat eine volle Versöhnung ein. Aber

sechs Jahre später wiederholte sich der Zwist. Ich habe oben auf ihn hingedeutet: Coligny hat mit Karl V. und Philipp II. Frieden geschlossen, die Guisen sprengen diesen Frieden, und Coligny erbittet den Abschied. Heinrich II. gewährte ihm den nicht, und der Admiral diente weiter — aber mit tief verwundeter, tief enttäuschter Seele. Ein Brief von 1556 spiegelt sein Empfinden. Er kann es nicht verschmerzen, daß sein König sich, nachdem er durch Coligny den Vertrag geschlossen hat, so rasch von Treu und Glauben und von seinem Diener abkehrt. Coligny leidet unter dieser Ungunst und leidet unter dieser Untreue seines Herrn. Dieser Konflikt hat ihm die Freudigkeit seines Königsdienstes zerstört. Wohl blieb er im Dienste, wohl leistete er eben jetzt erst sein Höchstes als Offizier — aber mit bitterem Herzen, das sich in bitteren Worten kundgegeben hat.

Das ist der Augenblick, wo die tiefste Bewegung des Jahrhunderts die Seele des reifen Mannes ergriffen hat. In jenem Briefe zuerst hebt er den Blick von der Gnade seines irdischen Herrn, die er über alle Güter der Erde stellt, doch höher empor zu der Art, wie Gott belohne. Wir sind damit an die Geschichte seiner innerlichen Wandlung herangetreten. Colignys Mutter war mindestens keine schroffe Katholikin gewesen, ein milder, aber noch nicht offen protestantischer Humanist hatte die Kinder erzogen. Seitdem waren sie den Fortschritten des französischen Geistes, der damals auch in der Kunst ernster und fester wurde, mit lebhaftem Anteile gefolgt. Und der Jüngste zuerst, Franz von Andelot, hatte dann, als Gefangener der Spanier, in langer Haft seinen Sinn der Bibel, den beherrschenden Lebensfragen seines Zeitalters zugewandt. Gaspard mag früher mit Milde auf die verfolgten Protestanten geblickt haben: ihrem Geiste zugänglich ward er, soweit wir sehen können, erst jetzt, als das unreine Streben innerhalb *seiner* Welt seinen ernsten Blick verletzt und nach innen getrieben hatte.

Von diesem Herbste des Jahres 1556 ab gären nun die neuen Empfindungen in Colignys Innerem. Schon tritt er mit Genfer Calvinisten in Berührung, wird er als einer der Protestantengönner am Hofe genannt; aber die Pflicht des Dienstes reißt ihn wieder an sich. Die Belagerung von St. Quentin schleudert auch ihn in spanisches Gefängnis. Da hat er Ruhe, da sammelt er sich von

neuem, da lieſt er die Bibel und die Genfer Bücher, die ſein Bruder Andelot ihm zuſchickt; geiſtlich ernſte Worte der Ergebung, die an die Ideenwelt Calvins gemahnen, kommen aus ſeinem Munde. Allein Gaspard von Coligny war ein Mann langſamer innerlicher Arbeit. Er wägt ſeine Entſchlüſſe lange und ſtreng; um wieviel mehr dieſen höchſten und tiefſten aller Entſchlüſſe! Um Proteſtant zu werden, mußte er brechen mit ſeiner Vergangenheit, ſeinem Königsdienſte; er ſetzte ſein altes Geſchlecht, Weib und Kind, Hab und Gut, und ſchließlich das Leben ſelber auf das Spiel. Aber mehr noch: auch aus der innerlichen Welt all ſeiner Vorfahren, all ſeiner Freunde mußte er ſcheiden. Das Zeitliche und das Ewige, beides war in Frage; nicht ohne tiefes Ringen faßt eine ſchwerflüſſige Seele voll Ehrlichkeit und Strenge in ſolcher Sache ihren Entſcheid. So iſt denn Coligny ganz allgemach erſt durchgedrungen; Calvin ſprach ihm zu; ſchon hielt er ſich von der Meſſe zurück, ſchon drohte auch ihm Heinrichs II. katholiſcher Zorn; aber noch tritt er nicht handelnd hervor. Da begegnet uns eine Kraft der allernächſten Beeinfluſſung: ſeine Gattin, die tapfere Charlotte von Laval, ward vor ihm erklärte Proteſtantin; ſie drängte ihn, bot ihm ein jedes Opfer irdiſchen Gutes freudig dar. Und während die Guiſen ſtraff katholiſch über Frankreich walteten, entſchloß ſich nun der Admiral. An den Aufſtänden von 1560 nahm er nicht teil; er blieb im Königsdienſte, aber ſeine innerliche Stellung ward klar. Auch jetzt noch will er alles bis auf den Reſt in ſich verarbeiten: die Abendmahlslehre Calvins ergreift er ſpät und nach erneuter Prüfung. Aber dann ſchreitet er vor. Unter Franz II. macht er ſich zum offenen Fürſprecher der verfolgten und verdammten Ketzer im Angeſichte der Majeſtät; die Rache der Guiſen will auch ihn treffen, und er weicht ihr, ſtolz und königstreu wie er iſt, nicht aus: zum zweitenmal rettet ihn eines Königs jäher Tod. Es war am 5. Dezember 1560, als Franz II., ein 17jähriger Knabe, entſchlief. Wir hören, daß ſich da der Admiral in tiefem Sinnen zurückzog: er ſaß in der Winterkälte am Kamin ſeines Zimmers und ratſchlagte mit ſich ſelbſt; er achtete es nicht, daß ſeine Schuhe Feuer fingen über der Flamme: er war verſunken in den Ruf, den dieſes Königs raſches Sterben an ihn, den Gläubigen, richtete. In dieſen Stunden entſchied ſich ſein Leben: hatte er bisher

Schritt für Schritt sich dem neuen Glauben genähert, dann sich ihm angeschlossen, offen zu ihm bekannt — jetzt stellte er sich stolz und sicher vor die Reihen. Er folgte fürder den Ereignissen nicht mehr. Er fühlte den Auftrag seines Gottes in sich. Er wurde der Führer, er ergriff die Dinge und suchte sie zu lenken: er wurde der erste unter den Staatsmännern des französischen Calvinismus.

Die Art dieses langen innerlichen Umschwungs, sie enthält die ganze Eigenart dieser treuen und gestrengen Seele. Gaspard von Coligny war damals an die 42 Jahre alt. Wir besitzen Bildnisse, die sein Äußeres beschreiben und sein Inneres spiegeln. Er war mittelgroß, schlank von Wuchs, von kränklichem und dennoch zähem Körper. Wir hören, daß er anmutig ging; sein Wesen war gehalten, aber freundlich. Sein längliches Antlitz umrahmte ein dünner, blonder Vollbart; aus einem ernsten Gesicht blickten zwei klare, graue Augen bestimmt und fest in die Welt. Oder doch eigentlich nicht in die Welt hinaus; vielmehr hat man den Eindruck, daß sie mehr noch nach innen schauen. Sie sind nachdenklich, ein herber Zug von Leiden, von starker innerer Arbeit, von durchgekämpfter Resignation liegt in ihnen; sie öffnen das Antlitz nicht, nicht voll und freudig strahlt die Seele dieses Vielgequälten in das Leben aus. Es ist das Gesicht eines überlegsam Prüfenden; davon zeugen die Falten der straffgespannten Stirn, die geschlossenen Lippen, die tiefen Linien um Nase und Mund. Man sieht es bald: diesem Manne gelingt nichts mühelos, und siegreicher Schwung wird seine Bahnen nicht bezeichnen; aber es ist ein durchgebildeter Mensch, ein ganzer Mann, ein Mann des langsamen, aber starken Willens. Dabei ein Mann von vornehmem Zuge: der Grandseigneur vom französischen Hofe spricht zu uns, der die Welt kennt und weithin überschaut. Schon hatte das Leben ihn geschult; er wußte zu denken, zu reden und zu schreiben, zu organisieren und zu kämpfen. Er trat als eine persönliche Macht in die neue Partei ein, deren natürliches Haupt er alsbald war. Aber eben daß er ihr Haupt war, das hat seine Spuren so tief in seine Züge gegraben. Denn der Eindruck seiner Bildnisse spiegelt zuletzt einen müden, gebrochenen Mann, und schon in den früheren Jahren seiner Parteiführerschaft ist es wie eine Trauer, die sie umgibt: zu

Schweres lastete innerlich und äußerlich auf diesem Manne; es ist, als ob die tiefe Tragik der hugenottischen Geschichte in seinem Antlitz ihren Ausdruck gesucht hätte für alle Zeiten.

Als er Ende 1560 seine protestantische Politik ergriff, mochte er noch freudiger in die Zukunft schauen. Aber daß er Gewaltiges unternahm, das hat er unzweifelhaft von Anbeginn her erkannt.

Und damit komme ich zu jenem Zweiten, wovon ich zu handeln habe: zu seinen Zielen. Was war es denn, was er unternahm? Was wollte er? Was konnte er wollen?

Die Antwort darauf muß auf die innersten Tiefen des französischen Volks- und Staatslebens zurückgreifen.

Die Reformation ist keine Schöpfung des französischen Geistes. Wohl war auch in Frankreich mancherlei Angriff gegen die Krankheiten der alten Kirche gerichtet worden, wohl hatte auch hier eine Regung evangelischer Art begonnen, die Rechtfertigung durch die Gnade der Allmacht der katholischen Priesterkirche schüchtern entgegenzuhalten. Aber eben nur schüchtern. Die alte Kirche haftete gar fest im französischen Boden; seit Menschenaltern war sie ganz national geworden, die „gallikanische Kirche" hielt treu zu König und Volk, sie gehörte Frankreich fast mehr zu als dem Papste. Zudem war sie unendlich reich, durch viele Tausende von Wurzeln aufs engste und tiefste mit dem allgemeinen Leben des Landes verwachsen. Wir begegnen in Frankreich nicht so dem grimmen Zorn, der in Deutschland das Gemüt des Volkes der katholischen Kirche entfremdet hatte. Und die Reformation faßte festeren Fuß in Frankreich erst, nachdem sie in Deutschland groß geworden war: erst die deutsche Anregung, dabei scheint es mir zu bleiben, hat die reformatorische Bewegung in Frankreich in stärkeren Fluß gebracht. Mächtig wurde sie hier erst, als der Mann kam, der sie französisch machte, der diesem Werke deutschen Gemütes und Gewissens, der warmen Schöpfung Martin Luthers die Züge der nationalen Art unserer Nachbarn verlieh. Wir wissen alle, wer der kriegerisch geistliche Genius war, der dieses Werk vollbrachte. Johann Calvin schuf in seinem Genf seinen Gottesstaat, seine eiserne Theokratie, schroff und hart, aber großartig, von hinreißender Einheitlichkeit und weltbezwingender Macht. Französisch war die Systematik seiner Lehre, französisch

die übersichtliche Ordnung der Kirchengewalten, französisch die leidenschaftliche Konsequenz seines kalten Denkens und seines heißen Willens. Calvin gründete die Kirche, die in den Stürmen der katholischen Gegenreformation den Protestantismus überhaupt gerettet hat: sie war, wie sie in der politischen Luft des kleinen Freistaates Genf erwachsen war, allerorts zu politischer Tatkraft vorbestimmt und geneigt. So gewappnet, in Stahl gekleidet, stürmte sie auf Frankreich ein: das war französisches Wesen, das packte die nationale Art.

Nicht vom ersten Anfang an indessen hat die Bewegung in Frankreich politische Ziele gesucht. Es ist grundfalsch, zu sagen, daß sie sich von vornherein auf bestimmte Stände gestützt habe, daß sie in Opposition gegen die Krone groß geworden sei. Vielmehr Männer und Frauen aus allen Schichten zog sie an sich; weder sozial noch politisch, sondern rein geistlich, rein religiös war ihr Quell und war ihr Bestreben. Allein, indem nun die neue Kirche immer neue Anhänger gewann und immer mehr erstarkte, indem all die Märtyrer, die auf den Scheiterhaufen verkohlten, für sie zeugten und warben, sie selber aber unbesieglich blieb; indem sie sich auswuchs zu Gemeinden und diese Gemeinden sich untereinander einig fühlten, als die auserwählte Schar ihres Gottes inmitten der Irrgläubigen; indem, mit einem Worte, auch die Calvinisten zu einer Masse wurden, sich organisierten und bald die Hunderttausend überholt hatten — da geschah es ganz von selbst, daß sie auch weltlich zu einer Macht wurden. Sie schufen sich 1559 für Frankreich ihr gemeinsames Bekenntnis und die nationalkirchliche Verfassung, sie fingen an, sich der Leitung Calvins zu entziehen, sie fühlten sich selber als eine Macht. Sie waren zu groß geworden, als daß sie nicht mit der Welt hätten abrechnen müssen. Mit der Welt: das heißt: mit dem Staate. Es ist nicht eine Verbildung, daß die Kirche seit 1559 zugleich weltlich auftrat: es ist die ganz natürliche Folge ihres Wachstums. Sie mußte sich mit dem Staate auseinandersetzen, sonst konnte sie nicht bestehen. Und sie wollte ja mehr als bloß bestehen: sie wollte ganz Frankreich erobern.

Da war es nun eine Macht vor allem, die ihr auf ihrem Wege entgegentrat, das Königtum. Denn schon damals war das König-

tum der Herr über Frankreich. In jahrhundertelangem Kampfe hatten die Könige dieses Frankreich erst gemacht, geeinigt, aus neuen Nöten stets von neuem emporgezogen. Und bei jeder großen Krise der französischen Geschichte war es die Krone gewesen, an die das Heil der ganzen Nation sich geschlossen hatte. Bekämpft aber war sie stets von neuem durch den Adel und den landschaftlichen Sondergeist der Provinzen.

Es ist wie ein Verhängnis innerhalb der französischen Geschichte, daß alle, auch die edelsten Kräfte, die sich der königlichen Einheit entgegengestemmt haben, zerrieben und zerbrochen worden sind, wie durch übermächtige Naturgewalt. Der Grund war eben der, daß sich an das Königtum das Interesse des Ganzen knüpfte, daß es die Einheit trug und förderte; für die Einheit aber hat sich in Frankreich früh eine alles beherrschende Bewegung erhoben: logisch und unerbittlich ist die französische Entwicklung auf die allerhöchste Einheit hingegangen, sie hat den Adel zerschlagen, weil er der Einheit widerstrebte, sie hat den Provinzen ihre Sonderart genommen; Zentralisation im Staate, Gleichheit in der Gesellschaft, das ist der Kern und das Ziel dieser Geschichte. Alle Welt weiß dies. Wie aber gehört es hierher?

Der Zusammenhang ist allzu deutlich.

Wir haben das Frankreich von 1560 auf seinem Wege zur politischen Einheit; das Königtum führt es dahin.

Wir haben eine machtvolle Bewegung geistlicher Art, die sich in die alten Verhältnisse eindrängt und sie sprengen will, den Calvinismus. Der Calvinismus hat den Trieb in sich, das ganze Frankreich zu gewinnen. Natürlich! Denn er konnte innerlich keine andere Religion neben sich als berechtigt anerkennen und tat dies auch nicht. Er wollte zuerst geduldet sein, aber er wollte dann selber den Katholizismus verdrängen. Wie unendlich stark die katholische Kirche aber in Frankreich war, habe ich geschildert.

Da blieb ihm nur ein Weg, um zu siegen. Das war die Eroberung des Königtums für die Reformation. Das Königtum war die Einheit, es war der Führer der Nation, es war die leitende politische Kraft. Das Königtum zu sich heranzuziehen, das mußte das Ziel eines hugenottischen Staatsmannes sein. Denn

blieb das Königtum katholisch, so wurde der Calvinismus zur Opposition gedrängt und auf diejenigen Kräfte angewiesen, die dem Königtum im Wesen feindlich waren, auf den ständischen Widerstand des Adels, auf den Partikularismus der Provinzen und Städte. So lag für Coligny die Frage.

Man hat gern gesagt, der Calvinismus sei in Frankreich eigentlich nur eine Form der ständischen Opposition gegen den fortschreitenden Absolutismus der Krone gewesen.

Von Hause aus war er das gar nicht. Natürlich, solange die Krone ihn verfolgte, konnte der Calvinismus nicht mit ihr in den Bund treten. Und Franz I., Heinrich II., Franz II. hatten ihn verfolgt. Jetzt aber waren die Könige tot. Ein Kind, Karl IX., ward Herrscher, eine Frau, Katharina, ward Regentin. Wie, wenn man diese zwei für den neuen Glauben gewänne? Wie, wenn dieser neue Glaube Hand in Hand mit der Krone ginge? Würde er dann nicht unbesieglich sein? Gegen die Krone zu kämpfen, das war in diesem Frankreich verhängnisvoll. Mit ihr zu sein, da lag die Möglichkeit des Sieges. Und den Sieg suchte die junge Kirche. Solange sie mit der Krone verbündet war, brauchte sie nicht gegen den übermächtigen Strom der französischen politischen Entwicklung zu schwimmen. Im andern Falle war sie verdammt, für die ständische Vergangenheit gegen die monarchische Gegenwart den aussichtslosen Strauß zu fechten.

Coligny aber ist derjenige Mann gewesen, der den Versuch gemacht hat, Königtum und Calvinismus zu vereinen. Darin sehe ich seine staatsmännische Bedeutung, die Einzigartigkeit seiner Rolle in der Geschichte des französischen Protestantismus. Sein eigenes Vorleben wies ihn darauf hin. War er doch der Zögling einer ganz königstreuen Zeit, der glänzenden Zeit Franz I.! Das Herz mußte ihm bluten, gegen die Krone angehen zu sollen. Manche seiner Genossen haben das gewollt; Colignys Bestreben war es, den König für sich zu haben.

Mir bleibt die Zeit nicht, das in den Wechselfällen seiner bewegten Lebensgeschichte ins einzelne hinein zu verfolgen. Aber von jenen Dezembertagen von 1560 an, die ihn an die Spitze der Partei riefen, versuchte er, so oft er die Hände frei bekam, den Bund mit der Majestät. Am sichtbarsten 1561, als er mit Katharina von

Medici zusammenstand gegen die Guisen: erst Philipps II. Machtgebot, erst der Schwertstreich Franz Guises trennte sie. Dann riß der Bürgerkrieg den Admiral in seine trüben Strudel; er aber hörte nicht auf, sich als den wahren Vorkämpfer der Absichten des Königs darzustellen, sich an den König zu klammern. Nach dem Frieden von 1563 kehrte Katharina — ich erinnere an die Skizze, die ich anfangs gab — sich von ihm ab; jahrelang konnte der Admiral kein anderes Ziel haben, als seine Partei überhaupt nur zu erhalten, zu schirmen, ihr die bloße Duldung zu sichern. Denn es ist ja im politischen Kampfe dem handelnden Staatsmanne selten möglich, klar und fest auf ein einheitliches, oberstes Ziel loszuschreiten; das vermag höchstens der Übermächtige. Den anderen aber bindet die Notwendigkeit der Stunde die Hand und zwingt sie, statt ihrer höchsten innern Sehnsucht lediglich dem nachzustreben, was im Augenblick eben erreichbar ist, was die drängende Not des Augenblickes zu stillen vermag. 1567 versuchte Coligny wiederum, den König an sich zu bringen. Diesmal freilich mit Gewalt, durch einen Überfall, der mißlang. Seitdem steht er gegen den König in Waffen. Er entfaltet seine Gaben, seinen Charakter glänzender, seelenbezwingender als je; aber er leidet auch in der Tiefe seiner Seele am Gräuel dieses Bürgerkampfes, dieses Kampfes mit der Krone. Und endlich, noch einmal, sieht er freie Bahn vor sich. Der Friede von 1570 ist geschlossen, der König ruft ihn zu sich. Und er geht. Coligny wurde wieder und wieder gewarnt. Er war zu klug, als daß er die Gefahren dieses Lebens unter so viel Feinden nicht hätte erkennen sollen. Aber er blieb dennoch: er setzte, mit klarem Bewußtsein, alles an alles. Er war, nach Leopold Rankes Worten, in diesen Jahren wohl der berühmteste Mann der damaligen Welt. Er ließ die Überlegenheit seines Wesens auf den jungen, wirren Karl IX. wirken; der königliche Jüngling lebt auf im Lichte dieses wahren Mannes. Coligny sucht ihn zum Kriege gegen Spanien fortzureißen. In diesem Kriege hätte er Hand in Hand mit dem Herrscher kämpfen dürfen, da wäre Frankreich als die Vormacht des europäischen Protestantismus einhergeschritten; da öffnete sich zum letztenmal die Aussicht, daß der Protestantismus die französische Regierung, die französische Krone, daß er ganz Frankreich zu sich herüberziehen könnte. Ob das möglich, ob

es aussichtsvoll war, ist eine über die Maßen schwere Frage; genug, daß es später niemals wieder möglich geworden ist: der letzte Kampf Gaspard Colignys war zugleich der letzte Kampf, den der Calvinismus gestritten hat um die Herrschaft über Frankreich.

Wie die Ereignisse gingen, habe ich oben erzählt. Der heldenmütige Staatsmann ist an seinem Versuche gescheitert: das Leben, das er an seine Sache gewagt hatte, hat er verloren. Die Bartholomäusnacht ist mehr als eine Metzelei, der die Besten und Höchsten unter den Hugenotten zum Opfer fielen: sie ist die Katastrophe des französischen Protestantismus. Auch dessen Stern ist mit Coligny zugleich im Blute dieser Nacht versunken. Der Calvinismus verlor die Aussicht, Herr und alles in Frankreich zu werden, er wurde in die Opposition gedrängt, wurde eine Minorität; er wurde j e t z t dazu getrieben, sich an die Kräfte der Reaktion im französischen Leben zu hängen, mit Adel und partikularem Geiste zugleich wider die Krone zu stehen. Wie sich an dieser tragischen Notwendigkeit der politische Calvinismus verblutet hat, ist bekannt. Die entsetzliche Logik der französischen Geschichte, der Dämon der schrankenlosen Einheit ist aber weitergeschritten: er ist über die protestantische Kirche, den protestantischen Glauben überhaupt hinweggeschritten und hat nicht einmal ihre unschädlichen Reste auf französischem Boden dulden wollen; diese Reste freilich hat er nicht vernichten gekonnt.

Wohl ist das eine tieftragische Entwicklung. Und alle ihre Tragik fällt auch auf die Gestalt ihres vornehmsten Helden, denn das ist Coligny. Sein Werk ist gescheitert. Seine Persönlichkeit selbst ist, in den Kämpfen von 1560—72, tief von der aufrührenden Gewalt des Bürgerkrieges getroffen worden. Er litt unter der Stellung, die er, gegen Katholiken und Herrscher, doch einnehmen mußte. Er sah seine Liebsten sterben; eine zweite Gattin erhellte dann seine allerletzten Jahre mit jugendlicher Hingabe. Er trauerte über den Jammer der Kriege, über die Befleckung, die auch seine heilige Sache durch das spritzende Blut und den dicken Qualm des leidenschaftlich wilden Ringens erfuhr. Auch ihn selber hatte der Fanatismus des Verzweiflungskampfes, der Haß des Glaubensgegensatzes nicht unbefleckt gelassen.

Dennoch erweiterte und erhob sich sein Wesen in diesem letzten

unendlich schweren Jahrzehnte noch. Er lebte im Angesicht Europas, seine Kraft entfaltend und immer noch steigernd, und er setzte seine Kraft für das Höchste ein, das die Menschenseele kennt: für den Besitz seines Glaubens, für den Sieg seiner Idee. Für sich selber hat er nie etwas gesucht: sein Ehrgeiz war der Sieg seiner Sache. In deren Verteidigung lebt er sich aus und wird er ein Großer unter den Staatsmännern und den Kriegsmännern seiner Zeit, ein Großer unter den Menschen aller Zeiten. In den Pausen der Kämpfe waltet er daheim zu Chatillon als ein christlicher Hausvater über seinem Gesinde, mit diesem betend und strebend. Er liebt seine Kinder in reiner Treue und weist sie empor auf das, was ihm das Oberste war. Er bleibt treu und ganz in allem; er verkörpert in seiner ernsten Gestalt die besten Kräfte der Kirche, für die er focht. —

Der allgemeinen Geschichte bleibt dieser französische Edelmann wertvoll als der bedeutendste Vertreter des politischen Protestantismus in Frankreich zu einer Zeit, deren rechten Mittelpunkt der Kampf um die Reformation ausmacht; er gehört der allgemeinen Geschichte der europäischen Reformation an ragender Stelle an. Eigner und höher jedoch mag uns der Wert erscheinen, der seinem persönlichsten Leben innewohnt. Denn es ist etwas Heiliges um die Seele, die unablässig nach ihrem Höchsten ringt; auch was sie gefehlt und gelitten hat, gehört zu ihrem menschlichen Bilde und legt sie uns an das Herz: auch die Persönlichkeit selber bleibt ein Besitz der Nachwelt. Und das wird Gaspard von Coligny bleiben, nicht nur in dieser Gemeinschaft, die sich noch heute empfinden darf als Blut von seinem Blute.

Coligny und die Ermordung Franz von Guises

Habilitationsvortrag Berlin 1887

In der Reihe der religiösen Morde, denen in den großen Glaubenskriegen Westeuropas so viele der ersten Führer erlegen sind, zwei Guisen, zwei Könige von Frankreich, Wilhelm von Oranien und Gaspard von Coligny, nimmt nicht nur zeitlich der Tod Franz von Guises im Februar 1563 die erste Stelle ein. Man kennt das Rätsel, das die Vorgeschichte der Bartholomäusnacht stellt: aber sehr viel feiner und tiefer ist dasjenige, welches sich um des ersten Guise Tod geschlungen hat: denn hier soll der Mörder nicht eine sittlich kleine Natur wie Katharina von Medici gewesen sein, sondern der Held einer ganzen Religion, das Muster für die nachfolgenden Geschlechter der Reformierten, Coligny selber in seiner herben Strenge und ernsthaften Reinheit. Unablässig hat der Streit der Parteien denn auch diese Frage berührt, mehr als einmal ist sie klar und verständnisvoll gelöst worden, unter den Deutschen von Soldan, Polenz, von Rankes ruhiger und großer Weisheit; aber immer wieder hat ein unklares Apologentum oder ein verbitterter Haß das Problem verwirrt; der reformierte Biograph Colignys, Graf Delaborde, nicht minder als der klerikale Baron Kervyn de Lettenhove zwingen zu erneuter Nachprüfung des Sachverhaltes. Er bietet eben durch seine Zartheit so reichen Anlaß zu Mißverständnissen: der Anteil Colignys an dieser Bluttat leitet den Betrachter an eine jener seltenen Stellen, wo sich unserem Auge ein Blick zu öffnen scheint bis auf den Grund der Seele einer tiefbewegten Zeit.

Der gewaltige Ausbruch innerer Kämpfe, welcher seit dem Jahre 1560 aus Frankreich für geraume Zeit das eigentliche Schlachtfeld der europäischen Gegensätze gemacht hat, entspringt dem Zusammenwirken europäischer Fragen mit speziell französischen. In Frankreich selber waren seit Menschenaltern Kräfte herangereift, deren Zusammenstoß in irgendeiner Weise einmal vor sich gehen mußte. Hier soll nur deshalb auf sie hingedeutet werden, weil sie zeigen, wie übermächtig und allgemein, wie vielseitig die Beunruhigung war, an welcher das Land litt. In politischer Hinsicht wurzelte sie in dem Gegensatze zwischen Königtum und Ständetum, zwischen der im großen doch stetig fort-

schreitenden Einheit und der widerstrebenden Menge der landschaftlichen Sonderkräfte; ohne den Kämpfenden selber stets klar bewußt zu sein, beherrschte doch dieser Gegensatz im größten die gesamte Entwicklung. Lange hatte der Absolutismus die Leitung in der Hand gehabt: sobald aber seine Spannung nach Franz' I. und gar Heinrichs II. Tode, auf einen Augenblick nachließ, brachen sofort alle eingedämmten ständischen Kräfte wieder hervor; Adel und Bürgertum streben gleichermaßen auf, aber nur die Opposition führt sie zusammen. Unruhe und Unzufriedenheit sind ihnen gemeinsam, jedoch ein klares Losungswort fehlt, und erst der internationale, der religiöse Gegensatz verleiht dieses Wort, faßt alle wirren materiellen Regungen in sich zusammen, adelt sie und fanatisiert sie in seiner Idee. Die französische systematische Logik der calvinischen Lehre zwingt alle Kräfte in diesen einen Gegensatz hinein: ihr Hauptstück, die Prädestination, mit ihrer erbarmungslosen Anspornung der äußersten sittlichen Energie und des härtesten fanatischen Eifers, schneidet stahlscharf in das alte Frankreich hinein, und, langsam im Stillen vorbereitet, formen sich sichtbar mit überraschender Schnelligkeit und Ausschließlichkeit in wenig Jahren die großen Parteien, welche nun Jahrzehnte lang die französische Geschichte beherrschen: rechts und links vom Hofe und von dessen noch machtloser Vermittlungspolitik die Katholiken unter der Führung des guisischen Hauses, die Hugenotten unter Ludwig von Condé, in dessen Schatten der wahre Leiter stand, der Admiral. Jeder Teil ringt danach, mit der Zustimmung des jungen Königs und seiner Mutter Katharina die Legitimität an sich zu bringen; schon scheint Coligny diesem Ziele nahe, da wirft Philipp II. die Macht der europäischen Gegenreformation, das Schwert Spaniens in die Wagschale und sein Verbündeter, Franz von Guise, zwingt mit bewaffneter Hand den französischen König auf die katholische Seite: das Blutbad zu Vassy, das Guise verschuldet hat, entfesselt den Bürgerkrieg. Die zwei Männer aber, welche diesen Kampf um die Zukunft Frankreichs in Wahrheit führen, sind Guise und Coligny. In dem Gegensatze der zwei Persönlichkeiten sammelt sich jeder allgemeine Gegensatz: es ist unerläßlich, die zwei auch hier einander gegenüberzustellen.

Franz von Lothringen, Herzog von Guise, hatte die Welt mit

dem Ruhme seines Namens erfüllt in den Kriegen Frankreichs gegen Karl V. und gegen Philipp II., der jetzt sein Parteigenosse war; den jungen Franz II. hatte er, als Oheim der Königin Maria Stuart, vollkommen beherrscht; sein Ehrgeiz ging hoch: wie hoch, vermag man mit scharfem Worte nicht abzumessen. Aber groß war alles an ihm: hoch und königlich die Gestalt, darüber ein Kopf mit gewaltiger Herrscherstirne, mit tiefblauen blitzenden Augen voll trutzig selbstbewußten Blickes; eine starke gebogene Nase, quer über die Nase und Wange eine tiefe Narbe, sein Ehrenzeichen aus dem spanischen Kriege. Wie seine Erscheinung war sein Wesen: 'Françoys' unterzeichnete er jahrelang seine Briefe, als sei er ein König; er warf jeden Widerstand rasch, grausam, brutal vor sich nieder; als er hörte, ein Edelmann habe drohend von ihm gesprochen, trat er im Parke von St. Germain brüsk auf ihn los; der andere, erschrocken, ging aus dem Wege und grüßte ihn: hätte er's nicht getan, so würde er ihn niedergestoßen haben, äußerte der Herzog. Das war seine Art; bei theologischem Dispute wies er lieber gleich auf den Henker hin: ein Gelehrter sei er nicht; aber ein Feldherr war er, von aller Welt gefürchtet, vom Soldaten, den er liebte, vergöttert.

Kaum über Mittelgröße empor ragte Gaspard von Coligny: der Wuchs mager und schlank, das Gesicht länglich, streng, stumm, von einem dünnen Barte umzogen; die Haut scharf um die Knochen gespannt, eine lange gerade Nase, tiefe Furchen von ihr zu den Mundwinkeln, und unter den Falten einer ausgearbeiteten Stirne, die weder die Höhe noch die stolze Form von Guises Stirn besaß, zwei klare, kalte, graue Augen, deren Blick scharf und fest war: aber eine Müdigkeit scheint über dem Antlitze zu liegen, eine Spur innerlichen Sinnens, das die tiefe Leidenschaftlichkeit dieser verschlossenen Natur nur selten an den Tag treten ließ, ein Zug durchgekämpfter Resignation und körperlichen Leidens. Colignys Leben war in ähnlichen Bahnen gegangen wie dasjenige seines Gegners und Altersgenossen; den einfachen Edelmann hatte Verwandtschaft und strenge Tüchtigkeit in Krieg und Verwaltung emporgehoben; an dem Renaissancehofe Franz' I., sagen unverdächtige Berichterstatter, sei sein bester Freund gewesen der junge Franz von Guise. Später trat Colignys Oheim Montmorency in

ſcharfen Gegenſatz zu den Guiſen, und der Admiral, den alle Seelenkräfte, der Ernſt, die Logik, der myſtiſche Zug ſeines Weſens dem Calvinismus zuführten, ward ein Haupt der Reformierten. Kleine Streitigkeiten ſollen die alte Freundſchaft in Haß gewandelt haben: man braucht die Kleinigkeiten wahrhaftig nicht zu ſuchen, wo die großen Momente ſo offen am Tage liegen. Jeder Schritt, den einer dieſer zwei Männer tun konnte, führte ihn jetzt dem andern feindlich in den Weg. Und wie ſehr mußte die Perſönlichkeit beider den Gegenſatz verſchärfen: hier wie dort ein außerordentlicher Mann; aber der eine ſchnell, kraftvoll, eine heldenhafte Erſcheinung, ein geborener Schlachtenſieger; der andere prüfend, anſcheinend kalt, vom Glücke gemieden, oft geſchlagen, nie gebeugt, nach jedem Verluſte wieder aufrecht und allezeit unbeſieglich. Sie hätten ſich wundervoll ergänzt, wären ſie Freunde geblieben; ſie mußten ſich um ſo tödlicher haſſen, da ſie zerfallen waren; denn jeder ſah im andern die Züge, die ihm fehlten, Kräfte, die er nicht zu packen wußte und die gegen ihn arbeiteten, und ſo erhob ſich in ihnen ein grimmiger Haß, der Nahrung zog aus jeder Kraft ihrer Natur.

Der Krieg, der im März 1562 ausbrach, genährt von allen Nationen, voller Blut und Verwüſtung, trug nur dazu bei, die zwei Männer noch ausſchließlicher gegeneinander zu ſtellen. Auf lange Verhandlungen folgte die Schlacht von Dreux; alle übrigen Führer waren tot oder gefangen; und während der bedrängte Admiral von Orleans aus in die Normandie ritt mit ſeinem Reiterheere von 4000 Mann, um engliſches Geld an der Meeresküſte einzuholen, legte ſich Guiſe vor Orleans, im Februar 1563. Orleans war die Hauptſtadt der hugenottiſchen Partei, ein Gegen-Paris; in ihm wachten Condés und Colignys Frauen über ihren Kindern und über den Spitälern, befehligte Colignys Bruder Andelot, ſammelte ſich das beſte Fußvolk, der Kern der Prediger zu Kampf und Gebet. Während Katharina von Medici Frieden machen wollte, beſtand zumal Guiſe auf der Einnahme der proteſtantiſchen Feſte; ſeine Schwungkraft, ſeine Hilfsmittel bedrohten die Belagerten aus ſtets gefährlicherer Nähe, und ſchon rühmte er ſich, in 24 Stunden werde Orleans königlich ſein; man ſprach davon, wie blutige Rache er den künftigen Gefangenen angedroht habe. Eine Entſcheidung

ſtand vor der Tür: da, als der „große Herzog“ mit nur zwei Begleitern am Rande eines Waldes langſam einherſchritt, traf ihn aus dem Gebüſche ein Schuß. Der Mörder hatte unter die Schulter gezielt, drei Kugeln waren von hinten in den Bruſtkaſten eingedrungen; und während der Hand, die nach dem Degen griff, die Kraft verſagte, ſprengte der Mörder auf raſchem Pferde in die Dunkelheit hinein und davon.

Die Chirurgen verſchlimmerten das Leiden; am 18. Februar war die Tat geſchehen, am 24. ſtarb inmitten des jammernden Lagers Herzog Franz; rührend erzählte ein Biſchof in einem Berichte voll unguiſiſcher Bibelworte, wie er Abſchied genommen habe von den Seinigen; und gleichzeitig mit dieſem Drucke, der das Mitleid und den Grimm über die katholiſche Welt verbreitete, ging ein zweiter aus: eine offene Anklage gegen Coligny, das Bekenntnis Poltrots, des Mörders.

Ihn, der ſeine Tat mit kalter Ruhe ausgeführt, hatte das Entſetzen gepackt, als er davonjagte; er ritt und ritt; nach Stunden kam er einer Wache nahe: „Ho werdo?“ rief man ihm entgegen: es waren katholiſche Schweizer. Er floh von neuem; als die Nacht um war, fand er ſich nahe dem Lager, dem er hatte entrinnen wollen: er war im Kreiſe geritten. Er legte ſich in einer Meierei ſchlafen, aber ſein Pferd und ſein wirres Weſen erregten Verdacht, und man nahm ihn feſt.

Jean Poltrot de Merey war ein junger hugenottiſcher Edelmann aus dem Angoulmois, der in den ſpaniſchen Kriegen mitgefochten und ſeit einem Jahre in Dienſten des proteſtantiſchen Großen Soubiſe geſtanden hatte. Verwandte von ihm waren in der Amboiſer Verſchwörung gegen die Guiſen gefallen; ein unerſchrockener Soldat, aber ein Schwätzer, ein „grand causeur“, berichten die proteſtantiſchen Quellen (und der Eindruck ſeiner ſpäteren Ausſagen ſtimmt zu ihrer Schilderung), hatte er ſich ſeit Jahren gerühmt, Guiſe zu erlegen; man habe es angehört wie von einem Narren, als eine Prahlerei, wie wenn er ſich verſchworen hätte, Kaiſer zu werden. Selbſt Katholiken ſollte er, als Begleiter eines Parlamentärs, zugerufen haben: „das iſt der Arm, der Herrn von Guiſe töten wird“; auch ſie hätten dazu gelacht.

Ganz andere Dinge geſtand aber Poltrot, als er drei Tage

nach dem Schusse, am 21. Februar, Katharina von Medici vorgeführt wurde. Er erzählte, wie bereits vor drei Vierteljahren Coligny in geheimnisvoller Umgebung, in einem Kellersaale, ihn aufgereizt habe zu diesem Morde: er habe es abgeschlagen. Als nun aber der Admiral jetzt, bevor er von Orleans fortzog zur Normandie, ihn von neuem gedrängt, Theodor von Beza ihm versprochen habe, so werde er geradeswegs ins Paradies wandern, da habe er das Unternehmen gewagt; nochmals ein Rückfall, nochmals die Mahnungen der zwei protestantischen Führer; zugleich zweimalige Geldzahlungen: dann sei er zum zweitenmal zu Guise geritten, scheinbar als Überläufer, und diesmal nicht vergebens. Im katholischen Lager aber habe er Protestanten erblickt, die weitere Aufträge hätten: nicht nur die Nachfolger Guises in der Feldherrnschaft, selbst Katharina und den König Karl IX. bedrohe Colignys Mordstahl: 50 hugenottische Edelleute seien zu seiner Verfügung.

Man verbreitete eiligst diese Erzählung im protestantischen Lager; man hoffte die deutschen Mietlinge abzuziehen von einem Feldherrn, der so Gemeines begangen haben sollte. „Da seht Ihr", schrieb Katharina an eine fürstliche Gönnerin des Admirals, „wie dieser Ehrenmann, der alles nur der Religion halber tut, uns beiseite schaffen will!" Coligny erfuhr Guises Tod am letzten Februar, „noch wußte man nicht, wer den Schlag geführt", schreibt ein protestantischer Zeuge: und das Lager der Hugenotten war voll von Freudebezeigungen. Bald traf das Protokoll der Poltrotschen Geständnisse ein; Coligny verfaßte eine Gegenerklärung, am 12. März, und forderte vor allem, daß man den Verbrecher aufhebe zur Konfrontation.

Poltrot war inzwischen nach Paris geschafft worden, wo das Pariser Parlament, Frankreichs höchster Gerichtshof, ihn aburteilen sollte. Wir haben die Akten des Prozesses vor Augen: in den Parlamentspapieren der Nationalbibliothek habe ich ihnen vergeblich nachgeforscht; aber der protestantische Druck, in dem sie erhalten sind, bietet nach Form und nach Inhalt — denn keineswegs entlastet er Coligny vollständig — keinerlei Bedenken dar. Zweimal, am 27. Februar und am 7. März, bestätigte Poltrot seine ersten Aussagen; am 6. März aber schrieb der Gerichtspräsident an

Katharina: schon wüte das katholische Volk der Hauptstadt, man werfe der Regierung vor, sie halte Poltrot so lange im Gewahrsam, nur damit er zum Widerrufe seiner Anklage gegen Coligny gebracht werde; sie solle, rät er, bedenken, welche Wirkung es da haben würde, wenn Poltrot tatsächlich anderes bekennte, und solle deshalb den Prozeß möglichst beschleunigen lassen. Katharina konnte dies Drängen nur lieb sein: denn wenn das Zeugnis Poltrots nicht durch eine Konfrontation mit Coligny entkräftet war, so blieb gegen den letzteren ein Verdacht bestehen, der politisch stets vortrefflich ausgenutzt werden konnte. So sprach man denn am 18. März das Todesurteil; nachdem es Poltrot verlesen war, widerrief er alle seine Geständnisse: er habe sie nur abgelegt, um sein Leben zu fristen, um sich zu decken durch die Schuld des Größeren; in Wahrheit habe er keinen Anstifter gehabt. Er begann dann seine Geschichte von neuem ausführlich zu erzählen, so wie sie wirklich gewesen sei: sein früherer Herr, Soubise, dem Poltrot den Vorschlag, Guise zu ermorden, vergeblich gemacht habe, habe ihn in Geschäften Coligny zugeschickt; der habe ihn sofort gefragt, welche Dienste er leisten wolle? und habe auf sein mörderisches Anerbieten geantwortet: wohl Merey, du wirst daran denken. — Weit genug weicht diese Darstellung bereits von jener ersten ab, wonach ihn Coligny mühsam überredet haben sollte. — Man folterte den Gefangenen darauf; nichts Neues. Noch einmal ließ er am selben Tage den Präsidenten zu sich rufen: sein Bericht sei schlecht protokolliert worden; von neuem erzählte er: diesmal sollte Coligny, erst zwei Tage nach Poltrots Ankunft, zu ihm gesagt haben: „je eher er's tue, um so besser sei es". Der Verurteilte bat um Frist, weiter in seinem Gedächtnisse nachzusuchen. Aber man führte ihn zum Schafott. Da, auf dem Greveplatze vor dem Stadthause, rief er dem tobenden Volke Drohungen zu, warnte zugleich in dunklen Ausdrücken, als wolle er neuen Aufschub erwirken, Paris vor hugenottischen Anschlägen. Man ging an die furchtbare Bestrafung, wie sie einem Königsmörder zugekommen wäre: Poltrot sollte zerrissen werden von vier Pferden. Kurz ehe diese letzte Marterung begann, versicherte er noch einmal, Coligny habe nichts gewußt; und als sie begonnen hat, erwirkt der Unglückliche eine lindernde Pause durch neues Sprechen: Soubise, Coligny und Andelot seien seine Mitschuldigen.

Endlich, als er dies mit vielen Worten gesagt hat, erhält er den Tod.

Es ist ein Fanatiker von schwachem Verstande und schwächerer Seele, der durch Lügen seine unseligen Tage zu verlängern strebt; ein qualvoller Anblick, wie er in den letzten Stunden Aussage auf Aussage häuft, dasselbe von neuem und mit leisen Änderungen wiederholt, in fiebernder Todesangst, schon befangen in seinen eigenen Gespinsten, alles nur, um den fürchterlichsten Augenblick um Stunden, um Tage vielleicht hinauszuschieben. Oder hoffte er, der sich trotz aller Jämmerlichkeit als Helden seiner Sache fühlte, vielleicht gar noch auf Rettung durch seine Parteigenossen? Klar ist an alledem nur eines: nach seiner Verurteilung, da sein erstes abenteuerliches Geständnis sich doch nutzlos erwiesen, entlastete er den Admiral mehrere Male ganz und gar, mehrere Male maß er ihm, und jedesmal in abweichender Form, halbe Schuld bei: nicht die einer eigentlichen Anstifterschaft, wohl aber der unzweideutigen Ermutigung.

Alle Zeugnisse der Zeitgenossen enthalten über Poltrots Bekenntnisse hinaus bloße Gerüchte; meist umschreiben, entstellen sie lediglich des Gefangenen Aussage: gab es doch keinen einzigen Zeugen neben ihm; und was ganz neu hinzutritt, entspringt einer haßerfüllten, verblendeten Phantasie, wie die spanische Nachricht, nach welcher Poltrot der Vollstrecker eines von deutschen protestantischen Fürsten zu Heidelberg gefällten Todesurteils gewesen sein sollte: kritisch kommt all das gar nicht in Betracht. Wie aber? Kann man eines Mörders, eines Feiglings sich selbst widersprechende Worte, protokolliert von Beamten, welche den Admiral haßten, gegen einen Coligny ins Feld führen? Hätten wir nur diese Protokolle, die ihre eigene Widerlegung zu sein scheinen, kaum der Schatten eines Argwohns dürfte haften bleiben auf dem Admiral.

Aber wir haben andere Schriftstücke: von Colignys eigener Hand. Und eben diese zwei Verteidigungsschriften Colignys erheben die Frage auf einen so hohen Stand.

Auf das erste, märchenhafte Geständnis Poltrots erwiderte er aus seinem Lager am 12. März. Leicht wurde es ihm, am Wortlaute des Protokolls festzustellen, daß Leute die Hand darin ge-

habt hatten, die ihm feindlich gesinnt seien und die ihn wenig kennten; leicht auch die Widerlegung der Aussagen über frühere Gespräche, in denen er, unter den oben erwähnten geheimnisvollen Umständen, den Mörder schon umworben haben sollte: Poltrot hat ja später alle diese Dinge für Erdichtungen erklärt. Dagegen gibt Coligny zu, daß er es war, der Poltrot in Guises Lager geschickt. Als Mörder? Nein! Als Spion. Der Admiral liegt bei Orleans, Guise ihm gegenüber, da bietet Poltrot, eben von Lyon kommend, seine Dienste an; der leichtfertige Ton des Prahlhanses mißfällt Coligny, der seine Bedenken nicht verschweigt; aber er schickt ihn auf Probe aus, indem er ihm 20 Taler auszahlen läßt. Poltrot kommt zurück, als eben der Admiral zur Normandie aufbricht, und bringt wichtige Nachricht mit: Guise plane möglicherweise eine Verfolgung Colignys. Diesem ist es vom höchsten Werte, genaue und rasche Botschaft zu erhalten: so sendet er den Spion zum zweitenmal aus, diesmal mit 100 Talern versehen, damit er ein besseres Pferd dafür kaufe, was er dann auch getan hat. „Weiter," heißt es wörtlich in Colignys Schreiben, „erinnert sich der Admiral jetzt wohl, est bien recors maintenant, daß Poltrot, da er ihm seinen Rapport abstattete, so weit ging, ihm zu sagen, daß es leicht sein würde, Guise zu töten; aber der Admiral ließ sich niemals weiter ein (m'insista jamais sur) auf diese Worte, da er sie für ganz leichtfertiges Gerede hielt; und, bei seinem Leben und seiner Ehre, er öffnete nie den Mund, um ihn dazu anzutreiben."

Welch gefährliches Geständnis! wie gefährlich in sich selber! wie verwertbar außerdem für jeden Gegner! Man habe unter den Genossen, berichtet der gleichzeitige hugenottische Kirchenhistoriker, Coligny abgemahnt, so offene Aussagen zu tun; aber der Admiral, ehrlich und entschieden, habe geantwortet, alles, was er zu bekennen habe, wolle er auf einmal sagen: müsse er später, bei der Konfrontation, Nachträge machen, so sei das doppelt verdächtig. — Sehr möglich, daß Coligny sich so geäußert hat. Aber, wer in aller Welt konnte ihn zu Nachträgen zwingen? wer ihm mehr nachweisen, als er gestehen wollte? konnte das zeugenlose Wort eines Verbrechers etwas beweisen, das der Admiral von Frankreich, der Führer einer bewaffneten großen Partei, entschlossen gewesen

wäre zu leugnen? Aus Klugheit sicherlich entsprang diese Ehrlichkeit nicht, sie muß wohl einen anderen Grund gehabt haben. Und sie geht in Wahrheit noch viel weiter.

Er habe vor dem Bürgerkriege, bekennt Coligny, Anschläge gegen Guises Leben hintertrieben, sie der Herzogin von Guise mitgeteilt; seit dessen Ausbruche, seit Vassy, habe er Guise und seinen Anhang für Feinde Gottes, des Königs, der öffentlichen Ruhe angesehen, aber Mordpläne nicht gebilligt; seit er indessen, vor fünf bis sechs Monaten, sicher erfahren habe, daß Guise Mörder gegen ihn und die Seinen ausgeschickt habe, da habe er aufgehört, denen stark abzureden, die ähnliche Anschläge geäußert hätten: aber angestiftet habe er keinen, auf keinerlei Weise, weder mittelbar noch unmittelbar.

Und nicht genug mit dieser Erklärung. Er ebenso wie sein Mitbeschuldigter Beza sprechen ihre Freude aus über dieses gerechte Gericht Gottes gegen den Herzog: „das größte Glück ist es gewesen", sagt Coligny, „das diesem Königreiche und der Kirche Gottes und insbesondere mir und meinem ganzen Hause hat widerfahren können".

Die praktische Forderung dieses Sendschreibens war die Konfrontation mit Poltrot; geschrieben war es noch während des Krieges. Bald darauf, gerade in den Tagen der Hinrichtung Poltrots, schloß man Frieden, und sofort begann eine lange Reihe gerichtlicher Klagen der Guisen gegen den angeblichen Mörder ihres Oberhauptes. Die Erklärungen, die in diesem Prozesse gemacht worden sind — erst 1566 schloß ihn die Regierung mit einer Freisprechung Colignys formell ab — enthalten nichts Neues bis auf eine einzige, die der Admiral am 5. Mai 1563 von seinem Schlosse Chastillon ausgehen ließ. Nachdem er, offenbar durch einen Sekretär, alles hat wiederholen lassen, was in juristischer Hinsicht gegen Poltrots Anklage zu sagen ist — Unzuverlässigkeit und Wandelbarkeit der Aussagen, Parteilichkeit der Richter, Hintertreibung der geforderten Konfrontation —, beweist er selber, wie wertvoll ihm in jenem Augenblicke, wo er Poltrot ins katholische Lager zurücksandte, Spionsdienste hätten sein müssen: das Schicksal seines Heeres habe an ihnen gehangen. Da seien 120 Taler eine kleine Ausgabe gewesen — ein lächerlicher Preis überdies für ein solches

Attentat. Nur als Spion habe er Poltrot ausgesandt, „versichernd", schreibt er, „auf seine Ehre, daß er dem Poltrot, als (quand) dieser vorher ihm von der Leichtigkeit eines Mordanschlages gesprochen hatte, niemals etwas darauf geantwortet hat, ihm zuredend oder abredend (pour dire que ce fut bien ou mal fait), und ebensowenig daran geglaubt hat, daß jener es tun könnte oder wollte". Und stolz schließt er: „die, welche meinen, der Admiral habe das Geld zu andern als den angegebenen Zwecken gegeben, ganz abgesehen von der Kinderei ihrer Gründe, die kennen ihn sehr schlecht. Denn hätte er mehr getan oder befohlen, so würde er sich nicht scheuen, auch das zu gestehen. Was zwang ihn denn zu sagen, was er im Drucke bereits gesagt hat? . . . Weshalb sollte er weiteres verbergen? Denn hatte je ein Mensch einen erklärteren Feind, als er in Guise? Und wenn dies nicht wahr ist, weshalb lag denn jener vor Orleans, als um Weib und Kinder und alles zu vertilgen, was der Admiral Liebes hatte auf dieser Welt? Sagen doch sogar glaubwürdige Leute, er habe sich gerühmt, keines Geschlechtes zu schonen in Orleans. Man soll auch nicht bezweifeln, daß der Mann im ganzen Heere, den der Admiral zumeist gesucht hat am Tage der letzten Schlacht, jener war. Man soll nicht bezweifeln, daß, wenn er eine Kanone gegen ihn hätte richten können, um ihn zu töten, er es getan haben würde, noch daß er gleichermaßen 10 000 Schützen, hätte er sie unter sich gehabt, geboten haben würde, unter allen andern zu zielen auf ihn, sei es im Felde, vom Walle herab oder im Hinterhalte: kurz, kein einziges Mittel hätte er gespart von denen, die das Recht der Waffen in Kriegszeiten erlaubt, um sich eines so großen Feindes zu entledigen, wie jener es war gegen ihn und gegen so viele andere gute Untertanen des Königs. Und zum Schlusse beteuert der genannte Admiral vor Gott und seinen Engeln, daß er nichts getan noch befohlen hat über das hinaus, was er schriftlich angegeben. Will jemand noch weitere Aufklärungen haben, der spreche zu ihm und er wird ihm antworten."

Man mag bei dieser rauhen Sprache empfinden, was man will, eines Gefühles der Achtung vor so herber Wahrhaftigkeit wird sich kein Unbefangener erwehren können. Der Beurteiler wird sich hier der Grenzen einer wirklich sicheren Kritik streng bewußt bleiben

müssen: aber auch über dasjenige, was über diese Grenze hinausreicht, ist er wohl verpflichtet, sein persönliches Urteil zu bilden und als solches auszusprechen. Ich zweifle nicht daran: der, ohne einen Zwang von außen, so viel Wahrheit sagte, die ihm schaden mußte, der hat alles gesagt, was er zu bekennen hatte. Die Tatsache ist die: Coligny hat Poltrot nur als Spion verwenden wollen; und so fein die Frage sein mag, ob man auch dem Ehrlichsten, ob der Ehrlichste sich selber so weit Glauben schenken darf in der peinlichsten Sache: ich glaube auch Colignys Worten: „jetzt", d. h. erst jetzt wieder erinnere er sich wohl, daß Poltrot von der Möglichkeit des Mordes gesprochen. Ich glaube es Coligny, daß er wirklich von Poltrot diese Tat nicht erwartet, ja, dessen Anerbieten vielleicht halb und halb wieder vergessen hat. Aber hierin liegt nicht einmal das wirkliche Rätsel. Er hatte doch einmal von ihm gehört, daß er an Mord dächte — und doch verwandte er den Mann als Spion! Und er sagt es offen: er hat niemandem mehr abgeraten von solchem Vorhaben, seit Guise Gleiches gegen ihn im Schilde geführt — also: er hätte Poltrot vielleicht auch dann als Spion ausgeschickt, wenn er ihm die Tat offen zugetraut hätte.

Was sollen wir sagen zu einer solchen Tatsache? Was an den Mord rührt, ist doch Frevel und darf nicht anders genannt werden. Um so mehr aber will dies erklärt, im Zusammenhange der Zeit begriffen sein. Wie war ein so wilder Haß, eine sittlich so gefährliche Anschauung, so naiv, so grausam unbefangen ausgesprochen, möglich bei einem Coligny? Hier erst liegt das wahre Problem. Es zu erschöpfen, unterfange ich mich nicht: allein einige verwandte Äußerungen der Zeitgenossen sollen noch angeführt werden, welche seiner Aufhellung eine Hilfe bieten können.

Über der damaligen Welt lag ein finsterer Ernst. Jedes menschliche Interesse ordnete sich ein in den höchsten, den religiösen Gedanken. Dieses religiöse Interesse hatte langsam und unwiderstehlich sich alles unterjocht; hatte Karl V. es im Herzen getragen, so war es, in ganz anderer Einseitigkeit, für Philipp II. bereits der Impuls seiner gesamten Politik. Luther, sagt man mit Recht, hatte auch den Katholizismus neu belebt; wie viel mehr hatte es die weltlich tatkräftigere, angriffslustige Genfer Kirche getan! So stand auf beiden Seiten dieselbe Glut des Glaubenshasses, so er-

achtete der Katholik den Gegner seiner Religion ebenso für einen Feind Gottes selber, wie seinerseits ihn der Protestant: zu Gott hatte Poltrot, ehe er seinen Schuß abgab, um Erleuchtung gefleht, ob, was er tun wolle, recht sei, und hatte, wie er erzählte, sich erhoben mit fröhlichem Herzen. „Die neue Religion" nannte man die reformierte Lehre: und gewiß glich sie einer solchen in ihrer Ausschließlichkeit, ihrer Schroffheit, die in der Welt nichts kannte und wollte, als allein das Bibelwort in ihrer einzigen Deutung, und kein Streben, als allein das religiöse. Sie allein sollte Geltung haben in aller Welt. „Wir können Gott nicht dienen", schrieb Calvin, „ohne zu kämpfen"; er gab wohl zu, daß man beten solle für alle menschlichen Brüder, aber doch in verschiedener Weise für die innerhalb der eigenen Kirche und die draußen: für die Zweiten erflehe man Bekehrung, für die Ersten allein allen Segen: sie allein sind Gottes Kinder. Gibt es nur einen Gott, nur den einen, der verboten hat, ihm Götzenbilder zu bauen, welchen Teil an ihm haben die Katholiken? nicht mehr, als die Feinde Israels gehabt hatten an Jehova. So lernt denn Calvin vom jüdischen David, daß man „die Feinde Gottes hassen soll mit tödlichem Hasse", mit reinem, unpersönlichem Hasse, aber ohne Schonung. Wie hätte dieser Haß sich nicht vor allen gegen Franz von Guise kehren sollen? Es ist uns ein überaus merkwürdiger Briefwechsel erhalten zwischen Calvin und der Herzogin Renée von Ferrara, der Tochter König Ludwigs XII. von Frankreich. Die verwitwete Fürstin war offen zur Protestantin geworden und hielt auf ihrem Witwensitze zu Montargis einen kleinen reformierten Hofhalt; aber die vornehme und feine Greisin konnte nicht voll einstimmen in den Zorn der calvinischen Prediger gegen ihren toten Schwiegersohn Guise. Warmherzig legt sie dem gestrengen Meister in Genf dar, daß doch nicht alles Übel von Guise allein stamme und daß auch er Milde und Schonung geübt habe; habe er auch die Wahrheit nicht erkannt, für einen von Gott Verworfenen wolle und könne sie ihn nicht halten. Darauf antwortet ihr Calvin, ob Guise verworfen sei vor Gott, das zu beurteilen stehe nur dem einen höchsten Richter zu; aber Elend habe er gestiftet, Ärgernis habe er bereitet und Schonung habe er nicht finden können: er, Calvin selber, habe Mordpläne gegen Guise vereitelt, aber zu

Gott habe er gebetet, diesen Mann zu bekehren, oder, wolle er das nicht, seine Kirche von ihm zu befreien. Die ganze Zeit atmet in diesen Briefen.

So hat denn auch Beza gejubelt über den Fall des Tyrannen durch Gottes Hand; so hatte schon vor einem Jahre ein Prediger sich erboten, den Feind zu ermorden, hatte dabei von einer ganz besonderen göttlichen Berufung gesprochen, die er in sich fühle, und hingewiesen auf Gideon, auf Judith. Aus den wilden Kriegen des Hebräervolkes nahm man Beispiele und Vorbilder; die antiken Tyrannenmörder, die Übung der italienischen Renaissance legten ohnehin den Zeitgenossen den politischen Mord von vornherein nahe genug: den Parteigängern der zwei religiösen Lager freilich setzte er, wie ein jedes Ding, sich sofort um in einen der Renaissance fremden, geweihten und finsteren Ernst.

Also: der Plan gegen Guise, der Haß und die ganze Stimmung Colignys lag in der Luft; das protestantische Volk ergriff das Verbrechen Poltrots wie eine Heldentat: es beging den Todestag des Mörders mit feiernden Liedern, sang spottend vom Leichenzuge des Ermordeten, und „dieser einzige Poltrot — unsere französische Sprache hat kein schöner Wort!" — wird gerühmt als das Wunderbeispiel der höchsten Tapferkeit, als Befreier Frankreichs.

So freilich stand Coligny nicht zu seinem großen Feinde oder zu dessen Mörder, den er verachtete; aber sein Haß war, wenn weniger roh, um so innerlicher. Ich schließe mit dem Versuche, den Gedankengang des Admirals in Anlehnung an die feststehenden psychologischen Tatsachen, an Colignys verschiedene Äußerungen, herzustellen. Die starken allgemeinen Gründe, die jener Haß in den politischen Verhältnissen, in den Persönlichkeiten der beiden Gegner fand, sind oben dargelegt worden; aber ihre volle Glut, ihren eigentümlichen Charakter verlieh dieser Empfindung des Admirals doch sicher erst der religiöse, der theologische Hauch der Zeit. Es ist eingangs auf die Prädestination hingewiesen worden, die dem Calvinisten Begnadete und Verworfene von Urbeginn her schied; Calvin mochte immer sagen, daß nur Gott wisse, wer die Gnade habe und wer nicht: dennoch gab es gewiß keinen heißen Calvinisten, der nicht Guise für ewig verdammt, für einen réprobé, gehalten hätte. Wer hätte es, in Colignys Augen, in höherem

Sinne sein sollen? wer hatte denn, mit der bluttriefenden Fackel von Vassy, den Bürgerkrieg im Lande entzündet? wer war schuld daran, wenn das Grauen durch die Provinzen schritt, wenn die Wut des Bruderkampfes die Gemeinden, die Familien zerriß? überall schrie die Verwüstung zum Himmel — gegen wen, wenn nicht gegen diesen einen Mann? Wir wissen recht gut, daß der Kampf in der Notwendigkeit der Dinge selber lag — aber dem Zeitgenossen, dem protestantischen Franzosen, dem Führer, der jedes Leid seiner Anhänger wie einen Schlag gegen sein eigenes Haupt empfand, Coligny mußte alles als Guises Schuld und mußte jede Handlung des katholischen Helden als dessen selbstgeschriebenes Todesurteil erscheinen. Coligny wünschte Guises Tod. War es nun ein bloßer flacher Sophismus, wenn der Admiral, weil Guise seiner Meinung nach ihm Mörder zugeschickt hatte, fernerhin niemand mehr von Guises Ermordung abbringen wollte? War dies Dulden der Tat wirklich gar nichts als versteckter Mord? Zweifellos ist es erlaubt, hier an das reformierte Dogma, an die Folgerungen zu erinnern, die dessen Anhänger leicht aus ihm ziehen mochten. Wer Guise für ewig verdammt hielt und Gott selber für Guises Feind (so nennt es Coligny) — hatte der das Recht, Gott in den Arm zu fallen, da ein Dritter Guises Vertilgung plante? Coligny sah rings um sich das Geheimnis walten: unerforschlich waren die Wege der Gottheit; stumm, ohne fragen zu wollen, hatte er selbst sich in Schickungen ergeben, die er nicht begriff, denen gegenüber es keinen Willen gab. So hatte er, mit fatalistischer Gelassenheit, vor Jahren selbst geschrieben. Nun, wenn denn einem Hugenotten ins Herz kam, die Tat zu begehen, ohne daß Coligny ihn dazu gebracht, was hatte denn er hineinzugreifen? Nichts verpflichtete ihn mehr dazu. Es war die Sache eines Höheren; er ließ es gehen. Und er glaubte, vor Gott, der ja doch wohl alle Dinge im voraus geordnet hatte, dem strengen Gotte Calvins: „vor ihm und seinen Engeln" glaubte er bekennen und verantworten zu können, wie er gehandelt hatte.

Die Folgen der Ermordung Guises waren groß und zweischneidig. Sie brachte den bedrängten Hugenotten im Augenblicke den Frieden und für die Dauer einen um so unversöhnlicheren Krieg: weder das Guisische Haus, noch das Volk von Paris vergaß

den Februar 1563: ihre Antwort gab die Bartholomäusnacht. Denn die Gegner vernahmen in Colignys Verteidigungen nur den Haß und nicht die Wahrhaftigkeit: sie glaubten an seine volle Schuld.

Dem heutigen Betrachter ist die ideelle Bedeutung der Tat, dieser Gefühle Colignys, noch größer. Eine rohe Verschuldung des Admirals liegt bei dieser „religiösen Blutrache", wie Ranke sie nennt, nicht am Tage; billigen wird niemand, was Coligny tat und aussprach; wie weit er verurteilen will, das ist die Sache jedes Einzelnen: aber das wird man nicht übersehen dürfen, daß es die Verteidigung seiner höchsten innerlichen Güter war, in welcher der strengen und ringenden Seele des großen Hugenotten jedes Opfer an äußerem und innerem Glücke auferlegt und keines, auch das herbste, auch die Schuld nicht erspart geblieben ist.

Ich habe 1889 dem stets von mir hoch verehrten Conrad Ferdinand Meyer diesen Aufsatz zugeschickt und von ihm eine Antwort erhalten, die ich heute ohne die Gefahr einer Mißdeutung veröffentlichen darf. Ich tue es, weil mir sein Brief in besonders monumentaler Form das bezeichnendste Bestreben der historischen Poesie dieses feinsten und historischesten unter unseren historischen Dichtern auszusprechen scheint, der ja gerade der Dichter des Zeitalters der Religionskämpfe gewesen ist. „Den mir von Ihnen, verehrter Herr, gütig zugesendeten Art. der Hist. Zeitschr. habe ich mit großem Vergnügen gelesen u. finde Ihre Darlegg der Gesinng Coligny's in dem Poltrot-Handel überzeugend. So wird er die Sache angesehen haben. Völlig aus ihrer Zeit heraus die Menschen verstehen — diese Gerechtigkeit hat doch kein Jahrhundert geübt noch üben können, wie das unserige. Das ist eine seiner Tugenden.

8 Oct. 1889

Kilchberg-Zürich

Freundlichst u. dankbar,

C F Meyer"

Von den Stätten der Hugenottengeschichte

Ein Brief aus la Rochelle Ostern 1886

Wie frei einem hier nach Monaten Pariſer Luft der Seewind des Atlantiſchen Meeres um die Schläfe weht! Paris iſt in dieſem Winter ganz außerordentlich unliebenswürdig geweſen; es war kein Vergnügen, in der Kälte, die kein Ende nehmen wollte, bei ſchlechten Kaminen zu frieren, in ſeinem eigenen Zimmer eingehüllt wie ein Mann, der auf einer Reiſe durch Sibirien iſt. Nachher iſt freilich die Beſinnung bei dieſer größten aller Koketten eingetreten; die ſie im Winter geärgert hat, möchte ſie jetzt verſöhnen durch allen Liebreiz ihres raffinierten Lächelns. Sie iſt im vollen Frühlingsſchmuck; auf den Champs Elyſées blühen und duften die Bäume, blinken die Tauſende von Gasflammen und drängt ſich die große Menge der Leute, die nichts zu tun haben; bereits ſingt im Café-Concert der Stern unter den Bänkelſängern, der berühmte Paulus, das Stück der neuen Saiſon. Frankreich weiß ſeine Genien zu ehren: heute ſieht man am Boulevard ein großes Ölbild ausgehängt, das dieſen Paulus darſtellt, wie er der Probe ſeiner Truppe beiwohnt, nachläſſig, geiſtreich, im Gefühle, eines der Lichter zu ſein in der Ville Lumière, Schulter an Schulter mit Sarah Bernhardt, Paſteur, Liſzt und dem großen Volksmanne Basly ... Das iſt einmal Paris. Man hat doch Sehnſucht, einmal auch etwas anderes zu ſehen, als den ewig gleichmäßigen Wechſel der großen Stadt. Welch ein glücklicher Gedanke der Archivverwaltung, um Oſtern 6 Tage Ferien zu machen! Welch eine Befreiung, nach all dem Staube der Akten und all dem Lärm der Straßen dieſer friſche, köſtliche Atemzug des Landes und der See! Es iſt ein gefährliches Ding, wenn man Frankreich nur in Paris kennen lernen will. Daß Paris Frankreich ſei, iſt ein alter Satz und wie alle Schlagwörter auch zum Teile wahr. Für uns Deutſche iſt er zudem außerordentlich bequem. Paris iſt ſo ganz anders als wir ſind; da bildet ſich ſchnell ein Urteil, da hat man gut über mancherlei die Achſeln zucken; das Gefühl des Unbehagens, des Gegenſatzes, das wohl jeden von uns ergreift, wenn er einmal eine längere Zeit in dieſer Stadt weilt, iſt uns keineswegs unwillkommen. Und gibt nicht Paris ſelbſt dieſem Urteil recht? Es blickt mit der tiefſten Verachtung herunter auf die Provinz mit

ihrer Einfältigkeit, ihrer Langenweile, ihrer geistigen Stagnation. Da ist es recht heilsam, einmal hineinzuwandern in diese Provinz; wie verschieben sich hier die Bilder! Wer ehrlich zu verstehen sucht, wird da hundert Dinge sehen, die Achtung und Neigung von uns heischen; und das schöne Schlagwort, das so sauber den Inhalt des französischen Lebens in sich zusammenzufassen scheint, versagt hier außen; man ist gezwungen, einfach zu sehen und muß sich bescheiden, zuzugeben, daß auch in Frankreich Menschen wohnen, die ihr gutes Recht auf Geltung und Verständnis haben — nicht nur Boulevardiers, Kokotten und unruhige Schwätzer, d. h. Deputierte, fortschrittliche Kleinbürger und kommunistische Arbeiter; mit einem Worte: Menschen, nicht nur Pariser.

La Rochelle! Das ist wie eine andere Welt. Es wird einem hier wohl, recht von Herzensgrunde. Und welch eine Fahrt, durch die reichen Loiregelände, zwischen Wasser, Hügeln, Schlössern, üppigen Feldern und Weingärten bis an die ewige Frische des Ozeans!

Man hat in Paris den Handkoffer gepackt und sein geistiges Reisegut noch einmal nachgezählt, kontrolliert, ob man auch alles im Kopfe trage, was solch ein Ausflug beansprucht: die Kapitel des Bädekers, ein Stück Kunstgeschichte und Geschichte. Alles bereit. Man fährt dahin durch die Villenvorstädte des Südens — alles blüht und lacht; es folgt ein langes, fruchtbares Plateau, und man ist in Orleans. Orleans ist eine stille Stadt mit breiten, sauberen, neuen Straßen, reizlos im Flachlande belegen; wer etwas davon haben will, muß in die engen Gassen der Altstadt gehen — da ist malerisches Leben, und zwischen baufälligen Häusern des vorigen Jahrhunderts fällt einem überall Glut aus der besten Renaissance in die Augen: hier ein Portal, dort eine Fenstereinfassung und oft genug ein ganzes Bauwerk. Gerade als Paris, nach der Neubegründung des nationalen Staates im 15. Jahrhundert, sich stärker und stärker zum Hauptpunkte des Reiches entwickelte, blühte in den großen Handelsstädten ein selbständiger und kräftiger Sinn; die Hugenotten suchten einmal aus Orleans ein Gegenparis zu machen; all diese alten Kaufmannshäuser legen Zeugnis ab von einem reichen, stolzen und hochsinnigen Bürgertume, und das Rathaus, ehemals eines Bürgers Hotel, glänzt in der

vollen Anmut der französischen Renaissance. Weiter die Loire hinab zeigt Blois, dem Orleanser Bürgertum gegenüber, die Kunst des Königtums. Man kann sich nicht leicht etwas Reizenderes vorstellen, als dieses Städtchen, das sich anlehnt an einen Hügel, mit gewundenen, steigenden Straßen, über der breiten Loire; auf allen Seiten baumbedeckte Höhenzüge und in der Mitte, auf kräftiger Erhebung, das herrlichste aller französischen Königsschlösser, ein wahres Juwel der Renaissance, dieser Bau Franz' I. Neben einem bunten, liebenswürdigen spätgotischen Palaste Ludwigs XII. von 1500, neben einer schweren Fassade des 17. Jahrhunderts steht der Bau Franz' I., sorgsam bewahrt und hergestellt, strahlend im hellsten Übermute einer jugendlichen Kunst, die mit ihren reichen Mitteln verschwenderisch umgeht, voll des Gefühls, daß sie unerschöpflich sind — graziös, unregelmäßig, fast launisch in ihren Dekorationen; die Fenstereinfassungen von spielender Fülle, das Gesims wohl das reichste, das je ein Architekt ersonnen hat. Alles beherrscht der berühmte Treppenbau: ein Turm, der frei vor die Fassade gezogen ist und das Ansteigen der Treppe bis zum obersten Stockwerke offen zeigt; wie überall mittelalterliche Motive umgeformt mit den Mitteln der neuen italienischen Kunst, die hier so schnell ein französisches Gesicht annahm. Man hat im Innern die Zimmer Katharinas von Medici und Heinrichs III. restauriert, die Deckenbalken bemalt, die Wände mit Leinwandtapeten voll reicher und vornehmer Muster bekleidet, den Boden belegt mit bunten Fliesen; überall ziert das Stachelschwein Ludwigs XII., das auf seinen Borsten die Königskrone unangreifbar trägt, der feuerspeiende Drache (Salamander) Franz' I. die Kamine und die Wände. Wer das 16. Jahrhundert im Kopfe und Herzen trägt, dem prägen sich diese Bilder unvergeßlich ein; dort, neben dem Bette des Königs, sank Heinrich Guise ermordet zusammen; in jenem kleinen Zimmer arbeitete Katharina von Medici: es ist ganz bekleidet mit erhaltenen Paneelen, 250 schmalen Platten, jede pilasterartig ausgefüllt mit feinem geschnitztem Ornament in Gold auf dunklem Grunde: alle verschieden und alle anmutig. Und dabei lacht einem das helle grüne Land in seinem Frühlingsglanze von allen Seiten ins Auge und Herz. Das wäre so ein Ort zum Ruhen, zum Genusse von Vergangenheit und Kunst und Leben!

Ich fuhr am Karfreitag weiter nach Amboise, am Flusse entlang. Die Soldaten gingen in ihren Osterurlaub, ein ganzer Wagen voll vergnügter Ausflügler sang Volkslieder und Melodien aus der Weißen Dame und der Mascotte. Ich saß in einem Wagen ohne Zwischenwände; ein Ehepaar aus der Provinz führte seine zwei Kinder zum Feste aus, vermutlich zu den Großeltern; Eltern und Kinder freuten sich aneinander, und der ganze Wagen, Zivil und Kriegsvolk, sah mit andächtigem Interesse zu. Man kommt hier in die schloßreiche Touraine; auf den Seitenhügeln des Loiretales liegt Schloß neben Schloß; auf der Südseite stieg die Veste von Amboise auf. Wie anders diese Bilder als die von Blois! Amboise ist eine mittelalterliche Burg, die Front spätgotisch, das Ganze auf dem Abschlusse eines Höhenzuges, über mächtigen hohen Mauern und Strebepfeilern. Der Hof flüchtete hierher, als Calviniſten und Adel sich gegen die Regierung der Guisen verschworen. Ich hatte in den Handschriften von Paris den Hergang gelesen, wie er von Stunde zu Stunde sich entwickelte; jetzt stand ich in der gotischen Halle, wo der junge König und Maria Stuart, seine Gemahlin, zitterten vor dem Einbruche der Verbündeten; Herzog Franz Guise raffte das Gesinde zusammen, er stellte sich selbst an die Spitze und jagte die Aufrührer in die Loire. Man blickt von der Galerie weit hinaus auf das Land, bis zu den Türmen von Tours; auf dem Eisengitter dieser Galerie waren damals die Häupter der Rädelsführer aufgesteckt. Der Vater Agrippas von Aubigné, des hugenottischen Kämpfers und Geschichtsschreibers, ging damals mit dem jungen Sohne über den Marktplatz von Amboise: „sie haben Frankreich geköpft, die Henker!“ und er ließ ihn schwören, die Toten zu rächen.

Das sind wilde Erinnerungen; und wie ich dann mitten innen stand in den Denkmälern der Hugenottenzeit, war es ein rascher Entschluß, der mich aus dem anmutigen, lebendigen Tours weiterführte, sieben Stunden neuer Fahrt, bis la Rochelle. La Rochelle ist die eigentliche Hochburg des Calvinismus; hierhin flüchteten sich Coligny und Jeanne d'Albret 1568; hier streckte 1628 nach heldenmütiger Verteidigung der politische Calvinismus vor der französischen Staatseinheit, vor Frankreichs großem Kardinale —

— faſt hätte ich geſagt, ſeinem großen Kanzler —, vor Richelieu die Waffen. Kein Ort hat ſo viel gekämpft und gelitten wie dieſe Stadt ſtolzen Bürgertums: es iſt das Magdeburg der franzöſiſchen Reformation. Hat man das Hügel- und Flachland von der Loire an durchſchnitten, ſo iſt man hier in einer anderen Welt. Leichte Landwellen, grün, voller Dörfer und Villen, ziehen ſich bis auf die Stadt hin; ſie ſelbſt liegt an einer Meeresbucht, auf felſigem, ſchwach erhobenem Grunde — ein lebendiges Denkmal der Vergangenheit. Zwar auch hier ſpukt die Nachahmung von Paris; wer ſich einen neuen Rock kaufen will, der geht in die rochelleſer „grands magasins du Louvre“ oder in die „belle jardinière“; hatte ich doch in Amboiſe eine Straße getroffen, deren ganze Anwohnerſchaft eine verfallende Scheune oder ein Schweineſtall bildete und die ſich gut republikaniſch „Boulevard Gambetta“ nannte. Aber hier in la Rochelle ſind dieſe Namen das einzige Zeichen der Großmannsſucht und Kleinſtädterei. Die Stadt ſelbſt iſt ſo einfach, ſo würdig und aus einem Guſſe, daß ſie nur ihr eigen Muſter und Vorbild iſt. Lange Laubengänge, wie in Bozen, Innsbruck oder Straßburg, bilden das Unterſtockwerk der Häuſer; ſpitze Giebel des 17. Jahrhunderts überall; manchmal alte Fachwerkhäuſer des fünfzehnten mit weißgetünchten Mauern, das Holz belegt mit ſchwarzem Schiefer: unbewußt preußiſch; ſie haben noch keine Lauben, die ſcheinen alſo wohl ſpäteren Urſprungs zu ſein. Und zwiſchen dieſen ernſten, einfachen Gebäuden auch hier manchmal ein kleiner Renaiſſancepalaſt mit reinen Formen. Das Hotel de Ville iſt feſtungsartig abgeſchloſſen durch eine reich dekorierte Mauer mit Zinnen, ſpätgotiſch; die Hoffaſſade, von 1600, zeigt die vollentwickelte und ſchon ſchwer werdende Renaiſſance; und aus einem anmutigen Turmbau blickt mit ſeinem liebenswürdig frivolen, unwiderſtehlichen Geſichte der große König, Heinrich IV., auf die Stadt, die ſeine Jugend behütet hatte und deren rechter Vertreter er geblieben iſt.

Noch jetzt glaubt man etwas zu ſpüren von dem alten ſtarken Geiſte. Es iſt ein anderer Menſchenſchlag hier, als in Paris. Stämmig, knorrig, nicht beſonders ſchön, aber vertrauenerweckend: ein Meervolk, das den Sturm kennt. Ein alter Seemann antwortete mir auf eine Frage über die Einwohnerſchaft. Noch

heute gibt es viele Protestanten hier; und dieser Matrose, der selbst einfach und treuherzig war wie seine Genossen, konnte doch nicht anders als in französischer Pointe reden: la mer, sagte er, la mer est protestante. Sieht man auf die Statistik, so ist das freilich nur halb wahr; ein tieferer Sinn liegt dahinter, den mein Gewährsmann selbst schwerlich ahnte. Wer auf dies Volk mit seinem fast nordischen Wesen blickt, der ist freilich oft versucht, zu wiederholen: la mer est protestante. Der Sohn dieses Alten fuhr mit mir stundenlang durch die See; er erklärte mir alles ringsum, zeigte mir den Damm, mit welchem der Kardinal die englische Hilfe vom Rocheller Hafen abgeschnitten hat, wies mir im Norden die ferne Küstenlinie der Vendée. Seine historischen Begriffe waren etwas zweifelhaft; er hatte von einem „General" Polignac gehört, der gelebt habe zur Zeit der Seigneurs (1830!) — es mochte wohl 1000 oder 1200 Jahre her sein. Besser wußte er Bescheid auf dem Meere. Er erzählte von den Mühseligkeiten des Fischerberufes, von Armut und Elend und hartem Kampfe mit der See, mit dem Sturme, mit eisiger Winterkälte. Er sprach schlicht und ergreifend. In diesem Winter seien etliche Kameraden umgekommen, dort unten nach Bordeaux zu, alles Familienväter. „Sie wußten, daß sie scheitern mußten, 12 Stunden lang; sie sagten: wir wollen nicht sterben, und haben gekämpft bis zuletzt, denn sie hatten Weib und Kind. Aber das Meer trieb sie immer wieder hinein in den Halbkreis und da, in der Mitte, müssen sie gescheitert sein. Sie hatten alles abgeworfen, um sich retten zu können, sie waren splitternackt — aber es war alles vergebens." Welch ein Ernst in dieser Umgebung! Und dabei lachte heute das Meer, und die helle Sonne blitzte und blinkerte auf den Tausenden kleiner Wellen, während ein leiser frischer Wind unser Segel spannte. Ich fragte ihn, wie sich die Konfessionen hier vertrügen; er erklärte, es gebe niemals einen Streit zwischen ihnen; er selbst sei Katholik, seine Frau Protestantin; man tue niemandem einen Zwang an — ça serait bien bête! Und diese naive Harmlosigkeit des braven Fischers an einem Orte, der noch ganz erfüllt ist von den dröhnenden Erinnerungen ungeheurer Kämpfe! Es war der „Coligny", der mich hinüberführte auf eine der Inseln, welche die Bucht von la Rochelle einfassen; der zweite Dampfer

führt einen gleich kriegerischen Namen: „Jean Guiton“; so hieß der Maire von 1628, der jedem Worte von Übergabe mit einem Dolchstoße zu antworten sich ausbedang, als er sein Amt annahm. Auch auf diesen Inseln herrschte jetzt der Friede: Sonnenglut, aber Meereshauch; freundliche Leute mit treuherzigen Kinderaugen in sturmverwitterten Gesichtern; sie wiesen mir die rechten Wege, nahmen mich freundlich auf und waren stolz auf den Fremden („ein Engländer vermutlich“), der ihr Heimatland zu sehen kam. An einer Scheune fand ich den Anschlag, daß man, mit der Erlaubnis des Herrn Maires, am Ostersonntage, unter Mitwirkung geschätzter Dilettanten das Stück „Robert, Chef de Brigands“ spielen werde: ein Blick auf die entstellten, angeblich deutschen Namen der Personen zeigte mir, daß es eine Umdichtung der „Räuber“ war, die man hier geben wollte. Schillers Räuber am Rande des Atlantischen Meeres, vor der andächtigen Zuhörerschaft eines weltentrückten französischen Dörfchens!

Der freie Ozean schlug mächtiger gegen den Sand und Fels der Küste als die Wellen des Golfs von la Rochelle; lange ging ich am Strande einher; Leuchttürme und Wasser und blauer Himmel. Am Abend konnte ich im Freien am Meere essen. Welch eine gute Gesellschaft man hat, wenn die Wellen so rauschen und schäumen! Sie wiegen die Gedanken ein und lassen sie träumen von allen Fernen, von der Heimat, von der Vergangenheit; und alles tritt leibhaftig vor das geistige Auge, während der violette Streifen am Horizont sich grauer und grauer färbt und die Sonne hinabgesunken ist ins Meer.

Ludwig XIV. und Straßburg

Vorlesung Berlin 1887

Der Streit um das Recht auf Straßburg ist nicht zur Ruhe gekommen von jenem 30. September 1681 an, an welchem die Truppen Ludwigs XIV. in die alte Reichsstadt eingezogen sind. Die Klage und die Anklage, die Volkslieder und Flugschriften sofort zu erheben begannen, hat neuen Widerhall erweckt, seit dem nationalen Bewußtsein unseres Jahrhunderts aus Straßburg die deutsche Schicksalsstadt geworden ist: aller Jammer und alle Schmach des tiefsten nationalen Elends hat in diesem Namen den Ausdruck und schließlich die Versöhnung gefunden; die historische Tatsache wurde zu typischer, idealer Bedeutung gesteigert. Die Form, in welcher der französische König die deutsche Stadt mitten im scheinbaren Frieden an sich riß, war diejenige des Prozesses gewesen: so hat denn die fortdauernde Rivalität der beiden Nationen den Streit um Straßburg literarisch als einen Rechtsstreit fortgeführt: die Juristen des heiligen römischen Reiches, die Diplomaten haben die Rechtswidrigkeit der Usurpation verfochten; noch heutigen Tages tritt die Streitfrage in der Geschichtsforschung im staatsrechtlichen Gewande auf: noch in den letzten Jahren hat sie der neueste und gründlichste Bearbeiter, Legrelle, in einem stoffreichen Buche, das doch an allen Stellen der Nachprüfung und Ergänzung bedarf, in diesem Sinne behandelt. Dem deutschen Forscher also, der an das Verhältnis Ludwigs XIV. und Straßburgs mit wissenschaftlicher Absicht herantritt, stellt sich, neben der Pflicht einer verdoppelt ruhigen Vorsicht, die uns heute nicht schwer fallen darf, eine zwiefache Aufgabe dar: er kann die Rechtsfrage nicht unbesprochen lassen; er wird aber über die Form den Tatbestand, die Entwickelung der Ereignisse selber, die Darlegung der Machtfrage, deren Gegenstand Straßburg gewesen ist, zu stellen haben.

Nach Auffassung der Franzosen ist ihnen Straßburg zugesprochen worden im Westfälischen Frieden.

Richelieu hatte in der zweiten Hälfte des 30jährigen Krieges das Elsaß militärisch unter die Macht Frankreichs gebracht: seinem Nachfolger Mazarin blieb die Aufgabe, das Land diplomatisch festzuhalten, seine Abtretung von Kaiser und Reich zu erlangen.

In den endlosen Verhandlungen von Münster haben seine Abgesandten jahrelang darum gekämpft; man gelangte zu dem Abschlusse, daß Habsburg seine elsässischen Besitztümer und Rechte an Frankreich abtreten, die Reichsunmittelbaren des Landes aber im vollen Reichsverhältnisse bleiben sollten. Denn wie sah dasjenige im Jahre 1648 aus, was wir heute knapp und klar Elsaß nennen? Genau so bunt wie irgendein anderes Stück deutscher, gar rheinischer Erde. Vom Elsaß zu sprechen, stand in Wahrheit keinem Reichsjuristen zu: diese Einheit gab es nicht; korrekt war lediglich die Aufzählung einer Vielheit von vier Dutzenden einzelner Reichsglieder, deren Summe die Landschaft zwischen Basel und Weißenburg ausfüllte. Zwei große Gruppen scheiden sich. Den Süden bildet eine kompakte Masse habsburgischen Besitzes: einmal der Sundgau, zweitens die sogenannte Landgrafschaft Oberelsaß. Diese bezeichnet ein Gebiet, in welchem die Habsburger durchaus Territorialherren sind. Anders war es im Unterelsaß. Auch hier gibt es eine habsburgische Landgrafschaft: aber nur zwei Herrschaften bilden sie. Im übrigen setzt das Elsaß sich zusammen aus zwei Bistümern, aus Reichsstädten mit ihrem Gebiet und einer Reihe anderer Reichsstände geistlicher und weltlicher Art, Klöster, Pfalzgrafen, Grafen, Freiherrn, Ritter; nur an einem Punkte noch findet sich hier habsburgische Macht: zehn kleine reichsunmittelbare Städte, durch die ganze Länge des Elsasses hingestreut, Hagenau, Colmar, Schlettstadt und andere, sind zur „Landvogtei Hagenau" vereinigt; ein Vogt, der sein Amt unmittelbar vom Kaiser hat, übt in diesen zehn Städten einige ganz minimale Schutzrechte aus und bezieht dafür einige Einkünfte: irgendwelche Gerichtshoheit oder gar Herrscherbefugnis über die Städte besitzt er nicht. Diese Vogtei lag seit hundert Jahren in habsburgischen Händen; sie war nichts als ein Amt. Dieses Amt und den ober- und niederelsässischen Hausbesitz tritt nun das Haus Österreich 1648, gemäß einer Stipulation, die seit zwei Jahren feststand, im Friedensinstrumente an Frankreich ab und zwar als souveränen Besitz der französischen Krone, nicht etwa, wie man erst gewollt hatte, als ein Lehen, welches diese Krone vom deutschen Reiche zu nehmen hätte. Der Vertrag drückt es scharf und genau aus, daß es sich nur um Habsburger Gut handelt. Und er

fügt noch ausdrücklich einen Paragraphen bei, der in klaren Worten sämtlichen Reichsunmittelbaren des Elsasses, einschließlich jener „zehn kaiserlichen Städte" der Landvogtei Hagenau, den vollen Fortbesitz ihrer Unmittelbarkeit zusichert: nur die österreichischen Rechte erhalte hier der französische König. Welche Rechte aber hatte Österreich innerhalb dieser Unmittelbaren? Lediglich die Vogtei der zehn Städte. Auf diese Vogtei allein bezieht sich also der Schluß des Paragraphen: an der Souveränität des französischen Königs über seine neuen Erwerbungen ändere der Paragraph nichts. Natürlich: die Vogtei ging, wie gesagt, als souveräner Besitz, nicht als Lehen in Ludwigs Hände über. Die Vogtei, das Amt, nicht etwa die zehn Städte selbst!

Das alles ist vollkommen klar und in der Folge der Gedanken eindeutig und unmißverständlich; nimmt man eine Interpretation von Wort zu Wort vor, so bleibt keine Schwierigkeit übrig.

Trotzdem war der Vertrag dazu angetan Mißverständnisse zu erzeugen. Sie lagen gerade in jenem Nachtragsparagraphen vorbereitet, der so ausdrücklich die Reichsstände vor Frankreich sicherstellen sollte. Man brauchte nur diesen einen Absatz aus dem Zusammenhang herauszureißen. Zuerst konstatiert er die Fortdauer der Reichsfreiheit der Stände; am Schlusse wiederholt er, hierdurch werde an der französischen Souveränität nichts geändert. Ist das nicht ein Widerspruch? Wir sahen, daß sich die Schlußklausel, den früheren Paragraphen entsprechend, einzig und allein auf das Vogtamt bezieht. Aber wie viel konnte eine willkürliche Deutung mit einer Isolierung dieses Paragraphen und seiner Klausel anfangen! wie leicht zudem konnte, bei der Kompliziertheit reichsrechtlicher Begriffe, aus dem souveränen Besitze der Vogtei ein Besitz der Souveränität *über* die zehn Städte, wie leicht schließlich aus der österreichischen Landgrafschaft Unterelsaß, die Ludwig erhielt und die nur zwei Herrschaften umfaßte, *das* Unterelsaß als Gesamtlandschaft gemacht werden! All dies gegen Geist und Buchstaben des Gesamtvertrages — aber ausgeschlossen war solcher Mißbrauch nicht. Die Stände mühten sich, sofort eine präzise Erklärung zu verlangen, in welcher Frankreich sich selber die Möglichkeit dieses Mißbrauches ausdrücklich abschneiden sollte: sie wurde

verweigert. Es läßt sich nachweisen, daß die französische Diplomatie bewußt darauf ausging, diese Möglichkeit offen zu halten. Frankreich war nicht stark genug, um die Abtretung des ganzen Elsasses, wie es sie wünschte, zu erzwingen: so richtete es den Friedensvertrag dergestalt ein, daß ihm offen und klar zwar nur das habsburgische Gut zugesprochen wurde, daß aber im günstigsten Augenblick die französische Regierung im mißbrauchten Wortlaute des Vertrages stets die Handhabe fände, weitere Ansprüche scheinbar mit juristischem Rechte zu begründen.

Aller Welt war dieser Sachverhalt sofort klar. Wir besitzen zwei Briefe, in denen die Diplomaten Ludwigs den Plan offen eingestehen. Der wichtigere stammt aus der Zeit der Friedensunterhandlungen selbst, der eine der zwei französischen Bevollmächtigten ist sein Verfasser; hier tritt es so offen wie möglich zutage, daß diese Diplomatie vom eigenen Unrecht vollkommen überzeugt war: der Rechtsanspruch, der später zum Dogma wurde, war damals noch eine bewußte Lüge, ein absichtsvoller Kniff. In ihm liegt der Urgedanke der Reunionen bereits enthalten. Es waren Gründe der Zweckmäßigkeit, welche die Geltendmachung der Ansprüche noch drei Jahrzehnte lang hinausschieben ließen. Man war noch nicht mächtig genug, sie durchzuführen, aber man ließ sie je länger um so sichtbarer durchblicken. Im Nimweger Frieden von 1678 bemühten sich die Deutschen aufs Eifrigste, durch klare Konzessionen auch den Franzosen eine klare Begrenzung ihrer Ansprüche aufzuzwingen: damals antworteten die Unterhändler Ludwigs nur mit der steten Berufung auf den Westfälischen Vertrag. Zu einer klaren Interpretation ließen sie sich nicht drängen, aber sie verhehlten ihre Auffassung nicht: sie waren jetzt so weit, daß sie die Macht hatten, alles, was sie durch ihre, wie wir sahen, falsche Deutung jenes Paragraphen von 1648 juristisch begründen zu können meinten, auch in Wirklichkeit durchzusetzen. In den dreißig Jahren aber, die zwischen den Verhandlungen von Münster und denen von Nimwegen liegen, hat Ludwig XIV. oft in ausdrücklichen Worten anerkannt, daß Straßburg reichsfrei, Reichsglied und für ihn nichts sei als ein Nachbarstaat; er bestritt das erst mit Scheingründen, als er sicher war, seinen Argumenten den Nachdruck der wirklichen Eroberung verleihen zu können.

Das juristische Unrecht also war auf französischer Seite: daran ist gar kein Zweifel. Den Deutschen blieb in voller Wahrheit die Genugtuung, den Gegner widerrechtlicher Gewalt zeihen zu dürfen. Eine jammervolle Genugtuung freilich! Proteste, deren sittliche Entrüstung, nach J. G. Droysens scharfem Worte, der Niederlage die lächerlichste Albernheit hinzufügt: statt der eigenen Ohnmacht klagt man die Gewissenlosigkeit des Feindes an! Gewiß, die Rechtsfrage enthält nicht den Kern der Sache. Ist sie darum wertlos? Auch das darf man schwerlich behaupten. Nicht nur, daß der deutsche Forscher verpflichtet ist, die Behauptung des modernen Franzosen von Ludwigs XIV. juristischem Rechte zu prüfen und, da sie falsch ist, zu widerlegen: wichtiger noch ist es, daß dieser Rechtsstreit doch den moralischen Charakter der Zeitgenossen, den Geist der Formen, in welche sie die Gegenstände zu gießen liebten, kennzeichnet. Immer wird die Art und Weise, in welcher der große König und sein Minister Louvois die Wegnahme Straßburgs motivierten, als solche ihre geschichtliche Bedeutsamkeit behalten; immer wird sich das Urteil auch auf das Verfahren erstrecken müssen, auch wenn man recht gut weiß, daß es sich in Wahrheit nicht ums Staatsrecht handelte, sondern um die Macht, daß internationale Verträge niemals dazu da sind, unverrückbare Normen für eine weite Zukunft zu bilden, sondern nur den Abschluß für Kämpfe, den Ausdruck für den Stand der Kräfte im Augenblicke des Friedens. Das ist ja sicher: was auch die Parteien mit dem Westfälischen Abkommen anfangen mochten in Recht oder Verdrehung, die Fortentwicklung wurde durch realere Dinge bestimmt als die feierlichsten Paragraphen des Instrumentes.

Wie sahen diese realen Mächte aus? Um ihrer drei handelte es sich: hier das Frankreich Ludwigs XIV., dort das deutsche Reich, wie es der 30jährige Krieg geformt, in der Mitte, ein Gegenstand ihres Ringens, die Stadt Straßburg.

Zuerst Frankreich. Es war die größte Zeit des Jahrhunderts, das die Franzosen als das große bezeichnen, in welcher das Land damals stand. Alle Früchte, welche die Lebensarbeit dreier großer Staatsmänner gepflanzt und gepflegt hatte, reiften jetzt dem Enkel Heinrichs IV., dem Erben Mazarins entgegen, sie fielen dem

Könige in den Schoß. Aus der schmerzlichsten Krise, in der alle Kräfte eines sich umbildenden Staats- und Volkswesens in tiefer Verwirrung und Erregung wider einander gewirkt hatten, hatte die Einheit sich gewaltiger als zuvor erhoben; ihr Träger war die Macht, die allein den inneren Frieden geschaffen und erhalten hatte, das Königtum. Alles verdankte man ihm: die ständischen Gewalten, die so blutig sich gegen den Absolutismus aufgelehnt hatten, deren unklarem Drängen schließlich nur Unheil über Unheil entsprossen war, sie lagen jetzt machtlos am Boden; auch sie ordneten sich dem allgemeinen Zuge zur Mitte hin ein; alle Anstrengungen der vergangenen Menschenalter, alle lebendigen Kräfte einer starken Gegenwart mündeten ein in das große Becken der Monarchie Ludwigs XIV. Und noch strebte das Königtum, seinem Volke, das ihm jetzt blindlings nachfolgte, zu immer höheren Zielen wahrhaftigen politischen Segens voranzuschreiten; indem es in seinen Händen die ganze Nation zusammenfaßte, wollte es diese emporheben auf eine neue Stufe staatlich fester Zustände und volkswirtschaftlicher Entfaltung. Noch fehlte dem Frankreich Ludwigs XIV. viel dazu, ein moderner Staat im vollen Sinne zu sein; aber es rang, ein solcher zu werden. Der Kampf um Straßburg fällt in die Jahre, da die Regierung zur Durchführung des wahrhaften Staatsgedankens so mächtige Schritte tat, in die Jahre der Wirksamkeit des großen Colbert. Daß es auf den Bahnen der politischen Pflichterfüllung nicht beharrte, ist später das Verhängnis des französischen Königtums geworden; aber wie weit stand es gerade damals durch die Höhe seiner Ziele, das Bewußtsein seiner Kraft, die Macht seines Einflusses auf das eigene Volk, durch die straffe Zusammenfassung aller Elemente dieses Volkes in der eigenen Hand, jeder auswärtigen Macht voran! denn der einzige Staat, den wir Heutigen als ein zukunftsvolles Gegenbild des absolutistischen Frankreichs erkennen, der Staat des großen Kurfürsten, konnte in den Augen der Zeitgenossen doch niemals dem Reiche Ludwigs XIV. an die Seite treten. — Die auswärtige Politik des geeinigten Frankreichs zeigt in der einen großen Richtung ihres Strebens die gleiche Idee volkswirtschaftlichen Interesses, welche die gesamte Politik Colberts beseelt; längst hat man darauf hingewiesen, wie sehr die

Kämpfe der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts Handelskriege gewesen sind. Im engsten Verein mit dieser wirtschaftlichen Tendenz aber stand die andere, die historisch bestimmende, die eigentliche Grundtendenz der auswärtigen Politik Frankreichs seit mehr als anderthalb Jahrhunderten, die auch das Zeitalter Ludwigs XIV. am sichtbarsten beherrscht und den König zum Siege wie zum Niedergange geleitet hat: der Kampf gegen Habsburg. Im Widerstand gegen die umfassende und erdrückende Weltmacht der burgundisch-österreichisch-spanischen Dynastie hatten Franz I. und Heinrich II. ihr Leben verbracht, hatte Heinrich IV. das Mittel gefunden, sein Volk zu einigen, hatte Richelieu den 30jährigen Krieg geleitet und Mazarin, dem großen Vorgänger nacharbeitend, das gebrochene Spanien endgültig gebeugt. Aus der Verteidigung war das einst von seinen Feinden eingeschlossene Frankreich längst zum Angriff übergegangen; in der Politik Ludwigs XIV. wachsen Defensive und Offensive ineinander: das Prinzip der militärischen Sicherung Frankreichs beherrscht seinen Kampf gegen Habsburg. An jeder Grenze, wo er dem Feinde begegnet, schiebt er, in den Niederlanden, in Lothringen und Elsaß, am Jura und in den Alpen, den eignen Waffengürtel vor, so lange, bis er eine militärisch vollendete Situation erreicht hat; wenigstens ist das sein Bestreben; den Außenstehenden schien es ein Vordringen Frankreichs, den Franzosen nur der naturgemäße Abschluß des eigenen Gebietes gegen die Offensive des Auslandes. Der Westfälische Friede und sein Nachfolger, der Pyrenäische von 1659, hatten den französischen König noch nicht bis an die Grenze geführt, deren er zur Verteidigung seines Gebietes — etwa auch zur Verteidigung durch den Ausfall! — bedurfte, weder in Belgien noch in der Freigrafschaft noch gar im Elsaß; zerstückelt, schlecht geordnet, schlecht geschützt, durchaus unvollendet und vorläufig lag gerade im Elsaß der französische Neuerwerb neben und zwischen dem Besitztume des Reiches, dieses bedrohend, aber auch von ihm bedroht. Er war hineingeschoben, ein Keil, in die zerfallene Menge der elsässischen Stände und kleinen Staaten: daß es bei dem Zustande von 1648 nicht bleiben konnte, das forderte jede Konsequenz eines jahrhundertalten europäischen Gegensatzes, das erkannten die Zeitgenossen allerorten,

das drängt sich dem Blicke des Historikers als klare Notwendigkeit auf.

Eine Veränderung würde geschehen — so viel war gewiß; welcher Art sie sein würde, konnte dem nicht zweifelhaft sein, der das heilige römische Reich deutscher Nation kannte.

Es braucht hier nicht geschildert zu werden. Die volle Auflösung der Reichsverfassung war im Westfälischen Frieden legalisiert worden; tief griff das Ausland in jedes deutsche Interesse, in das Getriebe der deutschen Kleinmächte hinein; in Regensburg ging das Spiel auswärtiger und einheimischer Intrige, der Kampf um die kleinen Dinge und großen Formen, in trüber Wiederholung von Jahr zu Jahr. Was den Zeitgenossen wichtig erschien und oft gewiß so erscheinen mußte, vermögen wir nur mit Selbstüberwindung zu betrachten und zu würdigen; uns versöhnt mit dem labyrinthischen Gewirr der damaligen Politik nur, was manchem ehrlichen Manne damals bloß ein neues, böseres Element des Verderbens scheinen mochte, das Aufsteigen Brandenburgs. Den treibenden internationalen Anstoß aber verlieh dieser Staatenwelt, und insbesondere der südlichen und westlichen, derjenige Gegensatz, der ursprünglich mit dem Reiche gar nichts zu tun hatte, der Gegensatz des Hauses Habsburg gegen Frankreich. Stets wurde in ihn das Reich hineingezogen; es half ihn auskämpfen — freilich mit einer Hilfe, deren Wert oft recht zweifelhaft war —; es hat nie in ihm gewonnen, vielmehr stets beitragen müssen, in ihm zu zahlen an Geld und Blut und an eigenen Gliedern. Die Niederlagen der Habsburger büßte es mit, von ihren Erfolgen hat es keinen Segen gehabt. Unsere Kenntnis der Politik Leopolds I. ist vielleicht noch immer zu gering, um ein Urteil zu rechtfertigen; daß der Erfolg aber dem entsprach, was eben gesagt wurde, dafür ist Straßburgs Schicksal der sprechendste Beweis geworden. Ludwig XIV. selber hat sich einmal in gleichem Sinne geäußert. „Wie sehr auch", entwickelte er 1680 seinem Wiener Gesandten, „das Reich im französischen Kriege zu leiden haben könnte, die Minister des Kaisers erhoffen für ihn und für sich doch immer einen Vorteil."

Ein Trümmerwall, dem großen Trümmerhaufen des Reiches vorgelagert, ist die elsässische Staatenwelt; ein Trümmerstück,

trümmerhaft außen und bis in den Kern hinein, ist auch Straßburg, die Reichsstadt.

Leibhaftig genug steht das Straßburg des siebzehnten Jahrhunderts vor unseren Augen. Im Jahre 1697 wird die Einwohnerzahl auf 28 000 Seelen angegeben: wir haben Anlaß, für die vorhergehenden Jahrzehnte ungefähr eine gleiche Summe anzunehmen. In jenem Jahre schilderte ein französischer Beamter die Straßburger so, wie sie noch heute sind: arbeitsam, nüchtern, philiströs; es gebe, sagte er, wenig große Vermögen und nicht viel Armut: eine gewisse mittlere Höhe genüge den Bewohnern durchweg; fast alle seien sie Lutheraner; der eigentliche Großhandel liege meist in der Hand reformierter Schutzverwandten. Der Handel war die Hauptquelle des Erwerbs; auf dem Rheine besaß die Schiffsleutzunft ein weitgedehntes Monopol; „das Handelsinteresse," der französische Minister sagte es klar heraus, „ist die Handhabe, an der man die Stadt zu bewegen hat." Die Stadtverfassung hatte sich normal im Geleise der allgemeinen deutschen Entwickelung fortbewegt: noch bestanden die Formen, wie die abschließenden inneren Kämpfe des fünfzehnten Jahrhunderts sie geschaffen hatten; aber die Bewegung war ins Stocken geraten, das stehende Wasser der munizipalen Oligarchie fiel langsam der Fäulnis anheim. Man hatte angeblich demokratisches Regiment, die Patrizier waren nicht besonders einflußreich, aus den Zünften ging die Versammlung der Schöffen, aus ihnen der Rat hervor. Drei engere Körperschaften, die drei geheimen Stuben, bildeten in Wahrheit die Verwaltung; an der Spitze standen die Ammeister, die eigentliche Gewalt hatte das Kollegium der XIII. Es war übrigens gleichgültig, wer im Amte war: eine Anzahl von Familien regierte doch nur. Wir sehen die Vorgänge innerhalb der alten Stadt mit lebendiger Klarheit vor uns in dem Tagebuch, das von 1667 bis 1710 der Ammeister Franciscus Reißeisen geführt hat: Wahlen, Formfragen, kleine und um so giftigere Gegensätze treten wieder und wieder auf: die Männer, die im Amte stehen, sind gewöhnlich Schwäger Reißeisens oder dergleichen; ein junger Straßburger aus gutem Hause studiert Humaniora und Rechte, reist ins Ausland, besucht Paris, tritt in eine Zunft ein, wird Schöffe; dann fallen ihm die kleinen

Ämter mit ihren manchmal oft recht wunderlichen Vergünstigungen zu, später eine Stelle in der Finanzverwaltung, schließlich in der politischen Verwaltung. Große Dinge tragen sich nicht zu; ein drakonisches Verbot des Tragens von Spitzenhauben bringt einmal die ganze Bürgerschaft in Hader; Reißeisen klagt dabei „wie man (d. h. der Rat) anjetzo ohnnöthiger weiß solche semina discordiae caufirt und annoch zu keinem Temperament schreiten will, welches doch endlich würd seyn müssen."

Es gab Parteien; da wir aber fast nur Quellen aus den regierenden Kreisen haben, so wird uns das Bestreben der Opposition nicht ganz deutlich; im ganzen war die Volksmasse schroff antifranzösisch, die Regierung diplomatisierte mehr. Wir hören, daß einige Monate lang giftige und teuflische Pasquillen, gegen den regierenden Ammeister ausgestreut, die Stadt in die furchtbarste Erregung versetzen; schließlich verrät sich der Verfasser unvorsichtigerweise, es ist ein Jurist von Namen: o bone deus, jammert Reißeisen, in quae nos tempora reservasti! Der Sünder bereute; aber der Kopf wurde ihm doch abgeschlagen. In den kleinen Verhältnissen der Stadt ging eben jeder sachliche Gegensatz rasch in einem persönlichen auf; um große Fragen konnte es sich niemals handeln; woher hätte ein großer Antrieb kommen sollen? Der alte Bürgerstolz war erstorben, ein Vaterland hatte man nicht, aus dem Reiche wehte nur eine dumpfe Kellerluft herüber; kein Wunder, wenn Straßburg nicht besser war, als die übrigen kleinen Stände des Reiches! Auch in der näheren Umgebung nichts als haltloses Kleinleben. Der Verfasser jenes Tagebuches findet einmal, als es sich um die Frage handelt, ob Straßburg am Reichskriege gegen Frankreich teilnehmen soll, die Formel für die Stellung seiner Stadt: „etliche herren . . . inclinieren sehr" zur Aufhebung der Neutralität; „ich aber halte darvor, es seye besser, etwas auf dem landt (ringsum standen nämlich die gegnerischen Heerhaufen), ia alles, welches Gott verhütte!, verlohren, alß sich aus der neutralitaet zu setzen und damitt dem äußersten ruin durch hemmung der commercien thür und thor zu eröffnen. Sed non omnes capiunt hoc." Non omnes! Noch gab es Reminiszenzen an die große Zeit der Straßburger Politik — aber man sieht, wie sie ersterben mußten. Und neben diesem verfallenden

Wesen die Großmacht Frankreichs! Notwendig und sicher entwickelte sich aus dem Nebeneinander von Reich, Straßburg und Frankreich, in tragischem Fortgange, der Fall der Stadt.

In Beziehungen auch politischer Art stand die Stadt längst zu dem westlichen Nachbarn. Sie war mit ihm verbündet seit der Reformation; sie hatte sich ihm auch da nie rückhaltlos hingegeben. Damals zuletzt spielten ja unsere Städte eine selbständige, bedeutsame Rolle in der Entwickelung der deutschen, ja der europäischen Angelegenheiten. Matt wurde der Anteil bereits im 30jährigen Kriege; seit 1648 sucht sich Straßburg der Umklammerung der französischen Freundschaft, die es doch nicht verletzen mag, nur eben noch zu erwehren. Nun faßte Frankreich allgemach festen Fuß in seinen neuen Gebieten; in wunderlichem Ringen unterwarf der Staat Ludwigs XIV. sich langsam, auf die Schonung der Regensburger Sympathien bedacht, die widerstrebenden kleinen Städte der Hagenauer Vogtei: höchst eigenartig stießen dabei die monarchischen Staatsanschauungen der königlichen Beamten mit der reichsrechtlichen Libertät dieser winzigen Ortschaften zusammen. Das Königtum konnte diese Libertät nicht dulden: es schlug sie in Scherben. Als nach 24jährigem Waffenstillstande 1672 die allgemeinen europäischen Gegensätze im holländischen Kriege von neuem auf einander trafen, zeigte es sich bald, daß auch Straßburg nichts mehr sein könne in sich, daß es nur noch ein Gegenstand und ein Kampfmittel des großen habsburgisch-bourbonischen Widerstreites sei. Äußerlich zwar umwarb man es wie eine selbständige Macht; seine Neutralität sollte es, je nach dem Interesse der kriegführenden Mächte, aufrecht erhalten oder opfern; seine Rheinbrücke wurde ihm von den Franzosen verbrannt, von den Kaiserlichen benutzt; in hilflosem Schwanken sahen die Bürger zu, bis sie schließlich doch den Krieg an Frankreich erklären mußten. Viele Freude haben sie in diesem Kampfe nicht erlebt: die trostlose Zerfahrenheit des Reiches war ihnen in den stets wiederholten Mißerfolgen der Reichsheere aus nächster Nähe recht greifbar vors Auge gerückt worden. Dann führte der Friede von Nimwegen 1678 den glänzenden König auf den Gipfel seiner europäischen Übermacht; es zeigte sich, daß Europa noch nicht imstande war, ihr zu widerstehen, gedemütigt

mußte jeder Gegner Ludwigs sich beugen, und triumphierend beschrieb im Spiegelsaale des Versailler Schlosses der farbenprächtige Pinsel Lebruns die Siege, die Herrlichkeit, die gottähnliche Allmacht, die Schrankenlosigkeit seines königlichen Herrn, so wie der Krieg von 1672 bis 1678 sie zutage gefördert.

Wie aber war die Bedeutung des neuen Friedensschlusses für Straßburg? Zweierlei war ganz deutlich: erstens, daß die Libertät Straßburgs für Frankreich ganz unerträglich geworden war; zweitens, daß dieses den klaren Entschluß ausgedrückt hatte, seine angeblichen Rechte von 1648 jetzt durchzuführen. Beides muß hier etwas näher dargelegt werden.

Erstens die Unentbehrlichkeit des Besitzes für Ludwig XIV. Der vergangene Krieg hatte sich zum guten Teile in Baden und im Elsaß abgespielt; mehrmals hing der Erfolg der Operationen am Besitze des Rheinüberganges. Ganz unverkennbar war es geworden, daß die Beherrschung des strategisch bestimmenden Platzes, eben der Stadt Straßburg, das einzige Mittel war, das Elsaß festzuhalten: Straßburg in kaiserlichen Händen lassen, hieß auf die strategische Ausnutzung, auf die ruhige Verwertung der Elsässer Erwerbungen ein für alle Male verzichten. Louvois und Ludwig waren aber entschlossen, ihre europäische Übermacht zum Abschluß ihrer Machtstellung am Oberrhein zu benutzen, sie durch diesen Abschluß erst zu festigen. Das Benehmen der Straßburger selbst kam, da es sich um so große internationale Fragen handelte, tatsächlich nicht in Betracht: es ist das Schicksal solcher Grenzprovinzen, daß sie sich nicht selber bestimmen können, daß sie den Bedürfnissen größerer Körper nun einmal geopfert werden: so war es und so ist es noch. Aber blickte nun ein Franzose auf das Auftreten der Reichsstadt im letzten Kriege, mußte er sich nicht fast berechtigt fühlen zur Gewalttat durch die schwankende Zweideutigkeit der Straßburger Politik? Die armen Straßburger hatten nicht anders gekonnt; aber ein Großstaat hatte keine Veranlassung, ihnen ein so bedenkliches Spiel auch künftighin frei zu lassen. Militärisch und politisch mußte Straßburg in eine feste Stellung gebracht werden; die Logik der europäischen Lage forderte es. Das Reich war zu schwach, es an sich zu ziehen; es war niemandem zweifelhaft, daß Frankreich es annektieren mußte und wollte.

Denn zweitens: tatsächlich hatte die französische Diplomatie in Nimwegen ja erklärt, daß sie es nehmen würde. Es ist oben angedeutet worden, wie die deutschen Unterhändler den französischen Ansprüchen durch klare Abtretungen eine klare Grenze auferlegen wollten und wie die Franzosen nichts davon annahmen, unter der Erklärung, sie beharrten auf dem Rechte, das ihnen der Westfälische Frieden gegeben habe. Was sie damit meinten, wußte alle Welt. Kaiser und Stände erließen einen Protest; sie blieben juristisch in vollem Rechte; aber sie schlossen Frieden. Damit war für die Tatsachen, wie sie kommen mußten, alles entschieden. Zweifelhaft konnte nur die Art und Weise sein, in welcher Louvois vorgehen würde.

Auch hierfür waren die Grundlinien bereits vorgezeichnet. Einen Rechtstitel wollten sie geltend machen, sagten die Franzosen: sie wandten die Rechtsform dabei an. Das war seit Münster, und länger noch, vorbereitet. Freilich, die spezielle Form, die der Minister Ludwigs, der in jenen Jahren die Politik seines Herrn bestimmend vertrat, Louvois in seiner grobzufahrenden, skrupellosen, aber machtvollen Gewalttätigkeit wählte, war neu und schließlich doch überraschend. Die Kammern, die er in Metz und Breisach einrichtete, gingen vom Rechtsstandpunkte aus, scheuten vor dem entlegensten, dem unwahrsten Argumente nicht zurück, griffen über die Grenzen ihres Staates rücksichtslos hinaus, entdeckten überall alte Lehnsansprüche Frankreichs, die der Anfall der drei lothringischen Bistümer und des Elsasses ihm eingebracht habe, und verfügten ohne wirklichen Prozeß, ohne Berufung, den Vollzug ihrer Entscheidungen durch französische Regimenter. In die Wunden, die sie schlugen, träufelte gerade die Rechtsform, welche die Gewalt umhüllen mußte, ätzendes Gift hinein; der Mißbrauch des feierlichsten Verfahrens wirkte auf die Welt, welche die Tatsachen selber hatte erwarten müssen, wie der zynischeste Hohn. „Wer bürgt dafür," rief der große Kurfürst, „daß Frankreich morgen nicht Magdeburg oder Berlin reunieren wird?"

Für Straßburg waren es leidvolle Jahre, die zwischen dem Nimweger Abschlusse und dem Einmarsche Louvois' lagen. Daß „dieser Frieden allein ein Interimsfrieden schiene und man sich mit Zittern freuen müsse," sprach man sofort aus im Rate der Dreizehn. Bald schlug die französische Politik einen herrischeren

Ton an als bisher, es folgten die Reunionen, die Landbezirke Straßburgs wurden weggenommen, der Handel unterbunden; „wenn Gevatter Ludwig Ammeister sein wird," — so hatte man sich wohl hier und dort ausgesprochen — „dann wird alles sich bessern." Aber im allgemeinen überwog Abneigung, Bedrücktheit, dumpfe Erwartung. Bitter bemerkt Reißeisen zu einer königlichen Verfügung: „Ratio: le Roy le veut." Proteste der Stadtregierung waren ohnmächtig. Und die Masse des Volkes schrie über Verrat.

Es ist eine alte Anklage gegen das Straßburger Regiment, daß es sich habe von Ludwig XIV. kaufen lassen. Louvois selbst hat sie verbreitet, um seine Gewalttat minder gewaltsam erscheinen zu lassen. Man hat von einer französischen Partei, von Korruption sondergleichen gesprochen. Mit Unrecht: eine Bestechung wenigstens in einem für jene Zeit irgend erheblichen Maßstabe oder von einer entscheidenden Bedeutung, das darf man heute versichern, hat nicht stattgefunden; selbst die Wirksamkeit des Fürstenbergischen Bischofs, der im französischen Solde stand, begann in Wahrheit erst nach der Einnahme; gerade Legrelle hat ausgeführt, wie weder Geld noch Sympathie Louvois die Tore geöffnet habe; er erschloß sie mit Waffengewalt. Ein kaiserlicher Gesandter wirkte in der Stadt für seinen Herrn: daß er irgend etwas erreicht, getan hätte, sehen wir nicht; seine Anwesenheit aber, die an sich ganz legitim war, gab der französischen Diplomatie eine neue Waffe in die Hand; ein Rundschreiben konnte der Welt verkünden, Ludwig habe eilen müssen, um die Stadt, die ihm gehöre, nicht in Habsburgs Hand fallen zu lassen.

Der Hergang der Einnahme soll hier nicht erzählt werden. Louvois hatte alles vortrefflich vorbereitet; die Stadt war ohne Truppen, die auflodernde Wut des Volkes brach bald in sich zusammen; man ging ans Unterhandeln. Im Straßburger Stadtarchiv liegt eine Abschrift des Berichtes, den die Stadtregierung der Versammlung der 300 Schöffen vorlegte, damit diese sich über Ausharren oder Übergabe entscheide. Da werden erst in langer Reihe die Ursachen entwickelt, die für tapferen Widerstand sprachen: tiefes Mißtrauen gegen Frankreich, alle die schlimmen Folgen, die dem Verluste der Selbständigkeit entspringen mußten, die Trennung vom alten Vaterlande, zu dessen

Feinden man sich nun gesellen sollte; Scheu vor dem Urteile der Berufenen; die Gerechtigkeit ist für Straßburg, die heilige Schrift bezeugt es, wie oft „die göttliche Allmacht den Stolz einer großen Macht durch einen kleinen Hauffen gestürzt und zu Schanden gemacht habe". Noch einmal berauschte man sich so an großen und vollen Worten; wie mögen die Handwerker der alten Reichsstadt ihren Beifall gejubelt haben, da solche Sprache zu ihnen erklang! Aber sie waren verständige Leute. Die Reihe der Gründe wider den Kampf war kürzer als die vorhergangene; ihr Ton war trockener — aber ihre Wucht entscheidend. Frankreichs Übermacht ist riesengroß und vor aller Augen, die Stadt unbewehrt, Hilfe nicht zu erwarten; selbst eine kürzere Gegenwehr, welche Pflichterfüllung gegen das alte Vaterland mit rechtzeitiger Klugheit des Nachgebens verbände, schien dem Rate allzu gefährlich; rasche Ergebung — und Ergebung war doch unvermeidlich — sicherte am ehesten gute Bedingungen. Und auch hierfür wußte die Schriftkunde der Staatsjuristen Straßburgs einen biblischen Grund ins Feld zu führen: zur Strafe für Sünden hatte Gott sein eigen Volk ja oft genug dessen Feinden in die Hände gegeben und ihm „nicht erlaubt sich zu defendiren". So soll man sich drein schicken „in christlicher Gelassenheit".

Dieses Schriftstück, das so pedantisch und hilflos einherschreitet in dem barocken Faltenwurfe seines Für und Wider, ist das bezeichnende Testament der Straßburger Unabhängigkeit. Die Kapitulation sicherte den Fortbestand der alten Verfassung, der Privilegien, auch der Konfession; Reißeisen schrieb einer Vergangenheit von Jahrhunderten die nüchterne Grabschrift: „Es verbleibet alles im alten stand, und verhoffe ich, wir werden ahne statt der libertaet widerumb den flor der commercien, welche gaentzlichen erliegen, bekommen." Und Reißeisen war ein guter Straßburger, ein achtungswerter Mann.

Im Reiche war die Erregung groß; sie blieb ohne Taten. Straßburg war nicht zu retten gewesen. Man war froh, daß Frankreich versprach, jetzt wenigstens Halt zu machen. Erst in den nachfolgenden Jahren trug die Wegnahme der Reichsstadt fortwirkend dazu bei, den siegreichen Weltbund gegen die Übergriffe des Königs zu begründen.

Das Verhältnis Ludwigs XIV. zu Straßburg hat nach den Septembertagen von 1681 noch eine lange Geschichte von vierunddreißig Jahren gehabt: für die innere Entwickelung nicht die interesseloſere Hälfte dieſer Beziehungen. Hier ſoll nur noch die Frage berührt werden, welcher Richtung von Ludwigs XIV. Politik die Einnahme Straßburgs angehört. Derjenigen der nationalen Abrundung, der kommerziellen Ausbreitung nicht: denn die Nationalität des Elſaſſes hat das franzöſiſche Königtum, mit Konſequenz wenigſtens, nicht angetaſtet. Das Verhältnis zu Straßburg blieb ein Vertragsverhältnis auf Grund der Kapitulation von 1681, und der Verkehr der Handelsſtadt wurde keineswegs in die Bahnen franzöſiſchen Lebens hineingezwungen: die Hauptzollgrenze lief nicht zwiſchen Straßburg und dem Reiche, ſondern ſie ſchied Elſaß und die lothringiſchen Bistümer als provinces étrangères effectives vom franzöſiſchen Geſamtkörper ab. Vielmehr iſt dieſe Annexion der militäriſchen, der antihabsburgiſchen Richtung der Politik einzuordnen: ſie ſchloß, wie eine Münze feiernd beſagte, Gallien vor den Germanen ab, ſie ſicherte Elſaß und machte Baden zum „Glacis der franzöſiſchen Grenzfeſtung“. Der Hiſtoriker Louvois', Camille Rouſſet, hat in glänzender pſychologiſcher Entwicklung den Einfluß hervorgehoben, den, neben allen politiſchen Berechnungen, die Eroberungsluſt des Volkes ſelber und des Königs, der ſein Volk verkörperte, auch auf alle dieſe Kriege gerade in Ludwigs XIV. guter Zeit ausgeübt hat.

Spurlos natürlich ging die Zugehörigkeit zu dem großen Staatskörper an Straßburg nicht vorüber. Eine Ausnahmeſtellung behielt es freilich, aber die Verwaltung des franzöſiſchen Königtums griff auch in die Verfaſſung und Lenkung des Staatsweſens von Straßburg im Guten und Böſen umgeſtaltend hinein. Bezeichnend iſt es, daß bereits Ludwigs erſter Intendant die deutſche Frauentracht bekämpfte, daß aber erſt die Abgeſandten des Konvents „den Bürgerinnen von Straßburg“ die „modes allemandes“ dauernd verbieten mußten, „da deren Herzen franzöſiſch ſind“, — mit dem ſtillſchweigenden Hinweis auf die Guillotine! An der Zwitterhaftigkeit, die ſeitdem ſein Schickſal geworden iſt, krankt das elſäſſiſche Volkstum noch heute im Tiefſten.

Der jüngere Pitt und seine Zeit

Zum hundertsten Todestage 1906

Am 23. Januar 1806 ist in dem kleinen Putney nahe bei London das Leben William Pitts des Sohnes im Dunkel erloschen. Das alte Jahr hatte mit Austerlitz geschlossen, das neue war bestimmt, den großen Feind Englands auf das Siegesfeld von Jena zu führen und in die Kontinentalsperre auszugehen: die Wolken hingen schwer über der britischen Insel, und der einsam sterbende Minister empfand den Druck der Zeit in wunder Seele. Seine Landsleute werden seiner trotz alledem und mit gutem Rechte wie eines Siegers gedenken: in einem Kampfe, der hart auf ihren Ahnen gelegen hat, der aber groß und für die Zukunft Englands fruchtbar war wie wenige. Nicht in Pitts Sterbejahr, aber vorher und vollends nachher hat England diesen Kampf, bis auf den Tag von Waterloo hin, als Bundesgenosse der deutschen Mächte durchgefochten. Dem heutigen Deutschland wird es nicht leicht, englische Gedenkfeste mit freudiger Anteilnahme zu begleiten: es hat sich gar zu viel zwischen die beiden großen germanischen Völker geschoben, und auch wer dies beklagt und wünscht es schwinden zu sehen, kann sich der Wirkung lastender Tatsachen als Glied seines Volkes heute nicht entziehen. Wie aber dieses England wurde, mit dem unsere Gegenwart wieder so gespannt zu rechnen hat, das muß das Deutschland von 1906 um so stärker beschäftigen. Und der Tote von 1806 steht recht inmitten dieses weltgeschichtlichen Werdens, an einer entscheidungsvollen Stelle. Von seiner Gestalt geht der Blick unwillkürlich in die Vergangenheit und die Zukunft seiner Nation hinüber; aber er haftet auch, mit der Aufmerksamkeit, die das Bedeutende überall erzwingt, auf der Erscheinung selbst, auf seinem Lebenswerk, auf seiner zeitgenössischen Umgebung, auf jenem gewaltigen Kampfe, in dem Pitt starb. Es sind weite und inhaltreiche Dinge, um einen Mann geschlossen, der kein Genius war und doch ein Großer: ein eigentümlich englischer Charakter, nüchtern, klar, ganz Wirklichkeit und Politik; ein Jahrzehnt hindurch der wichtigste Gegner, den der ungeheuerste Mensch der neueren Geschichte sich gegenüber sah, noch im Grabe ein Mitbesieger Napoleons, und doch nicht eigentlich eine starke und herrscherhafte Natur; ein Staatsmann, der eigentlich nie, in dem

Maße, in dem die wahrhaft Mächtigen es tun, über den Dingen stand und sie führte, vielmehr ganz unmittelbar von ihnen geführt, gestoßen, manchmal zur Seite gestoßen — und dennoch innerhalb mächtiger Zeiten einer der Ersten, von tiefer und überdauernder Wirkung, unermeßlich gehaßt von den Feinden seines Landes, daheim wie wenige geehrt und geliebt, der Wiederhersteller und der Halt und Ausdruck der englischen Kraft, in Tagen, als sie um ihr Dasein und zugleich um die Weltherrschaft rang. Man hat also Fragen zu richten an seine Geschichte und an seine Persönlichkeit.

Er war der wesensverschiedene Sohn eines größeren Vaters und zugleich dessen echter Erbe und Fortsetzer. Die Hauptleistung des älteren Pitt, der als Lord Chatham starb, war der Krieg gegen Frankreich — ein Krieg, der England, von 1680 an, durch vier Menschenalter hindurch begleitet hat und dessen höchste Gipfel die beiden Pitt bezeichnen. Es war ein Ringen um die politische und um die wirtschaftliche Macht, mit allen Mitteln, politischen, militärischen, wirtschaftlichen ausgefochten; England hat sich in ihm zuerst von dem drohenden Übergewicht Ludwigs XIV. befreit, dann ist es weitergegangen zu immer umfassenderen und immer glücklicheren Angriffen. Es hat in diesem Ringen sein Kolonialreich, seine Flottengröße, seine Handelsgröße, seine Industrie erst wahrhaft begründet, genauer gesagt: erobert; durchaus auf diesen Siegen steht das England des XIX. Jahrhunderts und der Gegenwart. Wilhelm III. und Marlborough waren die ersten Führer gewesen; dann folgte ein langer Waffenstillstand, eine Periode der wirtschaftlichen aber nicht der staatlichen Kräftigung, und auch der Wiederausbruch des Streites von 1740 ab brachte Großes nicht hervor. Aus diesem Sumpfe riß erst der ältere Pitt in den Jahren desselben Krieges (1757—61) sein Land heraus, in dem auf dem europäischen Festlande Friedrich II. sich und sein Preußen behauptete und so hoch erhob. England hat damals Nordamerika und Ostindien mit dem Schwert, zum guten Teil auf deutschen Schlachtfeldern, erstritten. Die ungeheure Zusammenraffung der scheinbar ganz erlahmten und zersplitterten Kräfte, der es dies ver-

dankte, ist einzig das Werk des großen Pitt. Ein feuriger, stolzer, pathetischer Mann, in dem alles Wille, Wucht, Gewalt war, dramatisch bis zum Theatralischen, und dennoch eine sittliche Macht von beseelender und zwingender Wirkung, der Held des nationalen Weltkrieges, in kurzen Herrschaftsjahren ein Kämpfer und Sieger von unermeßlichem Glanz. Er blieb insbesondere in der Kette der Weltmachtgeschichte Englands einer der stärksten Ringe. Aber er bedeutet auch etwas für die Geschichte der englischen Verfassung. Nach matten und selbstsüchtigen Jahrzehnten hob er, auch innerlich, den Gedanken des Staates wieder leuchtend in die Höhe.

Es ist eine alte Erkenntnis, daß die englische Konstitution des XVIII. Jahrhunderts, die Montesquieu so eindrucksvoll als das Muster der liberalen Staatsform feierte, in Wahrheit, während ihrer klassischen Zeiten, eine stramme Aristokratie gewesen ist. Der englische Mitteladel hatte 1688 das absolutistische Königtum der Stuarts gestürzt; seit der Thronbesteigung des landfremden und auf die Hilfe einer Partei angewiesenen Hauses Hannover (1714) wurde dieser Adel und wurde die Partei, auf der die neue Ordnung vorwiegend ruhte, die wighistische, zum wahren Herrn der Staatsgewalt. Die Monarchie wurde den Tatsachen nach von der Partei, vom Unterhause abhängig; ein großes aristokratisches System umspannte Wahlrecht, Parlament und Selbstverwaltung, Staat und Kirche und Wirtschaft, umspannte alle innere und äußere Politik. Und da es ein halbes Jahrhundert hindurch ungestört waltete, so entartete es, unter der langen Leitung eines geschickten Parteiministers, zu übertriebener Einseitigkeit. England wurde von allmächtigen Klassen und Gruppen regiert, mit aller Selbstsucht und aller Verderbnis, die solchem Regimente anzuhängen pflegen. Die politischen Rechte beschränkten sich in Wirklichkeit auf jenen Adel und auf die höhere Mittelklasse der alten Städte, Londons zumal. Auf einem Bündnisse des ländlichen Großbesitzes und des städtischen Großhandels vornehmlich beruhte die Macht der Whigs; was an ideellen Kräften religiöser und staatlicher Art früher hinter dieser Partei der 1688er Revolution gestanden hatte, verflüchtigte sich in den Jahren des trägen Besitzes und der Ausnutzung der Macht, in den langen Jahren zwischen 1714 und 1760. Die Whigs waren die Partei der inneren

Befreiung und zugleich des Krieges gegen Frankreich gewesen; das zweite blieb ihnen, als das erste versumpfte. Ihre Kaufherren und ihre großen Lords blieben die Träger des Gegensatzes gegen die Bourbonenstaaten, eines bei ihnen zugleich ganz wirtschaftlich empfundenen Gegensatzes; sie drängten auf die Eroberung der Kolonien, der Meere, der Absatzgebiete, auf den erbarmungslosen Zollkrieg und Zollabschluß gegen Frankreich, auf den rücksichtslosen Schutz der eigenen, landwirtschaftlichen wie industriellen, Erzeugung und des britischen Handels hin; sie sind so die Werkmeister der britischen Weltstellung und der britischen Weltwirtschaftsgröße geworden. Die Tories vertraten demgegenüber die sehr viel engeren Wünsche des kleineren Landadels, den die großen Weltverhältnisse und die Exportinteressen wenig berührten; sie wollten Frieden, sie waren Freihändler; Gegner des neuen Systems, blieben sie lange von der Regierung ausgeschlossen. Die Sünden dieses Systemes wurden vorhin erwähnt; es hat, solange es währte, auch als die alten ideellen Kräfte und Gegensätze sich wieder innerhalb seiner zu regen begonnen hatten, und somit ein großes Stück in das XIX. Jahrhundert hinein, die Schwächen einer Aristokratie, deren Alleingeltung immer ungerechter wurde, behalten. Aber auch die Stärken der politischen Aristokratie hat es immer wieder gezeigt: die feste Überlieferung, den politischen Sinn, die Ausbildung stattlicher Vertreter der nationalen Politik; es hat ein britisches Weltreich geschaffen; es hat, nach manchen Versumpfungen, doch immer wieder große Führer an die Spitze dieses Staates gestellt. Ein neues England kam im Schatten dieser Aristokratie der Landherrn und Handelsherrn empor, eine neue Industrie, neue Städte, neue bürgerliche und arbeiterliche Schichten — sie blieben vom Staate ausgeschlossen; erst die Reformbill von 1832 öffnete den ersten von ihnen die Tore der Verfassung. An denen gerüttelt hatte man freilich seit langem: eine wirklich tote Stille hatte — soweit man so allgemeine Urteile überhaupt aussprechen darf — doch nur bis 1760 über England geherrscht. Schon Chatham dachte an Reformen: an einen Wiederausgleich zwischen dem Staate, der einer engen Schicht anheimgefallen war, und der weiterwachsenden Gesellschaft, an ein Werk also der Gerechtigkeit und zugleich der Wiederbelebung. Er dachte gleichzeitig an die

Erhöhung des Staates, des Gesamtinteresses, über die dumpfen Niederungen der Parteiregierung; in ihm selber atmete ja der Stolz eines großen Staatsgefühls und verlieh ihm jene Kraft, das mattgewordene England in den Riesenkampf mit Frankreich wieder hineinzustoßen. Der Schwung des Staatsgedankens also war in ihm und ging von ihm aus. Andere erstrebten die Reform durch eine Wiederausfüllung der hohl gewordenen Parteien mit lebendigem, ideellem Inhalte; so begann Edmund Burke den sittlich erstarrten Whigismus wieder mit den sittlichen, den liberalen Gedanken zu beseelen, von denen er dereinst hergekommen war. Und neben den beiden Politikern erhob der Nationalökonom seine Stimme. Das englische Leben ruhte seit Jahrhunderten auf der Leitung auch des Wirtschaftlichen durch den merkantilistischen Staat; der Staat, mit seinen Waffen und Zöllen, seinen Geboten und Verboten hatte auch den Handel und das Gewerbe großgemacht, sie geschützt, erzogen, in die Welt hinausgeleitet, mit ihnen vereinigt um die Welt gekämpft. Aber nun wuchs in seinem Schutze jene neue, breitere Wirtschaftsbewegung, ein neues, großindustrielles Bürgertum, ein neues Unternehmertum von persönlichem Zuge empor, das den Schutz und die damit verknüpfte Vormundschaft des Staates nicht mehr brauchte und nicht mehr vertrug. Die Lehre von der wirtschaftlichen Freiheit rang sich durch, von den Bedürfnissen dieses neuen Standes und zugleich von liberalen Gedanken, von geistigen Kräften, von den allgemeinen Freiheitsideen der Aufklärung auf das tiefste beeinflußt und getragen. Überall also frische Bewegungen, neben den faulenden Wassern der aristokratisch-oligarchischen Parteiherrschaft; überall der Drang zu etwas Neuem, Lebendigerem, Stärkerem. In dem nordamerikanischen Kolonialreiche betätigten sich die neuen Tendenzen der Zeit in eigener, demokratischer Ausgestaltung, bald im Kampfe mit dem alten England; auch in England selber war all jenes Neue bereits im Werden, aber freilich, hier schlug die Entwickelung andere, unvorherbestimmbare Wege ein.

In England haben nicht jene Reformwünsche die Stille des alten Zeitalters wirklich gelöst, sondern im Gegenteile, ein neuer Herrscher brachte das zuwege, und zwar der Hauptsache nach aus sehr entgegengesetzter Gesinnung heraus. König Georg III., der

1760, als der erste geborene Engländer unter den Welfen, den Thron bestieg, suchte die Whigoligarchie zu sprengen und, indem er die Tories an sich und hinter sich her zog, die alten Rechte der Krone, die in nur tatsächlicher, nicht gesetzlicher Entwicklung vom Parlamente überwuchert worden waren, wieder auszugraben. Man geht gern der Vorstellung nach, was dieser König hätte erreichen können, wenn er sich, gegenüber jener Aristokratie, die auch ihn einschnürte, mit den lebendigen Mächten der Zeit verbündet hätte, von deren Regungen soeben die Rede war; wenn er die großen Aufgaben gestellt und in den Mittelpunkt des englischen Daseins gerückt, die Reformen gebracht hätte, nach denen die Besten sich sehnten, und den noch rechtlosen neuen Mittelstand der Nation an die Kronmacht gekettet hätte. Ob und wie das möglich gewesen wäre, ist natürlich eine nur aufzuwerfende, niemals sicher beantwortbare Frage. Sicher ist, daß König Georg III. der Mann nicht war, sie überhaupt aufzuwerfen. Er hat nicht einmal die Hand des großen Staatsmannes fest ergriffen, der ihm bei seinem Werke monarchischer Ordnung wohl hätte helfen können, des soeben in der Welt so siegreichen Pitt. Georgs Streben ging gar nicht auf eine innere Neubegründung der Monarchie durch lebendige Leistungen, auf eine innerliche Reform, sondern lediglich auf seine persönliche monarchische Macht, und seine Persönlichkeit war zwar keineswegs unbedeutend — er war zäh, klug, zum mindesten schlau, überdies ehrenwert in seinem privaten Dasein; aber ein Staatsmann großen Stils, von großen Zielen und großen Eigenschaften war er nicht, und an seinem Eigensinn und seiner Engigkeit, an der Selbstsucht seiner Sonderpolitik haben die bedeutenden Männer, denen er begegnete, sich gestoßen und wund gerieben, auch wenn er sie zu seinen Gehilfen berief. Er hat erreicht, daß er eine Macht wurde, wie es Georg I. und II. nicht gewesen waren; er hat die Alleinherrschaft der großen Whigfamilien gestürzt und damit England einen Dienst erwiesen. Aber was er an die Stelle setzte, war in seinen ersten 23 Jahren, d. h. während der Dauer seines ganz eigensten Regimentes, kaum besser. Sein Spiel mit den Parteien erhob sich nicht über das Persönliche, sein Übergewicht, von heftigen Zuckungen der öffentlichen Meinung angefochten, führte weder zu innerer Ruhe und Reform, noch zu

äußerer Kraft, drohende Wirren und schmähliche Niederlagen bezeichneten seine Bahn. In den siebziger Jahren setzte er sich durch, und England verlor die 13 Kolonien in Nordamerika. Im Widerstreite mit dem König war Chatham 1778 gestorben; das Werk des Gewaltigen schien zusammengebrochen: das Kolonialreich halb zerstört, der französische Erbfeind im Bunde mit den amerikanischen Rebellen und siegreich über Großbritannien; nach dem Frieden mit beiden hob man das Kolonialamt als selbständige Behörde auf. England machte eine der Eklipsen seiner Weltstellung durch; es schien nichts mehr zu sein. Und wohl hatte der König nach all diesen Mißerfolgen sein Ministerium North fallen lassen müssen; aber den Nachfolgern leistete er dumpfen Widerstand, sie selber waren in sich unfest und nicht regierungsfähig, man spähte angstvoll, halb verzweifelt nach der Hand, die die schleifenden Zügel wieder aufzugreifen imstande wäre.

Da kam William Pitt, der Sohn.

Wir dürfen für die mancherlei Probleme seines Lebens, auf die ich eingangs hinwies, in der großen Biographie, die ein Deutscher (Professor Felix Salomon in Leipzig) erfolgreich begonnen hat, auch weiterhin die wertvollste, neue und einheitliche Aufklärung erhoffen. Aber wir besitzen inzwischen liebevolle und stoffreiche englische Darstellungen, die unserer heutigen Kenntnis zugrunde liegen, besitzen anziehende Charakteristiken seiner Geschichte und seiner Person, knappere Bilder, Urteile, Verteidigungen, darunter einen sehr anregenden Essay von Lord Rosebery, in dem ein geistreicher Schriftsteller und zugleich ein Parteiführer und Staatsmann aus der Fülle lebendiger, charakteristisch englischer Erfahrung heraus den Vorgänger, der ihm wenig verwandt ist, mit Feinheit und Wohlwollen beleuchtet und entschuldigt — mit einigen Vorbehalten dürfen wir schon heute die ganze Gestalt Pitts zu zeichnen versuchen.

Sein Leben wird, in Einfluß und Kontrast, durch das Bild seines Vaters beherrscht. Der „große Commoner" erzog den zwei-

ten Sohn, der seinen Vornamen erbte (geb. 28. Mai 1759), zum Staatsmann. Er erlebte es noch, daß der allzu zarte Körper des Kindes sich kräftigte, daß ein geschulter und ganz politisch gerichteter Geist in ihm aufging; er führte den Sohn noch in das Parlament hinein und fachte ihn durch die ersten Reden, die der Sechzehnjährige dort aus des Vaters Munde hörte, zu heller Begeisterung an. Er drückte mit seiner Genialität auf die Seele des Heranwachsenden und gab ihm persönlich, sittlich, politisch Unvergeßliches auf seine Bahnen mit: aber es war nichts weniger als sein Ebenbild, das sich in dem Jüngeren gestaltete. Ein unscheinbares, wenn auch kluges und liebenswürdiges Antlitz, neben dem gewaltigen Chathams mit seinen gebieterischen Augen und seiner mächtigen Adlernase: ein regelmäßigeres, bescheidenes Wesen, neben dem hinreißenden und herrischen des Vaters. William lernte viel und gut — auch die Mathematik, die dem Vater fern lag; er nahm die klassische Bildung, die Cambridger Universitätsbildung seiner Zeit in sich auf, er übernahm vom Vater eine auf das Handeln gerichtete Religiosität; was wir von den Zügen seiner Jugendgeschichte erfahren, ist mehr klar als stark und eigen, regelrecht bis auf die erstaunliche Frühreife allein. Er stand im 19. Jahre, als sein Vater starb; er trat dann in die Anwaltslaufbahn, sehr bald aber in die parlamentarische ein — am 23. Januar 1781 erschien er zuerst als Abgeordneter im Unterhause, auf den Tag genau ein Vierteljahrhundert vor seinem Lebensende. Und bald errang er sich dort Beachtung; bei den Ministerwechseln, welche folgten, warb man um den Jüngling, 1782 wurde er Schatzkanzler. Im Jahre darauf stürzte eine in sich uneinige und unredliche Koalition das Kabinett, zwang sich dem Könige auf und ward im Dezember 1783 von diesem wieder gestürzt; er berief den 24jährigen Pitt an die Spitze eines neuen Ministeriums. Kluge Leute lachten über den Knaben, an den sich der anscheinend verlorene Herrscher klammerte; Pitt hielt, kaltblütig und tapfer, dem überlegenen Ansturme im Parlamente monatelang stand, und als er die Dinge reif glaubte, löste er das Unterhaus auf und siegte bei den Wahlen vollkommen. Er war mit kühler Selbstverständlichkeit auf die Regierung losgeschritten und hatte sich wohl gehütet, sich unter seinem Preis zu verkaufen oder von seinem Selbst einen Zoll breit

zu weichen: als er jetzt die Monarchie gegen die Parteiherrschaft der Whigs deckte und vertrat, tat er dies nicht als Georgs III. Günstling, sondern als eine Macht für sich, zwischen Krone, Parlament und Land, allen dreien zugehörig, in Wahrheit eine Macht über ihnen allen. Er ist es — eine für England unerhörte Frist! — mehr als 17 Jahre, ja 22 Jahre lang geblieben. Aber im Grunde gliedert sich seine Geschichte nicht nach seinen beiden „Verwaltungen" (so lautet ja der englische Kunstausdruck); nicht der Sturz von 1801, sondern der Kriegsausbruch von 1793 bedeutet ihren tiefsten Einschnitt. Das Friedensjahrzehnt von 1783 bis 1793 bildet die erste Epoche seiner Wirksamkeit.

Es ging ein Aufatmen durch England, als Pitt seine ersten Erfolge errang; worauf sein Name und der Eindruck seiner Persönlichkeit vorbereitet hatte, das sah man in der klaren und männlichen Selbstbehauptung des jungen Ministerpräsidenten bestätigt: endlich nach alle dem heillosen Parteiregiment, erst der Whigs, dann des Königs mit seinen Tories, nach alle dem Wechsel der jüngsten Vergangenheit ein in sich ruhender, den Koterien fremder, den Staat und das Volk vertretender, wahrer Staatsmann. Das Vertrauen der öffentlichen Meinung kam ihm entgegen und drückte auch auf die Wahlen, an denen die Nation nur in einem so geringen Maße unmittelbar beteiligt war; das Vertrauen ist ihm erhalten geblieben bis zuletzt. In den Parlamenten blieben persönliche Einflüsse und Gruppenbildungen immer bedeutsam, aber auch in ihnen setzte sich Pitt durch — nicht ohne Mißerfolge, über die ihn in dieser Zeit starker königlicher Einwirkung der Wille des Königs hinweghob, aber doch so, daß der Minister der Hauptsache nach auf die Gefolgschaft des Hauses rechnen konnte. Es bedurfte seiner, er hatte es von Kindheit auf studiert, er leitete es mit bewundernswertem, taktischem Geschick, mit Einsatz seiner ganzen persönlichen Kraft als Führer und als Redner, mit stattlicher, breiter Beredsamkeit und schlagender Kunst der raschen Antwort. Er ging in keiner der beiden großen Parteien auf; die geschwächten Whigs unter Fox opponierten ihm, aber trafen doch, indem sie anfingen Reformen zu erstreben, in manchem Wichtigen mit ihm zusammen, ein eigentlicher Tory war er auch nicht. Er führte die Regierungspartei, die „Anhänger des Königs", aber er schob der

königlichen Willkür einen festen Riegel vor. Der König mag ihn nie geliebt und stets einigermaßen gescheut haben; aber er brauchte ihn, er sah, daß dieser Minister endlich etwas leistete und erreichte, und er gab sich darein, daß Pitt, der ein getreuer Monarchist und Georg selber gegenüber, trotz mancher Gegensätze und unzweifelhafter Überlegenheit, offenbar nicht ohne Ehrfurcht und Anhänglichkeit war, neben und über ihm regierte; Pitt blieb ihm unentbehrlich. Und so wird man sagen müssen: Pitt glich zwischen dem Könige und dem Lande aus, er vertrat beide Gewalten gegeneinander; der König blieb auch jetzt noch stärker als seine Vorgänger, aber die Zeit der Versuche seines persönlichen Regimentes kam nicht wieder, und tatsächlich leitete, über alle Einflüsse von Parlament und Krone hinweg, ein Minister England, der England als Ganzes, d. h. den Staat selber verkörperte, wie es einst sein Vater getan. Er trat, nach seiner besonderen Weise, in die Fußstapfen Chathams. Er waltete wie ein geborener Lenker über den Geschicken des lange herumgeworfenen, friedlos und kraftlos gewordenen Großbritanniens: ein Mann, der den Ehrgeiz genau ebenso wie den Beruf besaß zu regieren, aber im übrigen nicht sich suchte, sondern das Sachliche, das Beste des Ganzen; unbestechlich und rein inmitten der überlieferten Gewohnheit allgemeiner Selbstbereicherung, für sich ein Verächter von Geld und Gut; von sittlichen Antrieben auch in seiner Politik getragen und durchdrungen. In ihm war jenes Staatsgefühl und das Rechtsgefühl seines großen Vaters, der Wunsch, die sozialen Zustände und die staatliche Verfassung wieder in Einklang zu setzen; in ihm der sittliche Reformeifer, wie er Fox und Burke beseelte, über die ihn freilich sein stärkerer Sinn für die harten Wirklichkeiten staatlicher Macht hinaushob; in ihm auch der Drang nach wirtschaftlichen Reformen, wie Adam Smith sie forderte, den Pitt als seinen Lehrer pries. Pitt hat sich bemüht, in allen diesen Richtungen voranzukommen, allen Ansprüchen der neuen Zeit, die er ja vorfand, zu genügen: eine Reihe von Reformversuchen bezeichnet, Jahre hindurch, die Wege seines Ministeriums. Jedoch während er das politisch Dringendste, die Herstellung einer festen, gleichmäßigen, England wieder aufwärts führenden Regierung, mit bewundernswerter Sicherheit und erstaunlichem Erfolge erreichte, sind ihm von den tieferen

und allgemeineren Reformen, für die er sich einsetzte, doch nur wenige geglückt.

Die sichtbarsten auf wirtschaftlichem Gebiete: der Schüler Adam Smiths gab der englischen Politik den ersten Stoß vom rücksichtslosen Merkantilismus hinüber zur künftigen wirtschaftlichen Freiheit. Freilich nur den ersten Stoß; aber angesichts der Selbstübertreibung und Erstarrung des Merkantilismus, des Prohibitivzolles und wirtschaftlichen Kampfes war es bereits etwas, daß er 1787 eine heilsame Vereinfachung und Klärung und zugleich Ermäßigung des ungeheuerlich verwickelten Zolltarifes durchsetzte, und daß er aus dem alten Kampfsysteme 1786 das Hauptstück herausbrach, den Zollkrieg mit Frankreich. Wunderlich genug: im Gegensatze zu den Whigs, den künftigen Freunden der französischen Revolution und Wortführern der Freiheitsforderungen, erstritt der Sohn Chathams im Parlamente einen Handelsvertrag mit dem französischen Erbfeinde, hierin zugleich Anhänger Smiths und der Toryüberlieferung. Er wollte in der großen Debatte, die sich da entspann, die Unabänderlichkeit des nationalen Streites der beiden Westmächte nicht zugeben; hauptsächlich aber folgte er wirtschaftlichen Beweggründen. Und der wirtschaftliche Aufschwung lohnte seiner Friedens- und Befreiungspolitik vollauf; Pitt handelte hier als Vorkämpfer der neuen Gedanken und der aufstrebenden bürgerlichen Klassen, man begreift, daß deren öffentliche Meinung ihm freundlich war und blieb. Er handelte im gleichen Sinne und in dem seines Vaters, als er 1785 die älteren Bestrebungen auf Parlamentsreform in einer Gesetzvorlage wiederaufnahm, maßvoll und vorsichtig wie seine Art war; er wollte die widersinnigen, zum Privatbesitz gewordenen Wahlrechte der überlieferten „faulen Wahlflecken" ablösen und die frei werdenden Rechte auf das Land verteilen. Er suchte im selben Jahre Irland durch die Herstellung freien Verkehrs mit der Hauptinsel gerechter zu werden und es innerlicher an den Gesamtstaat zu ketten. Beide Maßregeln fielen durch: das Parlamentswahlrecht blieb aristokratisch, ja oligarchisch, und unsauber; Irland blieb unversöhnt. Pitt war von ernsten Reformwünschen, sozialen wie politischen, durchdrungen: seine Ernte auf diesem Felde ist ärmlich geblieben; er hat auf die Anläufe, die er 1785 gemacht hatte, nicht wieder zurück-

kommen können. Man fragt sich, wie es möglich war, daß er trotzdem Minister blieb. Das hing, objektiv angesehen, mit den Parlamentsverhältnissen seiner Zeit zusammen: ein mißglückter Plan von noch so großer grundsätzlicher Tragweite brauchte unter dem Regiment Georgs III. einen Minister, der das Vertrauen der Krone hatte, nicht in seinen Fall zu verwickeln, so wie er es heute tun würde. Und subjektiv mochte sich Pitt sagen, das dieses Parlament, mit seinen Mängeln, seinen Gruppen und Zufälligkeiten, in der Tat für ihn kein Anlaß zu sein brauchte, der Ablehnung seiner Pläne sich selber zum Opfer zu bringen. Schwerer begreift man, daß er seine Pläne zum Opfer brachte: er wich hier in Wahrheit vor der stillen Abneigung des Königs, der offenen des Parlamentes völlig zurück. Wie konnte er das? Er war kein Chatham, kein Stein oder Bismarck; die ungeheure Wucht, mit der unser größter Staatsmann in den 1880er Jahren der widerstrebenden Zeit seine soziale Gesetzgebung aufgezwungen hat, lag nicht in ihm. Er sah die öffentlichen Gewalten abgeneigt, die Reformideen noch nicht zum innerlichen Siege durchgedrungen, die Gegenwart noch nicht reif; die große Leidenschaft des Schöpfers trieb ihn nicht voran. Seine Besonderheit war eine warme, aber keine heiße und flammende Erkenntnis des Wünschenswerten und Zukunftsvollen; ihm bleibt die Ehre, einer der ersten Verfechter, einer der Pfadfinder all dieser Reformen gewesen zu sein, und aufgegeben hat er sie sein Lebtage nicht. Aber nachdem er sie vergeblich vorgebracht hatte, zog er sich, bis auf bessere Gelegenheit, vor dem Widerstande seiner Welt ziemlich gelassen, achselzuckend zurück. Er war ein Realist und begnügte sich mit dem, was er möglich fand. Das bezeichnet seine Grenzen und seine Verdienste. Er war offenbar froh, trotz solcher Verzichte doch auf verwandten Gebieten des Tröstlichen und Gesunden genug zu erringen. Er verwirklichte die sittlichen Impulse, die in ihm und in seiner Umwelt lagen, indem er wenigstens die Regierung Indiens geschickt und heilsam reformierte: er verstopfte damit eine Quelle des Ärgernisses, der Unredlichkeit und Gewaltsamkeit, die nicht nur das ferne Reich mit ihrem Schmutze überströmt, sondern auch die heimatliche englische Politik mit herüberflutender und ansteckender Verderbnis bedroht hatte. Er trat in dem Prozesse gegen den gro-

ßen Statthalter Warren Hastings auf die Seite der anklagenden Moral. Er zog, im Sinne der Gerechtigkeit und Freiheit und der Klugheit zugleich, aus den Lehren des amerikanischen Abfalles die Folgerung, Kanada (1791) die Anfänge einer selbständigen Verfassung zu gewähren, und wies damit der Reichspolitik einer weiteren Zukunft die Bahnen. Und vor allem: er gab den englischen Finanzen wieder Stetigkeit und Zuverlässigkeit; er reformierte und ordnete da im einzelnen, technisch, indem er das System der Abgaben vereinfachte, moralisch, indem er den persönlichen Mißbrauch, die Gunstwirtschaft austrieb und eine sichere Überwachung schuf; er begründete einen Tilgungsfonds für die Staatsschuld; er stellte Klarheit und Vertrauen her und sah die Staatspapiere erfreulich steigen. Als Finanzmann war er im eigentlichsten Sinne Fachmann; die Hauptsache aber war doch, daß er selber da war; jene Gleichmäßigkeit und Sicherheit, die sich an seine Person anschloß, brachte England zu neuer Höhe. Die Wahlen blieben ihm (1790) günstig; die Krise der ersten schweren Geisteskrankheit König Georgs III. (1788) überwand er ohne störende Erschütterungen; auch in der europäischen Staatenwelt gab er England allmählich wieder, mit leichter und fester Hand, eine bedeutsame Stellung. Nach allerlei tastenden Versuchen ging er, von 1785 ab, den unruhigen Mächten im Osten, Österreich und Rußland, und dem alten französischen Nebenbuhler gegenüber, mit Preußen zusammen; die zweite polnische Teilung mit Gewalt zu verhindern, fehlte ihm (1791) freilich, bei dem Widerstande des Parlamentes, der Mut, er zog sich auch da vor starken Konflikten zurück, er wünschte, soweit es anginge, den Frieden: im ganzen hatte er das Ziel erreicht und die Niederlagen der siebziger Jahre, wie finanziell und innerpolitisch, auch diplomatisch glücklich wettgemacht.

Wer ihn am Abschlusse dieser Jahre sah, der konnte ihn schwerlich als einen Großen, gewiß aber als einen Glücklichen preisen; Fehlschläge hatte er verschmerzt, sich selber behauptet, und an seine Schritte heftete sich das Wohlergehen seines Landes. Er war erst ein angehender Dreißiger; alles an seiner Laufbahn und auch an seiner Persönlichkeit atmete Harmonie. Den Fremderen erschien er zwar eckig, schwerfällig, sogar hochmütig. Ein Zeitgenosse hat unfreundlich beschrieben, wie der Minister mit zurückgeworfenem

Kopfe durch das Unterhaus zu seinem Platze schritt, rasch und fest, ohne einen Blick nach rechts oder links zu werfen, ohne einen Menschen zu grüßen; einer beklagt es, wie hoch er die aufgestülpte Nase trage; einer spottet darüber, wie wenig Leben in seinen weinroten Zügen sei, und wie nur das Auge das unansehnliche Gesicht ausdrucksvoll belebe. Er war hochgewachsen und schlank; als Redner prächtig und schneidend zugleich, aber ganz ohne Anmut der Bewegungen; sich darzustellen, mit behaglicher Selbstentfaltung Popularität zu suchen verstand er nicht. Weder der Hof, noch der Adel noch auch nur das Unterhaus scheinen ihn eigentlich geliebt zu haben. Man bewunderte seinen umfassenden Scharfsinn in den Geschäften, den Schwung und die Schlagfertigkeit des Wortes, und ein Redekampf zwischen Fox und ihm war für den parlamentarisch geschulten Engländer ein Hochgenuß; der Nachwelt macht die sachliche Klarheit seiner Reden den größten Eindruck. Er ging, wie es schien, in der Luft des Unterhauses auf, wie nur irgendeiner unter den Politikern der englischen Geschichte. Aber recht menschlich belebte sich seinen näherstehenden Zeitgenossen und belebt sich dem Historiker seine Persönlichkeit doch erst, wenn er den Schauplatz seiner Kämpfe verließ, und in der Stille des Landes, die er liebte, in der Geselligkeit des Landhauses die unendliche kühle Selbstbeherrschung des öffentlichen Mannes von ihm abfiel. Im kleinen Kreise kam eine heitere, ungezwungene Güte zum Vorschein, Einfachheit, die bis zum knabenhaften Übermute ging und ihm treu blieb bis zuletzt, Witz und Lässigkeit, eine literarische Bildung, die sich nicht nur in den üblichen vielgefeierten Zitaten des Staatsredners, sondern am reizvollsten im geistreich lebendigen Gespräche entlud. Er war reich und männlich genug, um sich ohne Scheu gehen lassen zu dürfen, und tat es mit befreitem Herzen. Seine Freunde haben ihn geliebt, ihn lange über das Grab hinaus wahrhaft verehrt; seine Angehörigen, an denen er zum Wohltäter ward, glühten für ihn; seine liebenswürdigen Briefe lassen noch uns in das warme Herz des Vielverkannten hineinsehen. Er war unvermählt; die einzige große Liebe, die sein Leben aufwühlte und die er aus äußerlichen Gründen niederzwang, fällt erst in spätere Jahre (1796). Seinen Haushalt freilich — das war die Übertreibung seiner Lässigkeit — hielt er in ebenso mangelhafter finan-

zieller Ordnung wie den des Staates in guter; er ließ sich ausnützen und betrügen und hinterließ, nach langen Jahren voll hoher Amtseinkünfte, bei seinem Tode Schulden, die der Staat bezahlt hat. Für ihn selbst unheilvoller war etwas anderes, die eigentliche Kehrseite jener persönlichen Eigenschaften: früh schwächlich, nach der sonderbaren Art der durstigen Zeit von Kind auf mit Portwein behandelt, dabei der Erbe einer gichtischen Familie, hat er selber den Portwein sein Leben lang geliebt und gepflegt wie nur irgendein Sohn Altenglands; „er hatte ein Glas Port gern und eine Flasche noch lieber", auch bei einer Flasche blieb es wohl nicht immer. Sein Leben hat das sicherlich verkürzt, seine Wirksamkeit schwerlich je getrübt, und 1793 war er noch völlig Herr seiner Kräfte. Man durfte ihn beneiden: er war rein, wahrhaftig, seinem Lande und sich selber fleckenlos getreu, glücklicher als es der Staatsmann zu sein pflegt, ein Kind, so schien es, des gleichmäßig klaren, hellen Lichts.

Er lebt anders in der Geschichte fort. Das Dunkel und das Gewitter stieg herauf und umzog die zweite Hälfte seines politischen Lebens. Er wurde zum Minister des nationalen Kampfes gegen Frankreich und jetzt erst zum vollen Weiterführer des väterlichen Werks. Er hatte die schwersten innerlichen Probleme vertagt; er hat auch das äußerpolitische nicht aufgesucht — es war seine Art mehr, zu warten als zu zwingen. Aber dieses Problem zwang sich ihm auf. Es hat sein Dasein überschattet und vielleicht zerstört, aber es hat ihm das eine gebracht, das seinen früheren Jahren fehlte und das aus sich selber hervorzubringen er nicht vermochte: die Größe.

ꝏ ꝏ ꝏ

Es war die französische Revolution, die ihm entgegenwuchs. Sie machte aus Frankreich, seine alte Entwicklung gewaltsam zu Ende führend, eine unbedingte Einheit, warf die Schranken zu Boden, die noch die Provinzen und noch die Stände trennten, jedes Sonderwesen und jedes Sonderrecht mußte versinken vor der Idee der Nation. Und diese Nation wollte sich selber regieren; in einem Vorwärtsdrängen von betäubender Raschheit stürzte sie binnen kurzen Jahren alle alten Gewalten, die alte Verfassung, den alten

Bildner und Leiter des Landes, das Königtum; nach den Regeln des Naturrechts sollte alles vernunftgemäß, durchweg einheitlich, gleichheitlich, freiheitlich von neuem geschaffen werden, neu von Grund aus. Wieso das geschah und gelang, wieweit in diesem Neuen doch überall auch Altes weiterwirkte und sich vollendete, und wieviele noch lebendige Zusammenhänge zum Unsegen der Nation wirklich zerrissen wurden, das ist hier nicht abzuwägen — genug, daß diese Demokratie mit ihrer blutigen Logik als etwas ganz Eigenes vor die erstaunte Welt hintrat, französisch in jedem Nerv ihres Wesens, in all ihren Größen, Übertreibungen, Schwächen, zuerst von Idealen ganz durchdrungen, bald dann von der eignen Gewalt und von den Kräften der Vergangenheit über sich selber hinausgerissen nach Europa, zur Propaganda ihres revolutionären Glaubens, zur Befreiung der Völker, aber zugleich zur Erweiterung ihrer eigenen Macht, der französischen Macht, der französischen Grenzen, zur unendlich verstärkten Weiterführung der alten königlichen Macht- und Eroberungspolitik. Alle Kulturvölker haben den ungeheuren Stoß erfahren, auf die meisten hat er trotz hundertfältiger Leiden belebend, erneuernd gewirkt, nur bei einem hat er beinahe von Anfang an bereits den Gegenstoß hervorgerufen, das Bewußtsein der Andersartigkeit, des inneren Gegensatzes, der äußeren Feindschaft: bei England.

Auch in England schien manches der Revolution wesensverwandt genug. Wieviel englische Anregungen, geistiger wie politischer Art, steckten in der französischen Oppositionsbewegung des ganzen letzten Jahrhunderts! Und auch der Mittelstand, der sich in Frankreich 1789 tatsächlich auf den Thron setzte, war in England bereits stark, und auch in England zum guten Teile von der Verfassung ausgeschlossen; auch England hatte seit 1760 seine Wirren, Auflehnungen, offenen Aufstände gehabt; enteignetes Landvolk, industrielles Proletariat, die Massen der feindseligen Irländer schienen auch jetzt genug Stoff zu bieten zu neuen Erhebungen. Und in der Tat flogen die Funken auf die grüne Insel und nach der Hauptstadt selber herüber, politische Gesellschaften bildeten sich, eine Agitation setzte ein, freiheitliche Erklärungen gingen zwischen den beiden Randländern des Kanales hin und her, auch der englische Geist schien sich dem riesenhaften Neuen nicht zu entziehen.

Und dennoch: hier stieß dieses Neue auf ein Altes und Eigenes, das sich nicht auflösen ließ wie die morsche Staatenwelt der Nachbarn Frankreichs auf dem Kontinente. Hier war ein Staat, der wohl zu einseitiger Aristokratie entartet war, aber doch in einem anderen Sinne als die Staaten des Absolutismus seinen Bewohnern wirklich zugehörte, ein Staat voll kraftvoller Überlieferungen, voll niemals abgebrochener Entwickelung, in Verfassung und Verwaltung auf die Selbsttätigkeit gegründet, ganz verwachsen mit allem Leben und allem Empfinden der Nation. Und dieser Staat ruhte nicht auf einmaligen grundsätzlichen Akten bewußter revolutionärer Gesetzgebung, wie der französische Neubau, er war historisch und doch lebendig; sollte man ihn abreißen und durch ein Werk des Naturrechtes leichthin ersetzen? Das widerstrebte dem Denken der Engländer; es war französisch-romanisch, es war durchaus ungermanisch und vor allem durchaus unenglisch gedacht. England war stolz auf die Kontinuität, den organischen Gang seiner Entwicklung. Über diesem alten Gebäude, fehlerreich wie es war, wachte doch die Anhänglichkeit und das Selbstgefühl des englischen Volkes; es stieß die Lockungen, dieses Alte kurzab der gepriesenen revolutionären Theorie zu opfern, mit Mißtrauen, Zorn, ja Leidenschaft von sich. Der Mann, der diese englische Eigenart der französischen entgegenwarf, war derselbe Whig, der als erster eine maßvolle sittliche Reform des englischen Staatslebens betrieben hatte, Edmund Burke. Seine gewaltigen „Betrachtungen über die französische Revolution" erklärten schon 1790 nicht nur den englischen Revolutions- und Franzosenfreunden, sondern der Revolution und dem Franzosentume selber, von innen heraus, von historischer und englischer Weltansicht her, mit leidenschaftlichem nationalem Pathos den Krieg. Burke ward zum Kritiker und zum Ankläger der Denkweise und des Verfahrens der Franzosen, zum Prediger des englischen Wesens, zum Propheten des unversöhnlichen und heißen Kampfes gegen die wesensfeindliche Welt dort drüben. Und in seinen Ruf stimmte England alsbald, mit immer steigender Einmütigkeit, ein: es ward unter den flammenden Worten des großen Redners seiner selbst erst ganz bewußt. Es entsetzte sich über die Verletzung von Recht, Besitz und persönlicher Sicherheit, über die Störung von Handel und Wandel, über

die zunehmende Blutherrschaft, die Frankreich ergriff — es hörte mit Unwillen von diesen Doktrinären und Fanatikern die Erbweisheit seiner heimischen Verfassung schmähen. Es blickte mit Grauen auf die Möglichkeit, daß dieser ganze Brand herüberspränge und auch in England alles bedrohte, Person, Eigentum, Gesellschaft und Staat. Vor allem die Besitzenden regten sich zum Widerstande; und nun kam es zutage, daß diese Aristokratie doch etwas war: sie zog sich, von außen her durch die Demokratie verneint, um so stärker auf ihr Wesen zurück, sie entwickelte Kräfte der Gegenwehr, Willen, politische Fähigkeit, die ihre Lebendigkeit erwiesen: eine andere Welt stemmte sich der französischen, in allem abweichend, mit verzweifelter Wucht entgegen. Und wie nun die Gegensätze stiegen, da drang in diese Stimmung der Engländer, die ursprünglich wesentlich geistiger, grundsätzlicher Art war, immer stärker auch die Fülle der alten politischen und materiellen Feindseligkeit gegen Frankreich wieder ein: es war doch einmal der Erbfeind des ganzen letzten Jahrhunderts, der sich drüben erhob, der Feind der Weltstellung und Wirtschaftsstellung Großbritanniens — die Kreuzzugspredigten Burkes gegen den Frevel der tollen Umwälzung, von denen man ausging, reizten zugleich auf zur Wiederaufnahme des Ringens um die Vormacht in Europa und in allen Fernen der Erde, um Meer und Kolonien, um Handel und Gewerbe.

Das ist der Hintergrund, auf dem Pitts weiteres Leben steht. Selten ist so packend wie hier Gegensatz und Zusammenwirken allgemeiner geistiger Mächte und strenger Realpolitik, des publizistischen Propheten und des nüchternen politischen Fachmanns an den Tag getreten: so wenig sie miteinander gemein zu haben glaubten und wünschten, so unlöslich gehören Burke und Pitt in diesem Weltkampfe doch zueinander. Pitt wollte nichts von Burkes fanatischen Mahnungen hören; er freute sich der Verwirrung in Frankreich, die den alten Nebenbuhler lähmte, die Englands Macht und Wohlstand über ihn erhob, er dachte nicht daran, störend in Paris einzugreifen. Er war ganz Friede. Freilich, seit er Minister war, hatte er als Diplomat überwiegend gegen Frankreich gearbeitet und längst begonnen, ihm die Demütigungen des amerikanischen Krieges heimzuzahlen; auch sein Handelsvertrag von

1786 war englischer Interessenpolitik, nicht etwa der Sympathie und dem Annäherungswunsche entsprungen; die Werbungen der revolutionären Machthaber um seine Freundschaft lehnte er mit eisiger Kühle ab. Die innerliche Gegnerschaft stand auch bei ihm außer Zweifel. Aber den unmittelbaren Kampf gegen das revolutionäre Frankreich wollte er offenbar durchaus nicht. Als die zwei deutschen Militärmächte 1792 gegen Frankreich das Schwert zogen, blieb er neutral.

Dennoch rissen ihn die tobenden Wirbel der veränderten Weltlage unausweichlich mit. Ich verfolge hier nicht, wie auch auf französischer Seite der Gegensatz der beiden Nebenbuhler allmählich wieder bewußter ward — genug: indem der Krieg zwischen dem neuen Frankreich und dem alten Europa entbrannte, zwang er auch England und seinen Minister, Stellung zu nehmen, so sehr sich dieser sträubte. König Georgs monarchisches Empfinden, die öffentliche Stimmung erhitzten sich mehr und mehr; der Sturz des Bourbonenthrones erschütterte auch England tief, die Abneigung und der Schrecken wuchs. Für Pitt war es bedenklicher, daß Frankreich Belgien militärisch überzog und Holland bedrohte. Die Niederlande in französischer Hand — das war für Englands Sicherheit noch mehr als für seinen Handel nach alten und wohlbegründeten Traditionen unerträglich, das war der Kriegsfall: auch Pitt konnte nicht anders als dies laut bestätigen. Dazu die stürmische Propaganda der Revolution, im November und Dezember 1792 die Dekrete des Konvents, die im Grundsatze die Weltbefreiung, den Weltkrieg erklärten, die Aufrufe an jedes geknebelte Volk; mehr noch, die Wühlerei in England selbst — der französische Gesandte Chauvelin stellt sich an ihre Spitze. England hatte das Bündnis mit Frankreich von sich gestoßen; jetzt kündete, am Neujahrstage 1793, im Konvente ein bretonischer Seemann von der weltumspannenden Todfeindschaft der beiden Völker. Niemals hatte Frankreich den Bourbonen verziehen, was sie an England verloren hatten — die Jakobiner stellten jetzt die Lehre auf, daß die Revolution die Sünden des Königtums gutzumachen habe, daß es den Kampf gelten werde um Sein und Nichtsein, den Kampf um die Weltherrschaft, den Kampf überall.

Man wollte die Abrechnung, hüben und drüben; sie quoll aus

der Geschichte, aus dem Wesen der Revolution, aus dem Innersten der beiden Nationen empor. Daß Pitt sich ihr lange versagt und sie nur gezwungen aufgenommen hat, wird unzweifelhaft bleiben; wieweit er, angesichts des schon unvermeidlichen Bruches, in der letzten Zeit vor dem Kriege, etwa auch seinerseits zum Angriff übergegangen ist, bedarf vielleicht noch einer Prüfung: im ganzen war er der Angegriffene. Die Hinrichtung Ludwigs XVI. gab den letzten Entscheid; unter dem Eindrucke dieses Faustschlages gegen das monarchische Europa, der Trauer und des Entsetzens, die auch England überströmten, stellte Pitt dem französischen Gesandten seine Pässe zu. Aber die Kriegserklärung kam von Paris, am 1. Februar 1793: ein 22jähriges, kaum durch einen Waffenstillstand unterbrochenes Ringen hub an.

ꝏ ꝏ ꝏ

In diesem Weltkampfe hat England, nach der Überlieferung, die ihm seine Geschichte und seine Lage vorzeichneten, gegen den kontinentalen Feind kontinentale Helfer, gegen die Heere Frankreichs die Heere der europäischen Militärstaaten aufzubieten gesucht. Es hat, wie ehedem unter Marlborough und Georg II., seine eignen Landtruppen über den Kanal geschickt. Nicht Pitt trifft die Verantwortlichkeit dafür, daß er weder einen Marlborough an ihre Spitze zu stellen hatte, noch diesem schlechten und schwachen Werbeheere gegenüber die alten Heere der absolutistischen Epoche, die Truppen Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. fand. Die neuen Volksheere, die Massenheere der Revolution und vollends Bonapartes warfen die englischen Regimenter wie Spreu auseinander, und erst langsam hat sich der Krieg dann den Feldherrn und das englisch-europäische Heer erzogen, die es wagen durften, Napoleon die Spitze zu bieten. Pitt hat nur die Anfänge Wellingtons noch erlebt; den Minister um der früheren Mißerfolge der britischen Heere willen zu schelten, wie es geschehen ist, ist töricht. Er hatte sie des weiteren um Irland kämpfen zu lassen, das jetzt wie einst unter Philipp II. und Ludwig XIV. zum Stützpunkte des Feindes zu werden strebte. Aber sein Hauptanteil am

Landkriege konnte nur jener diplomatisch-finanzielle sein, durch den er Deutsche, Österreicher, Russen, Schweden, Italiener, Spanier und Portugiesen gegen Frankreich vorwärts trieb; er hat den Reichtum seines Landes in immer erneuten Geldzahlungen mitstreiten lassen. Indessen, die eigene Waffe Englands war die Flotte. In der Geschichte des Seekrieges und der Seeherrschaft gibt es keinen gewaltigeren Akt als diesen, der in Horatio Nelsons großem Namen gipfelt. Von der ersten Stunde an trat der Handelskrieg in den Vordergrund: die Blockade der französischen Häfen, die Beschlagnahme aller Zufuhren durch England, und als Gegenschlag Frankreichs schon 1793 der Plan einer Kontinentalsperre. Der Anschluß Hollands und Spaniens an Frankreich erweiterte dann den Kriegsschauplatz, stellte die riesigen Kolonialreiche der beiden den Engländern als Kampfesgegenstände zur Verfügung, gab die beiden alten Kriegsflotten der Nachbarmächte in Frankreichs Hände. Die Entscheidung über diesen Weltbesitz fiel in einer Reihe von Seeschlachten: Howe, Duncan, Jervis, Nelson führten die englischen Geschwader, von 1794 bis 1798 folgte ein Sieg dem andern, die verbündeten Marinen verschwanden von der See. Die englische Kolonialherrschaft hatte 1783 ihre kostbarste Perle verloren; jetzt wuchs ihr Stück auf Stück im Kampfe zu. Man legte die Hand auf Trinidad in Westindien, auf Malta, auf das Kapland, auf die Stationen des Wegs nach Ostindien hin, auf Ceylon, auf die holländischen Sundainseln, man rang von neuem um Ostindiens Besitz. Auch diesen Kampf hatte Chatham mit Robert Clive dereinst zuerst im großen Stile aufgenommen, jetzt griffen die Franzosen von neuem nach dem alten Wunderlande, das ja immer das Ziel von Bonapartes genialsten Träumen blieb, der Krieg entbrannte mit erneuter Hitze, und William Pitt mit seinem Statthalter Richard Wellesley vollstreckte die Erbschaft von 1760. Die Revolution hatte die französische Flotte desorganisiert, es gelang nicht, sie so jäh emporzubringen wie das Landheer; auch die englische hat schwere innere Erschütterungen durchzumachen gehabt, noch 1797 überaus gefährliche Meutereien, die eine Weile lang die Sicherheit der englischen Küsten völlig bloßstellten; aber im ganzen erfüllte die englische Nationalwaffe ihre Pflicht. Die Seekriegführung erhob sich, nach

zurückhaltenderen Anfängen, zu immer stärkerer Offensive: was die großen Revolutionsgenerale, was insbesondere dann Bonaparte auf dem Lande leisteten, das leistete, im vollen Sinne moderner Niederwerfungsstrategie, in gewaltigem Ansturme, in überwältigenden Schlägen auf dem Meere vor allen anderen Nelson.

Die Seeherrschaft Englands wurde von neuem errungen und gesichert; sie griff mit eiserner Hand in den Handel nicht nur der Gegner, den sie erdrückte, sondern auch der Neutralen hinein; sie sprengte 1801 deren werdenden Gegenbund durch die Gewalttat vor Kopenhagen; der Vorsprung der englischen Schiffahrt wurde riesengroß. Der Krieg, der auch auf Englands Schultern überaus drückende Lasten häufte, bereicherte den englischen Handel, die englische Industrie in diesem seinem ersten Jahrzehnte unablässig: Seeruhm, Kolonialbesitz, Gewinn flossen der Meerbeherrscherin in breiten Strömen zu.

Das war die historische Bilanz des Krieges, den Pitt zu leiten hatte. Welches war seine eigene Leistung dabei? Englische Kritiker haben seine Friedensarbeit vor 1793 über die nachfolgende Kriegsarbeit gestellt; es ist interessant, wie dabei der Radikale Lord Rosebery im Namen historischer Gerechtigkeit den Anklagen des Liberalen Macaulay apologetisch entgegentreten muß. Hier sei nur zusammengefaßt, daß er Pitts Finanzleitung von voreiligen Vorwürfen glänzend gereinigt hat. Die Kosten waren riesig, die Subsidienzahlungen andauernd und hoch, die Summe der Anleihen erschreckend und ihre Bedingungen hart, die Staatsschuld ist in diesen 22 Jahren ungeheuer angewachsen. Pitt tat, was er mußte und was er vermochte; er erhielt den Kredit seines Staates lebendig, den Tilgungsfonds aufrecht, er setzte 1798 die progressive Einkommensteuer durch. Er mußte in dem aufrührerischen Irland die Sicherheit seines Reiches verteidigen und wurde durch die Notwendigkeit zur Union der beiden Parlamente von Westminster und Dublin gezwungen: er errang sie 1800, nach der Gewohnheit des irischen Parlamentes durch Bestechungen, und entkleidete Irland seiner Selbstregierung. Er tat es zugleich mit der Absicht, der Mißwirtschaft dieses irischen Parlamentes ein heilsames Ende zu bereiten, versöhnende Reformen zu bewilligen, die dem irischen Katholizismus die politische Gleichberechtigung, seiner

Kirche die staatliche Besoldung verschaffen sollten. Die Reformen hat er nicht zu erwirken vermocht, nur die Gewalttat der Union blieb bestehen.

Das war bezeichnend für den Wandel, den seine innere Politik nach 1793 überhaupt durchmachen mußte. Pitt blieb im Grunde der er war: der Mann bedächtiger, aber ehrlicher politischer und sozialer Reformbestrebungen; auch jetzt noch hat er gelegentlich die Hand daran zu legen gestrebt. Bis 1792 war der Zug des englischen Staatslebens liberal gewesen, auch noch nach dem Beginne der Revolution und nach dem Schlachtrufe Burkes. Pitt wurde diesem Zuge innerlich nicht untreu: in der englischen Entwicklung wirkt er trotzdem als einer der Väter einer künftigen konservativen Partei nach, die maßvoll zu erhalten und fortzubilden wünscht, die aber dem Liberalismus gegenüber ihre Eigenart hat in ihrem starken Sinne für staatliche Macht und deren Betätigung — auch darin also als Fortsetzer seines Vaters. Und völlig konservativ, ja reaktionär erscheinen die Taten, die er nach 1793 vollbringen mußte. Vorerst war jede weitergehende Neuerung unmöglich: es galt das Dasein zu verteidigen, das war nicht die Stunde zum Umbau des eigenen Hauses. Noch mehr: es galt Abwehr gegen eine Flut von unerhörter Heftigkeit. Man fürchtete auch für England die Propaganda, die Verschwörung, man glaubte die Gefahr mit Händen zu greifen, und ohne Anlaß waren diese Sorgen sicher nicht. Mit einem mächtigen Ruck wurde das Steuer herumgeworfen; alle Kräfte sollten gesammelt, alle Gegnerschaften daheim erdrückt werden. In Schottland wurde geradezu gewaltsam durchgegriffen, in England weniger scharf; aber auch hier gab es Zwangsgesetze, Versammlungsverbote, Vereinsaufhebungen, Preßbeschränkungen; von 1794 bis 1801 wurde die unbedingte persönliche Sicherheit des Einzelnen, die Habeas-Corpus-Akte, der Stolz des englischen Rechtslebens, suspendiert. Auch dies alles war allzu begreiflich, und wahrscheinlicherweise durchaus unumgänglich in der Notwehr, in der man stand. Die Nation in ihrer großen Mehrheit, die öffentliche Meinung, die Parteien förderten und unterstützten es viele Jahre lang. Die Wahlen von 1796 erneuerten das Übergewicht Pitts; die Mehrzahl der Whigs unter Burke, die „alten Whigs", hatten sich bereits 1794 der Regierungspartei

angeschlossen, Burke selber lange zuvor mit dem radikalen Fox, als dem Führer der Friedensgruppe, persönlich in leidenschaftlicher Abrechnung gebrochen. England ging in dem großen Kampfe auf: es opferte ihm alles andere, es erkannte die ganze Höhe des Preises und handelte danach in starker und einiger nationaler Disziplin.

Wunderbar genug: die Begeisterung des Kampfes wurde von dem Minister nicht geteilt, der ihn zu lenken hatte, und dem gerade deshalb die Dankbarkeit und das Vertrauen seines Volkes so laut zujubelte. Pitt ließ die innerlichen Aufgaben nur mit Bedauern liegen, Burkes Eifer blieb ihm auch jetzt noch fremd. So viel er mit den französischen Emigranten zusammenhandeln, so sehr er die Rückkehr des französischen Königtums, der Sicherheit und des Friedens halber, wünschen mußte: er wurde dennoch nicht zum Gläubigen der Gegenrevolution. Nicht um den Prinzipienkrieg handelte es sich für ihn, sondern um den Machtkampf und um die Erringung des Friedens. Und den Frieden hat er immer von neuem gesucht. Er hatte geglaubt, dieser Krieg werde von kurzer Dauer sein: was er dazu tun konnte, hat er getan. Eine ganze Reihe von Unterhandlungsversuchen begleitet den Kampf, gelegentlich kam Pitt weiter entgegen als mancher billigen konnte. Vergeblich: auch die Machthaber der Revolution waren an den Krieg und seine Hoffnungen gebunden und wollten nicht verzichten. Pitt rechnete eine Weile auf ihren Sturz, auf eine Restauration; die ersten Friedensangebote ihres wirklichen Nachfolgers, des eben in die Macht eingetretenen Konsuls Bonaparte, wies er im Winter 1799—1800 zurückhaltend und mißtrauisch ab; dann hat noch er selber, da Bonaparte sich hielt, den Frieden — oder besser: Waffenstillstand — von Amiens vorbereitet und gefördert. Der ist 1802 abgeschlossen worden; bis dahin hatte England allein, während die Festlandstaaten mitschlugen, zurücktraten, wieder vorgingen und sich wieder zurückzogen, die harte Bürde ohne Unterlaß getragen. Das Erstaunliche ist eben, daß Pitt sie widerwillig getragen hatte: seine Heldenleistung war das Ergebnis einer langen Selbstüberwindung. Und das Erstaunlichste, daß doch gerade diese seine Leistung den Krieg aufrecht erhalten hatte bis zuletzt. Pitt, der ihn nicht wünschte, war das Rückgrat des Krieges. Wie-

der ist, wie in dem Friedensjahrzehnt zuvor, an seiner Gesamthaltung sein freier Wille schwächer beteiligt, als der Zwang der Dinge. Aber dieser Zwang ließ den Widerstrebenden große Taten tun. Seine Festigkeit hielt Großbritannien in furchtbaren Jahren aufrecht. Durch wieviel Niederlagen, wieviel Abfall, wieviel Opfer, wieviel Gefahren mußte er hindurch, in den schlimmsten Tagen er persönlich auf den Straßen Londons beschimpft und bedroht! Er schritt hindurch, ungebeugt, furchtlos, mit dem kalten, klaren, nüchternen Entschlusse, das Notwendige mannhaft zu tun. An seiner stolzen Sicherheit richtete nach jeder bösen Kunde das Parlament sich auf. Er vermochte den Krieg nicht zu leiten wie ein preußischer König, ihn auch nicht mit seinem Feuer zu durchglühen wie Chatham; aber er durchdrang ihn mit seinem Charakter. Er tat das Äußerste und Schwerste, als verstünde es sich von selbst.

In dieser Festigkeit lag sicherlich etwas sehr Großes; und, man muß es hinzufügen: die besten Kräfte des englischen Wesens lagen darin. Es sind ja viele und verschiedenartige Eigenschaften, durch deren jahrhundertelanges Zusammenwirken England seine Größe in der Welt errungen hat: wirtschaftlicher Wagemut und wirtschaftliche Nüchternheit nebeneinander, Tätigkeit, Fleiß, ein gesunder Sinn für das Wirkliche und Greifbare, derber politisch-nationaler Stolz, politische Einfügung und dabei freie persönliche Entfaltung des Einzelnen, seiner Kräfte und Rechte und seines Innenlebens, hartes Zupacken, rücksichtslose Gewaltsamkeit und ernste, tiefgreifende Kulturarbeit, alles immer wieder von einem Staate geleitet, beraten, geordnet, der in lebendiger Beziehung zu seinen Mitgliedern blieb. Ansiedler und Geistlicher, zumal aber Kaufmann, Seemann, Soldat und Staatsmann haben immer glücklich, glücklicher als irgendwo sonst, ineinander gearbeitet. Aus allen diesen Berufen stammen die bedeutenden Persönlichkeiten, in denen sich die Leistung der einzelnen Epochen verkörpert, von den Tagen Elisabeths an bis auf die Gegenwart; durchgehende Züge, Typen, die immer wiederkehren, lassen sich da die Zeitalter entlang verfolgen, von Gresham und Drake an bis auf Chamberlain und Rhodes. Schließlich sind es doch die Staatsmänner, die am sichtbarsten alle Fäden, alle Wirkungen in sich

zusammenfassen — nirgends so deutlich wie in der Periode des hundertjährigen Zweikampfes mit Frankreich, wo alles Wachsen von Englands Wohlstand und Weltbesiedelung so dicht an den Staat und seine Taten gebunden war. Auch Pitt hat die andern neben sich gehabt, die Kaufherrn wie die Krieger. Sicherlich hat ihn Nelson durch schlagende Genialität überragt, und sicherlich steckt auch in Nelsons kühner Tatkraft und in dem Zuge einer gewissen rücksichtslosen und gesetzlosen, persönlichen und nationalen Willkür, der Nelsons Bilde als Mann und Kämpfer nicht mangelt, ein gut Stück der nationalen Eigenart — ebensoviel oder noch mehr von dieser aber ist doch wohl in den zwei Helden der gleichmütigen Ruhe, der kaltblütigen und selbstbeherrschten Festigkeit enthalten, den beiden typisch englischen Edelleuten, die mit Nelson zusammen das Ringen gegen Napoleon überragen, die beide keine Genien waren in Nelsons oder gar in Napoleons gewaltigem Stile und doch groß genug, um dem großen Kaiser gegenüber ihren Platz im Kampfe zu füllen: Wellington und Pitt. Wir sahen, wie wenig Pitt dem unerbittlichen Fanatiker gleicht, den der Haß der zeitgenössischen — und sonderbarerweise auch noch heutiger — Franzosen immer wieder aus ihm machen gewollt: aber die Wirkungskraft des Charakters wird in ihm Fleisch und Blut wie in wenigen sonst.

In unerschöpflicher Arbeit und Anspannung hat er diese Kriegsjahre verbracht. Man hat beobachten wollen, daß in sie die Krisis seines persönlichen Lebens falle. Im Jahre 1796 hat er sich den früher erwähnten Verzicht auf häusliches Glück abgerungen. Noch aus dem folgenden stammt die viel wiederholte, Pitts neidenswerte Ruhe charakterisierende Erzählung, wie Lord Spencer auf dem Höhepunkte des Matrosenaufstandes den Minister mit ganz bösen Nachrichten weckt und mit seinen Befehlen abgeht; als er kurz darauf noch einmal zu ihm zurückeilt, trifft er ihn schon wieder in festem Schlafe. Im Jahre 1798 aber findet Lord Rosebery die

ersten Zeichen, daß diese Ruhe und Pitts Gesundheit zu weichen beginnen — mag der Druck der Erlebnisse und Mühen, mag die Einwirkung seines schweren Lieblingsweines den immer zarten Körper erschüttert haben. Im Jahre 1799 folgte Sieg und Auseinanderbruch der zweiten Koalition gegen Frankreich, 1800 die neuen Erfolge Napoleons, die Vereinzelung Englands, 1801 das Ende von Pitts siebzehnjähriger Regierung. Es hängt nicht mit dem Weltkriege, sondern mit Irland zusammen. Pitt hatte an die Union der beiden Parlamente die Aufhebung der politischen Rechtlosigkeit der Katholiken knüpfen wollen; er hatte den Iren Hoffnungen darauf erweckt. Der Plan brachte die Hochkirchler in Harnisch; er brachte den alten König, dem Intriganten zugesetzt hatten, zu verletzenden Worten, und Pitt forderte seinen Abschied. Er hat in dieser Krise rein und klar gehandelt; den König mochte außer der Maßregel selbst, die ihm innerlichst anstößig war, die Eigenmächtigkeit seines regierenden Staatsmannes verdrossen haben — als eine persönliche Versöhnung, ein zeitweiliger Verzicht Pitts auf seinen Vorschlag zustande gekommen war, war sein Rücktritt nicht mehr ungeschehen zu machen. Er hatte selber seinen Nachfolger Addington auswählen geholfen und wies seine Anhänger an, diesen zu unterstützen; er wirkte beim Friedensschlusse mit Frankreich mit — so wenig war es der kommende Friede gewesen, der ihn aus dem Amte getrieben hatte. Dann zog er sich auf das Land zurück, lebte seiner Erholung, seinen Neigungen, tat höchstens als Organisator der Miliz seines Küstenbezirkes seine patriotische Pflicht. Es scheint, als habe er aufgeatmet, als sei mit der Verantwortung ein Druck von ihm abgefallen. Aber auch er vermochte nicht, nach so langer Herrschaft wirklich dauernd still zu sitzen. Solange der Friede währte, konnte er sich für entbehrlich halten. Aber der Friede war kurz. England hatte ihn 1802 mit Freuden geschlossen; die Jahre der ersten Erregung, der hohen Einigkeit, der Revolutionsfurcht waren damals verrauscht, die Leidenschaften abgekühlt, und man hatte angefangen, den Druck des Krieges doch einmal stärker zu spüren als seinen Gewinn. Man fand sich Napoleon gegenüber, und Napoleon war damals geneigt, Frieden zu schließen, und schien stark genug, ihn gewährleisten zu können. So hatten Müdigkeit, Isolierung, zudem die Hoffnung,

im Frieden den eigenen Handelsverkehr auf Frankreich selber ausdehnen und so beflügeln zu können, die Verhandlungen populär gemacht — sicherlich nicht zu Pitts Mißfallen. Jedoch die Hoffnungen wurden enttäuscht, die Opfer, die England zu Amiens fast allzu reichlich gebracht hatte, fand es nicht belohnt. Napoleon setzte den Handelskampf gegen England und die Erweiterung des französischen Machtkreises innerhalb und außerhalb Europas während des Friedens fort; die Vergangenheit und die Interessen wurden, nach kurzer Pause, wieder mächtig, und der Krieg brach bereits 1803 wieder aus. Seiner Leitung war Addington nicht gewachsen, die Dinge stockten und drohten gefährlich. Da war auch Pitts Fernhaltung nicht mehr begründet und nicht mehr möglich, und es war nur menschlich, daß er, aus seinem Schatten hervortretend, nun seinerseits das Ministerium überschattete und daß ein unhaltbar gewordenes Verhältnis selbstloser Unterstützung der regierenden Mittelmäßigkeit allmählich in Gegensatz und Nebenbuhlerschaft umschlug. Der Abgeordnete Pitt war allzuviel größer als das Kabinett, der Beifall, der ihn im Unterhause empfangen, eine allzu deutliche Kritik. Nach unfruchtbaren Vermittelungsversuchen räumte ihm Addington im April 1804 den Platz, das zweite Ministerium Pitt begann. Aber der Zurückgekehrte kam als ein kranker Mann; das Interim hatte die Parteiverhältnisse verschoben, die Kollegen, die Pitt sich wünschte, um ein bedeutendes Kabinett der Einigkeit schaffen zu können, Fox voran, wies der Eigensinn des Königs zurück, und Pitt zerrieb sich zwischen einem Parlamente, das ihm gelegentlich bittere Kränkung antat, und dem Widerstande des Monarchen — er empfand es mit Kummer, er selber unsicherer, erregbarer, weicher als dereinst. Es wollte kein rechter Sonnenschein mehr über ihm leuchten. Dennoch war sein Dasein auch jetzt noch von hohem Wert: wieder ergriff die gewohnte Hand des Lenkers die Zügel; und für die Weltkämpfe war dies zweite, dunkle Ministerium von weitreichender Bedeutsamkeit. An den Krieg mit England schloß sich dem französischen Kaiser der neue Koalitionskrieg auf dem Festlande an, Pitt organisierte von neuem Europa. Die Töne wurden angeschlagen, die widerhallten bis 1815. Pitt hat noch Trafalgar erlebt (21. Oktober 1805), die endgültige Vernichtung der französischen Flotte durch

den ſterbenden Nelſon, den endgültigen Sieg der britiſchen Seeherrſchaft. Er erlebte kurz darauf tief erſchüttert die Niederlage der beiden verbündeten Kaiſer bei Auſterlitz (2. Dezember), und ſeine Geſundheit brach unter dieſem Schlage vollends zuſammen; aber was über die nächſten Jahre hinaus weiterwirkte, das war nicht Auſterlitz, ſondern Trafalgar. Napoleon iſt doch der Unmöglichkeit ſeiner Stellung und dem Widerſtande des alten Europas, der Erhebung der Völker erlegen, auf die Pitt gehofft hatte und bis zu der nur ſein Staat allein ohne jedes Wanken ausgeharrt hat in düſterer Gegenwehr. England hat unter Opfern und Gefahren, ſchwerer als vor 1802, ſeinen Poſten bis an das Ende behauptet — aber was es damit errungen hat, das war des Kampfes wert. Es war die volle Niederwerfung Frankreichs und damit der Abſchluß des alten Ringens von 1680 her — wenngleich dieſe Erbfeindſchaft ſich doch auch in Zukunft von neuem, über alle Freundſchaftsepiſoden hinweg, immer wieder zwiſchen die beiden weſtlichen Nationen gedrängt hat. Es war, von 1815 ab, die Alleingewalt in der weiten Welt, die lange Freiheit von jeglichem Nebenbuhler zur See, in der Weltpolitik, im Welthandel, in der Weltſtellung der britiſchen Induſtrie. Der Heldenmut des Staatsmannes, der dieſem Kriege und dieſem Siege die Bahn gebrochen hatte, hat ſich ſeinem Volke belohnt. Ein halbes Jahrhundert hindurch hat es die Früchte des Kampfes reichlich brechen dürfen, ehe die zurückgebliebenen Nachbarn anfingen ihm nachzuſchreiten und ſeine Alleinherrſchaft zu lockern. Dem Weltzweikampfe ſelber hatte das Deutſchland von 1800 zuſehen müſſen, ohne an ihm teilnehmen zu können — man weiß, wie Friedrich Schiller um die Jahrhundertwende ſeine Deutſchen, indes die beiden anderen den Erdkreis und ſeine Macht und ſeine Schätze umſtritten und eroberten, auf die innerlichen Gewinſte geiſtiger und ſittlicher Art, auf die wahre „deutſche Größe“ ſeines klaſſiſchen Idealismus tröſtend hinwies. Das neue Deutſchland hat dann allmählich auch in die Wirklichkeit und Weite der Welt hinausgegriffen. Es tut heute gut daran, von den Älteren, die ihm voraufgeſchritten waren und ihren Vorſprung beſitzen, immer wieder zu lernen; es tut recht, es ſich immer von neuem zu wiederholen, welche Kräfte und welche Leiſtungen es geweſen ſind, die England ſo groß gemacht haben —

nicht nur an Macht allein, aber freilich durchaus auf dem sicheren Grunde der Macht.

Pitts sterbliches Leben ging in Tagen zur Rüste, in denen sein eigenes Auge solch eine Zukunft nicht vorausschauen konnte. Der gichtkranke Mann verwand den Schlag von Austerlitz nicht mehr. Er versuchte eine Kur; er kam sterbend in sein Landhaus nach Putney zurück. Dort gab er die Weisung, die Karte von Europa aufzurollen: „sie wird die nächsten zehn Jahre lang nicht gebraucht werden." Er betete, er nahm Abschied von den Seinen, noch aus der Wirrheit des Fiebers heraus fragte er seinen jüngsten diplomatischen Maßregeln nach; sein Letztes war ein Seufzer um sein Vaterland. Er starb, weniger als 47 Jahre alt.

Er erhielt sein Grab in der Westminsterabtei, bei seinem Vater; die Nation trauerte um ihn. Sein Ministerium zerfiel alsbald; Georg III. mußte jetzt, was er dem lebenden Pitt abgeschlagen hatte, doch gewähren, ein Whigkabinett mit Fox; aber auch dieses ging 1807 zu Ende, und seitdem führten die Tories das Erbe Pitts weiter. Sie vollendeten seinen Kampf mit Frankreich; die Lebendigkeit der innerpolitischen Bestrebungen, die er im Herzen getragen hatte, übernahmen sie nicht. Auch seine innerliche Arbeit war indes nicht verloren; nicht vergeblich hatte er eine Zeit der Unruhe und Unordnung abgeschlossen, das innere Leben befreit, befriedet, gefestigt; nicht nur dem äußeren Kampfe war diese Stählung des britischen Staates zugute gekommen: noch der spätere Torismus sollte davon erben. Seine liebsten Reformgedanken freilich sahen wir Pitt vertagen; einige hat sein Schüler Canning weitergetragen, die meisten erst die Nachfolgerin seines Gegners Fox, die liberale Partei der Epoche nach 1830 vollstreckt. Auch da steht er in der Kette des Lebendigen und Zukunftsvollen, auch da sahen wir ihn anknüpfen an den ersten Pitt.

Die Art der beiden Männer blieb charakteristisch verschieden auch in ihrem Sterben. In einer zürnenden Oberhausrede war Lord Chatham ohnmächtig zusammengebrochen, dramatisch bis auf die Schwelle des Todes, der diesem Auftritt bald nachfolgte: er verschwand wie ein fallender Stern. Sein Sohn ging aus wie ein verlöschendes Licht, still und allein. Aber zueinander gehören sie in allem: zwei Arbeiter am gleichen Werke; weltgeschichtliche Ge-

ſtalten alle beide, weil ſie, beide im Dienſt derſelben lebensvollen Geſamtentwickelung, mit ſchöpferiſchem Zwange der eine, in pflichttreuer, ſelbſttreuer Ausführung ſachlicher Notwendigkeiten der andere, gebietend oder gehorchend, beide in großen Dingen mit entſcheidender Wirkſamkeit und ganzer Hingabe etwas ſchufen für ihre Nation.

Das Königtum der großen Hohenzollern

Am 18. Januar 1701 setzte sich Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg zu Königsberg die preußische Königskrone auf das Haupt. Er zog damit aus der Entwickelung zweier großer Menschenalter das Ergebnis; er selber hat die neue Würde durch Verhandlungen, durch Hilfsversprechen an den Kaiser, errungen, und seine Erhebung ist von keinem Strahle des heldenhaften Glanzes beleuchtet worden, der 170 Jahre später die Kaiserproklamation Wilhelms I. umfloß. Das Ereignis hatte vielmehr etwas Äußerliches und Kleines, wie die Persönlichkeit des ersten Königs selbst. Dennoch richtet die Nachwelt mit Recht ihre Blicke auf diesen Tag und feiert in ihm den Ausdruck einer Epoche. An der Schwelle des XVIII. Jahrhunderts, dessen staatliches Leben nichts Größeres sehen sollte als sie, steht dieser Geburtstag oder Tauftag der preußischen Monarchie des Hauses Hohenzollern; ihr als Ganzem gilt das Gedenken, das sich an diesem 18. Januar erneut, und eine lange Kette leuchtet uns auf, indem wir dieses eine ihrer Glieder berühren. Die Geschichte des altpreußischen Königtumes ist unseren Gebildeten, auch den Nichtpreußen, von Jugend auf bekannt; aber vielleicht doch den einzelnen auf ziemlich verschiedene Art, und namentlich nicht jedem in lebendiger und einheitlicher Kenntnis. Das Stoffliche dieser Geschichte zu wiederholen, kann die Aufgabe eines Aufsatzes nicht sein; aber nützlich mag es auch heute noch und mag es gerade in diesen Wochen sein, einem weiten Leserkreise die Zusammenhänge, die innerliche Bedeutung, den geistigen Inhalt des stofflich Bekannten von neuem zu entwickeln und zu erläutern — reizvoll für den Historiker ist es jederzeit.

Die Gesichtspunkte freilich, unter denen das geschichtliche Interesse und die Geschichtschreibung dieser Königsgeschichte gegenübergetreten sind, haben sich in den beiden letzten Menschenaltern, entsprechend den veränderten Verhältnissen und Bestrebungen der jeweiligen Gegenwart, mehr als einmal verändert. Kurz vor der 48er Revolution hat Leopold Ranke die Geschichte des preußischen Staates und seiner europäischen Machtstellung in seiner ruhigen und großen Weise, wenn auch vielleicht nicht in einem seiner vornehmsten Meisterwerke, geschrieben. Dann folgte das Zeitalter der Be-

gründung unseres Reiches mit all seinen Vorkämpfen, seiner langen Sehnsucht, seiner siegreichen Begeisterung; da lag man im Streite mit Österreich, und auch die Historiker, die Führer der kleindeutschen Schule, die Droysen, Häußer, Sybel, griffen in den Tageskampf ein: sie wiesen aus der Geschichte die deutsche Mission Preußens, die deutschen Leistungen Preußens, den künftigen Triumph ihres Staates nach, sie feierten ihn mit aller Liebe und allem Zorne als den Träger der Einheit. Auf den höchsten Gipfel ist diese Auffassung und ihre künstlerisch-politische Darstellung bei dem genialsten dieser Gruppe, bei Heinrich von Treitschke, gestiegen: seine Deutsche Geschichte wie sein ganzes Wesen und Wirken wurde ja zum hinreißenden Hymnus auf Preußen und Preußens Geschichte und sein Königshaus. Dieser Strömung hat sich seit den 70er Jahren die andere zugesellt, die von der inneren Arbeit des neuen Reiches, den sozialen Reformbestrebungen, zumal dann von denen des Fürsten Bismarck herkam, und auch in der Vergangenheit die innere, die soziale, die wirtschaftliche Arbeit des Staates und seiner Herrscher vornehmlich aufsuchte und sie zeitweilig wohl auch ein wenig idealisierte: der nationalpolitischen und wesentlich äußergeschichtlichen und verfassungsgeschichtlichen Betrachtung trat so die verwaltungsgeschichtliche, die sozialpolitische zur Seite — zugleich ein starker rein wissenschaftlicher Gewinn, der über Ranke und Droysen hinausführte, und der mit Gustav Schmollers Namen ruhmvoll verbunden bleibt. In den jüngsten Jahren hat man sich bemüht, die historische Anschauung von den unmittelbaren praktischen Gegenwartsinteressen nach Möglichkeit freizuhalten, nicht die eigenen Ideale in der Vergangenheit wieder zu suchen, diese Vergangenheit nicht zu idealisieren, sie weder mit einem nationalen noch mit einem sozialen Schimmer zu übergießen, der ihrer Wirklichkeit fremd gewesen sei; man hat den Widerstand gegen jede Art preußischer „Legende" aufgenommen und an realistischer Nüchternheit und mißtrauischer Kritik des Guten wohl manchmal reichlich viel getan. Andere suchen, von anderen Bestrebungen unserer Tage geführt, in Preußens Geschichte überall die sachlichen Elemente, die Massenkräfte zu erfassen, die Wirkungen nicht der Politik, sondern der Wirtschaft, der Gesellschaft, der Landesgestaltung; sie drängen wie das politische so vollends das

persönliche Element zurück; die Betätigung des Hauses Hohenzollern verschwindet halb hinter dem natürlichen Gange einer von selber laufenden Entwicklung. Ich werde mit allen diesen Auffassungen zu rechnen, gelegentlich auch abzurechnen haben und trachte keiner neuen, besonderen These nach, die sich den älteren anreihen und entgegensetzen möchte; es sei mir gestattet, einfach das hier zusammenzustellen, was mir richtig und wichtig zu sein scheint; ob darin ein eigener Standpunkt zutage tritt, das beurteile der Leser. Eines allerdings scheint mir gewiß: auch wenn man die Hohenzollern nicht künstlich steigert, auch wenn man ihre natürliche und notwendige Selbstsucht ruhig als Selbstsucht und nicht als ideales Bestreben erklärt, auch wenn man in ihrem Staate den hart und herbe ringenden, der sich behaupten und sich erweitern will, erblickt, und nicht den geweihten Träger allgemeiner Gedanken: auch ohne Heiligenschein ist diese Geschichte an Wunderbarem reich, und unsern Anteil darf sie allezeit für sich fordern, stärker fast als irgendwelche andere. Nicht bloß, weil es unsere Geschichte ist und weil auf dem Boden des Preußentums, das hier erwuchs, noch unser bestes gegenwärtiges deutsches Leben, mindestens das staatliche, ruht, sondern auch, weil sie in sich selber so groß, so klar, und weil sie so jung und uns deshalb so dicht vor dem Auge, so wohl erkennbar ist, von so hellem historischem Lichte bestrahlt, wie kaum die Geschichte eines anderen großen Gemeinwesens, außer etwa dem der Nordamerikaner. Und wie mächtig die Leistungen dieses Staates! wie probehaltig die leitenden Männer! auch wenn man beide realistisch sieht; wie stark und wie unabweisbar deutlich tritt der Einfluß der Persönlichkeiten hervor, auch wenn man die sachlichen Gewalten ganz zu würdigen strebt! Je näher unserem Jahrhundert, um so greifbarer zeichnet sich diese Mitwirkung, diese führende Wirkung der Hohenzollern und ihres politischen und persönlichen Wollens ab; unzweifelhaft bleibt sie im Zeitalter der eigentlichsten preußischen Monarchie, der absoluten Regierungen, die wahrhaft maßgebende Kraft.

Seit der Höhe des Mittelalters hat sich der Schwerpunkt der deutschen Staatsbildung mehr und mehr in den Osten verschoben: aus der Enge der älteren, westlichen Schauplätze und Staaten in die Weite der jüngeren, östlichen hinüber, nach Bayern und Öster-

reich hier, nach Sachsen und Brandenburg dort; und Brandenburg-Preußen wurde für den Norden und zuletzt für das ganze Deutschland unter diesen neuen Staaten der bedeutsamste. Man hat mit gutem Rechte auf die zentrale Lage der Mark inmitten der norddeutschen Tiefebene, auf die Möglichkeiten hingewiesen, die gerade diese ununterbrochene Ebene einer breiteren, sich immer weiterdehnenden Herrschaft darbot. Freilich, von solcher Erwägung geographischer Möglichkeiten für einen großen Flächenstaat bis zu dem Satze, daß hier ein solcher Flächenstaat sich bilden mußte, oder gar, daß dieser Flächenstaat von der Mark Brandenburg und von Berlin ausgehen mußte, scheint mir der Weg noch recht lang zu sein. Mußte es wirklich diese Landschaft sein, die ärmste beinah von allen, um die sich der neue norddeutsche und deutsche Großstaat schlösse? Hatten ihm die geographischen Bedingungen, mechanisch und unausweichlich, diese Bestimmung in seine Wiege gelegt? Konnten wirklich nicht Mecklenburg oder Pommern, oder gar Kursachsen oder etwa die Welfenlande die Rolle an sich bringen, die Brandenburg zugefallen ist? Aus bloßen geographischen Gründen möchte ich dies Wachstum doch nicht abzuleiten wagen. Wie ist es denn mit der Ausdehnung der hohenzollerischen Macht wirklich gegangen? War es so, daß sie, rings an ihren Grenzen weitergreifend, wachsend, sich abrundend, die nächsten Gebiete, Landschaft um Landschaft, wie man es doch postulieren müßte, an sich brachte? Nein, ganz und gar nicht! Wohl hat sie sich, wie jeder Staat, in der Nähe zu vergrößern gesucht, aber das Entscheidende für ihren Zug zum Großstaate sind tatsächlich gerade zwei weitentfernte Erwerbungen an Pregel und Rhein gewesen, die ihr durch den Zufall des Erbganges in den Schoß fielen! Und auch diese sind ihr geraume Zeit fast mehr zum Unsegen als zum Segen geworden: erst als ein Mann kam, der sie zu packen und auszunutzen verstand, verwandelte sich dies zum Bessern, und erst nach vielen Menschenaltern, nach Jahrhunderten ist der Drang, diese Flügellande mit dem Hauptlande nun auch territorial zu verbinden, zu seinem Ziele gelangt. Das freilich ist dann durch eine Art logischer Weiterführung des früh begonnenen Werkes geschehen; daß man aus den in Ost und West zerstreuten Stücken nun ein Ganzes machen wollte, war ein natür-

liches Bestreben. Aber die eigentliche Grundlegung der hohenzollerischen Größe ist etwas durchaus nicht durch Bodenverhältnisse und natürlichen Erweiterungsdrang des brandenburgischen Gebietes Gegebenes: höchstens mit nachträglicher Konstruktion kann man es dazu machen wollen; nimmt man die Dinge, wie sie wirklich in ihrer Zeit zugegangen sind, so zeigt sich, daß vielmehr die Dynastie mit ihren zufälligen äußern Beziehungen und ihren einzelnen großen Söhnen die Größe Brandenburgs ermöglicht hat. Sicherlich wirkte auch die Ebene, die zur Ausdehnung lockt und ihr die Grenzen weit steckt; die natürlichen Verhältnisse bilden allemal die Voraussetzung, ohne die der historische Verlauf sich nicht begreift; aber unmittelbar leitend und wahrhaft entscheidend sind für die preußische Staatsbildung das Herrscherhaus und seine Persönlichkeiten gewesen; sie, so werden wir sehen, sind es auch gewesen, die diesem Staate wie sein Dasein, so seinen Charakter gaben. Wer für das sonderbare Werden dieses Preußens eine tiefere Erklärung sucht, wem es nicht genügt, den Gang wie er tatsächlich war, in seinem Zusammenwirken der verschiedensten Kräfte, zu verfolgen und zu begreifen, wer vielmehr auch für jenes Anknüpfen im weiten Osten und im weiten Westen, das Preußens Zukunft bedingt hat, einen allgemeinen und höheren Grund verlangt, der wird ihn von der Landkarte jedenfalls nicht ablesen können. Ich verstehe sehr wohl, wenn er ihn in einem Plane überirdischer Gewalten sucht; die historische Wissenschaft selbst aber, auch wenn sie, soweit sie es kann, die Dinge zu erklären und nicht nur toten Stoff zu sammeln trachtet, hat mit dieser Erklärungsweise nichts zu tun. Sie macht einen Schritt vorher Halt.

Aber folgen wir dem wirklichen Entwicklungsgange zunächst durch seine Hauptphasen bis an die großen Zeiten Brandenburgs heran.

Seit dem XII. und XIII. Jahrhundert flutet der Strom deutscher Eroberung und Kolonisation in den Osten; eine Menge deutscher Stämme ist an ihm beteiligt; noch beschienen vom Abendglanze des Kaisertumes, aber bereits in ganz selbständiger Be-

tätigung, haben deutsche Fürsten, deutsche Edelleute, deutsche Geistliche, deutsche Bürger und Bauern das Werk vollbracht und die Reihe ihrer Siedelungen und neuen Staaten, von der Ostsee bis nach Schlesien, breiter und breiter, immer vorwärts dringend, gegründet und befestigt. Recht im Herzen dieser kolonialen Lande lag der brandenburgische Staat der Askanier; festgeschlossen um die markgräfliche Gewalt, die hier, im Grenzgebiete, die Zügel mit kriegerischer Straffheit anzog und hielt; das Herrschergeschlecht kühn um sich greifend nach allen Seiten, nach Norden und Osten zumal. Aber dieses Staatswesen zerfiel. Die Festigkeit der Organisation vermochte sich nicht zu behaupten; äußere Schicksale und innere überall wiederkehrende Entwicklungen drückten das Markgrafentum herab und hoben auch auf diesem östlichen Boden die Macht der Stände. Adel, Geistlichkeit, Städter kamen als selbständige Gewalten neben dem Landesherrn empor, die Einheit zersplitterte, der Umfang des Gebietes verringerte sich, landschaftliche und ständische Sonderkräfte gewannen die Oberhand. Besonders ungünstige Umstände haben diesen Zersetzungsprozeß in den Marken besonders weit gedeihen lassen: aus einem Chaos hatten die Hohenzollern, seit sie von 1411 und 1415 ab als Erben der Askanier, der Wittelsbacher und Luxemburger in die Marken einzogen, ihren neuen Besitz herauszuheben. Sie haben es, ein Jahrhundert hindurch, mit Konsequenz, Kraft und Erfolg getan, ganz im Sinne des neu aufsteigenden Fürstentumes, das am Ende des Mittelalters sich überall durchzusetzen rang; sie haben ihr Gebiet wieder gedehnt, vor allem die Unruhstifter und die Selbständigkeiten daheim, adlige wie städtische, gebrochen und als rechte Territorialfürsten auch in die Reichspolitik eingegriffen. So liefen die Dinge von den Adelskämpfen Friedrichs I. bis zu denen Joachims I. nach 1500 fort. Ein neu gefestigter territorialer Staat bildete sich aus, mit Fürstentum und Ständen, unter fürstlichem Übergewicht; die Erbordnung von 1473 bestimmte die Einheit der Marken für alle Zukunft, sie bezeichnete den vollen Durchbruch des Gefühles von dem Zusammenhange und der Geschlossenheit des brandenburgischen Sonderstaats. Dann aber — etwa von 1530 ab — folgte eine Stockung, die wieder ungefähr ein Jahrhundert gedauert hat. Der märkische Staat blieb bestehen; aber

in ihm sank das Fürstentum von neuem, und das Ständetum stieg auf. Diese beiden wetteifernden Mächte beherrschen damals die neuen deutschen Territorialstaaten überall; sie setzen sich auseinander; hier siegt die eine, dort die andere. Der Fürst ist an vielen Stellen noch nicht stark genug, die sich erweiternden Aufgaben des Staatslebens allein zu lösen, es mangelt ihm an Mitteln, an Geld; die Stände, die dieses bewilligen sollen, bringen ihn dadurch unter sich und verwalten und regieren zum guten Teile mit ihm, ja über ihm. Hier im kolonialen Osten wuchs diese Bewegung besonders hoch empor; der Adel erhob sich mit zunehmender Stärke über dem Bauerntum, dehnte seine herrschaftliche Gewalt und sein eigenes Gut aus, wurde wirtschaftlich, rechtlich und politisch der Herr des flachen Landes. Die Städte waren klein und unbedeutend und gingen noch immer tiefer herab; vornehmlich adlig war die Ständemacht, die mit ihren Landtagen und Ausschußtagen, mit ihrer besonderen Steuer- und Schuldenverwaltung, mit ihren Privilegien und Machtansprüchen den Kurfürsten in die Enge trieb, ihn einschnürte, ihn beinah überragte. Andere deutsche Territorien haben damals andere Entscheidungen erlebt; in Bayern bändigte der Herzog seine Stände; im Osten waren sie wohl überall besonders stark, aber kaum irgendwo ihr Schwergewicht so ununterbrochen und drückend wie in Brandenburg — nicht in Sachsen, nicht in Pommern, nicht einmal in Ostpreußen, wo gelegentlich doch ein kraftvoller Regent die ständische Allmacht zurückwarf. Offenbar hat auch die persönliche Fähigkeit der Fürsten auf dieses Ringen einen großen Einfluß geübt, und die Hohenzollern haben nach Joachim I. fast ein Jahrhundert lang keine bedeutende Persönlichkeit hervorgebracht. Ihnen fehlte das eigentlich Entscheidende, das, was die bayrischen Herrscher jener Tage daheim wie in der Reichspolitik groß machte: der nach außen gerichtete energische Ehrgeiz, das klare politische Ziel, der lebendige Drang, zu wachsen, und zugleich der lebendige religiös-politische Impuls, der in diesem Zeitalter der Religionswirren in allen starken Staatsmännern und Staaten vorwärts treibend, belebend, erhöhend wirkte. Die Hohenzollern, so muß man auch heute noch sagen, blieben damals im Kleinleben stecken und, deshalb zumal, auch in lähmender Abhängigkeit von ihren Ständen.

Und in der Tat ist dann der belebende Anstoß von außen gekommen. Um 1600 eröffnete sich der Dynastie der jülich-klevische Erbanspruch am Niederrhein, und gleichzeitig die künftige Nachfolge auf dem Königsberger Herzogsstuhle; Aussichten auf Pommern, später auf Schlesien folgten nach; zu alledem trat die immer, bereits in den matten Zeiten, festgehaltene Bewerbung um das Magdeburger Erzbistum. Eine große Anregung aber haben lange Zeit hindurch nur die entfernteren Lande, die niederrheinisch-westfälischen hier, die ostpreußischen dort, auf die Hohenzollern geübt. Sie zwangen das in enge Grenzen eingeschlossene ostdeutsche Fürstenhaus, in die Weite zu blicken; sie hoben es über die Marken hinweg, auf einen höheren Standpunkt. Sie erschlossen ihm einerseits den Sinn für die großen Weltfragen und Weltgegensätze des Westens, wo Holland, Spanien, Frankreich in die jülicher Erbfrage eingriffen, und des Ostens, wo Schweden und Polen sich um die baltischen Lande stritten. Sie machten es überdies auch im Innern zu etwas anderem als einer bloßen brandenburgischen Landesgewalt: ein Herrscher, dem auch Kleve und Preußen gehörten, mußte den natürlichen Drang besitzen, über seinen verschiedenen Gebieten eine einheitliche Macht zu errichten, in Brandenburg etwa mit klevischen, in Preußen mit brandenburgischen Kräften aufzutreten, seine Nebenbuhler überall, die Stände der Einzellandschaften, niederzubeugen durch die Wucht seiner allgemeineren, fürstlichen Macht. Diese Impulse haben von Anfang an, sagen wir von 1600 an, tatsächlich gewirkt, innen wie außen. Dazu kam, daß Kurfürst Johann Sigismund 1613 zum reformierten Bekenntnisse über- und damit in die calvinistische Weltgemeinschaft eintrat, in die Gruppe des kämpfenden, von weitem und hohem, europäischem Geiste berührten Protestantismus.

Aber freilich, zunächst gab das alles nur Anregungen, und noch lange keine Erfolge. Gerade die Fülle neuer Aufgaben, die jetzt in den Kreis der hohenzollerischen Politik einströmte, wirkte zunächst erdrückend, niederdrückend; die heimatlichen Stände, die Geld für ferne Unternehmungen bewilligen sollten und die dem Calvinisten zwiefach mißtrauisch entgegenstanden, wurden um so widerspenstiger und um so allmächtiger; die Persönlichkeiten der Hohenzollern blieben auch bis 1640 unglücklich und unbedeutend.

Neue Samenkörner waren ausgestreut; die Früchte sind noch lange nicht gereift. Und vollends den furchtbaren Fragen des 30jährigen Krieges erwies sich Kurfürst Georg Wilhelm nicht gewachsen. Sobald man alle diese Zeiten aus der Nähe betrachtet, begreift man die Schwächen und Mißerfolge gut genug, und unter den Gestalten der brandenburgischen Herrscher und ihrer Minister wachsen einige immerhin zu stattlicherer Höhe empor, als man früher annahm. Graf Adam Schwarzenberg, der Minister des 30jährigen Krieges, ist kürzlich als ein Vorarbeiter des Großen Kurfürsten, als ein Vorläufer des Absolutismus gewürdigt worden, und diese Rettung des Vielgescholtenen scheint wenigstens der Hauptsache nach gelungen zu sein. Aber man darf nicht übertreiben; was haben denn schließlich auch diese tüchtigsten unter den Staatsmännern vor 1640 geleistet? Sie haben festgehalten, was Brandenburg an Ansprüchen und Gebieten besaß, in Ost, West und den Hauptlanden; das war etwas wert; erreicht, getan haben sie aber doch recht wenig. Alle Einzelanläufe und -verdienste gehen in den Strudeln der inneren und äußeren Kämpfe unter. Die Schwierigkeiten waren groß; nirgends aber begegnet auch eine wahrhaft starke Natur, eine klare Entscheidung, ein großer Zug: Gesinnung und Kraft sind überall doch nur klein. Dem entsprach das Ergebnis: der Staat und seine Leitung standen höchstens mit dem Durchschnitte der damaligen deutschen Territorialpolitik auf gleicher Linie, und hinter so manchem standen sie zurück. Aus der Möglichkeit einer Machtentwicklung zu deren Wirklichkeit ging — das muß man doch nach allen Analogien, nach den Schicksalen etwa auch Bayerns, Kursachsens sagen — der Weg einzig und allein durch die lebendige Tat, die Kraft des schöpferischen Einzelnen hindurch. Erst sie kann auf dieser Erde wirklich etwas gestalten: wer sie aus seiner Rechnung ausschalten oder sie herabdrücken will, der rechnet nicht mit organischen Kräften, wie er sich wohl einbildet, sondern in Wahrheit mechanisch, mit einem falschen Rationalismus.

Begreiflich nur im Zusammenhange mit all dieser Vorgeschichte, im Zusammenhange mit dem Boden, mit den Antrieben, die in seinem Staatenkomplexe lagen, aber er selber doch erst der Wir-

kende, der Könnende, der Schaffende — so tritt in die lange Reihe der erste Große hinein, der Große Kurfürst. Er begann als ein halb Vertriebener, im fernen Königsberg; nach allen Ansätzen hat erst er den brandenburgisch-preußischen Staat gemacht. Ich erinnere an den Inhalt seines Lebens: die schweren Anfänge im letzten Jahrzehnt des 30jährigen Krieges; die mühsame Besitzergreifung, die Herausbildung einer eigenen Politik, einer eigenen Stellung in den Welthändeln, bis zum Westfälischen Frieden 1648; daneben und danach die Arbeit an der Wiederbefruchtung seiner verwüsteten Lande; in den 50er Jahren, nach einem ersten auswärtigen Fehlschlage und ersten inneren Reformen, die Teilnahme am nordischen Kriege zwischen Schweden, Polen, Dänemark, Österreich, die Abschüttelung der polnischen wie der schwedischen Oberherrschaft; von 1660 ab die Neuorganisierung des so behaupteten und verstärkten Besitzes; noch einmal, seit 1672, eine große Kriegesära, die Auflehnung gegen Frankreich, die neuen Siege über Schweden, und nach manchen, begreiflichen Irrgängen der Politik zuletzt 1688 ein reiner Abschluß am Ende eines großen Lebenswerkes.

Was ist nun dessen eigenster Stempel?

Einmal, das ist ja bekannt, hat sich der Kurfürst Friedrich Wilhelm von der überwuchernden Gewalt seiner Stände befreit, er hat sie zurückgeschoben, in den Marken und deren Nebenlanden und in Kleve und Ostpreußen; er hat an Stelle eines Konglomerates von Einzellandschaften, deren jede sich aristokratisch selber regierte, und die nur in der Person des Herrschers ein lockeres gemeinsames Band vereinigte, einen Staat errichtet, der inneren Zusammenhang zu haben begann, den Eine Regierung und Eine Verwaltung, und zwar eine fürstliche, einte und führte: den weiten Fürstenstaat, der den engen Ständestaat ersetzt. Er hat das alte Recht der Lande und der Aristokratien gebrochen und seine Macht dafür stabiliert; daß es ein Fortschritt war, daß ein besseres, werdendes, lebendiges Recht das alte, veraltete bezwang, daß dieser neue Staat unendlich kraftvoller und auch unendlich gesunder und innerlich leistungsfähiger war: diese Erkenntnis ist längst allgemein geworden. Die neue Zeit war nicht nur größer, sondern auch besser als die alte: auch wer sich bewußt bleibt, daß hier Recht

über Recht triumphierte, wer das Alte keineswegs blind verdammt, muß das anerkennen. Woran aber knüpft diese Neugründung an? Worin liegt die Eigenart, die Einzigartigkeit von Friedrich Wilhelms Leistung? Man hat von seinem inneren Werke, jener Gründung der Staatseinheit, dem Beginn einer neuen wirtschaftlichen Arbeit, gemeint, sie seien im Grunde nichts Besonderes; alle Fürsten seiner Tage hätten Ähnliches angestrebt und getan. Ich glaube, daß eine Vergleichung gerade zeigt, daß er mehr tat, intensiver, schöpferischer wirkte, als seine deutschen Zeitgenossen, wenn auch natürlich im Sinne der gleichen Zeitbewegung. Aber daß er mehr tat, das hat allerdings seinen rechten Grund nicht in der inneren Politik selber, sondern in der auswärtigen. Er ist unter jenen seiner Zeitgenossen, die man äußerlich mit ihm zusammenhalten kann, der Einzige, der eine *große Politik* trieb. Und nicht was er in der Verwaltung und der Verfassung schuf, so gewichtig es ist, gibt ihm seine Größe: sondern, in jeglicher Hinsicht, jene *auswärtige* Politik. Das tut man gut, manchen Moden und Dogmen unserer letzten Jahrzehnte gegenüber mit aller Schärfe zu betonen. Daß die auswärtigen Rücksichten ihn vornehmlich beschäftigen, zeigt sein prachtvolles politisches Testament von 1667; da nennt er dem Nachfolger die Mächte, mit denen er zu leben hat, ermißt ihren Nutzen und Schaden für Brandenburg, entwirft ein System rein-brandenburgischer Politik und stützt es auf Allianzen, vor allem aber auf „eigene Kräfte". Und er gibt dem Kurprinzen den Rat, niemals, wenn die umgebende Welt in Bewegung kommt, stille zu sitzen, neutral zu bleiben: das wäre Selbstmord; eingreifen muß er überall! Diese Regel erklärt den ganzen gewaltigen Unterschied zwischen seinen ruheseligen Vorgängern und ihm selbst; sie birgt den Nerv seines politischen Charakters und seiner Erfolge. Gewiß, auf das Engste hing diese Aktivität mit seinem starkbewußten Protestantismus zusammen: er fühlte sich als Glied einer Weltgruppe, das reformierte Bekenntnis der Hohenzollern wurde in ihm zuerst zu einer politisch bewegenden, befreienden, hebenden Kraft, und er hat sein Brandenburg, an der Stelle des engherzigeren und erlahmenden Kursachsens, zur ersten protestantischen Gewalt in Deutschland gemacht. Aber diese Wirkung konnte sein Glaube

auf ihn doch nur ausüben, weil seine eigene tatkräftige Seele ihn feuriger und größer auffaßte als seine Vorgänger und als die Mehrzahl seiner fürstlichen Zeitgenossen ringsum. Und andererseits: gewiß mahnte ihn auch die Ausgestreutheit seiner Gebiete über ganz Norddeutschland zu jener Beteiligung auf allen Seiten, ebenso wie sie, ich wies darauf hin, im inneren Kampf die Monarchie über die Sonderstände erhöhte; aber sie bot eben doch auch nur den Anstoß. Sie konnte auf Schwächere ganz entgegengesetzt wirken, sie ängstlich und unsicher machen, sie stellte schwere Aufgaben, die nur der Starke positiv zu lösen vermochte, sie brachte Gefahren, durch die nur ein großer Mensch siegreich hindurchschritt. Wie leicht war jener Streubesitz zu verlieren! Friedrich Wilhelm hielt ihn fest und mehrte ihn. Der Mann erst brachte das Leben, die Seele in sein Erbe, in diesen Stoff zu einem künftigen Großstaat hinein; aus seiner Persönlichkeit stammte der große Schwung der nun beginnenden Entwicklung. Und das ist an Friedrich Wilhelm das Ergreifende, wie diese Größe seiner Natur sich in Verhältnissen bewegen mußte, die in sich selber noch klein waren, und wie sie sich daran stieß und sich bücken und winden mußte. Im Kerne seines Wesens ist er ein leidenschaftlicher Mensch, stürmisch, feurig, gebieterisch, so wie ihn Andreas Schlüters großes Standbild festhält, ein Fürst der Zeit Ludwigs XIV., mit dem Drange, rücksichtslos durch seine Welt dahinzubrausen. Und überall fesseln ihn die Verhältnisse; äußerlich Gegner überall, innerlich Mangel an Mitteln; er ist doch nur der Herr einer Zukunftsmacht, an sich noch kein großer Potentat. Er muß mit Schweden, mit Polen, dem Kaiser, den Franzosen anbinden oder verhandeln — da gilt es, durch Geschmeidigkeit zu ersetzen, was ihm an Macht fehlt, zu warten, sich blitzschnell zu wenden, da gilt es, neben dem Löwenfell stets das Fuchsfell bereit zu haben, neben der Tat und der Gewalt die Selbstbescheidung, die List, ja die Treulosigkeit. Der Kurfürst ist am meisten er selber, wenn er sich bei Warschau, bei Fehrbellin an der Spitze seiner Reiter heldenhaft in die Schlacht stürzt, wenn er kühn den Kampf aufnimmt gegen Ludwig XIV.; aber er begann 1640 mit peinlicher Vorsicht: er verstand auch das; er hat sich langsam selbständig gemacht; und wie selten durfte er seine Kraft frei gehen lassen! Seine Gegner

haben die Mischung von Schwung und Selbstzügelung, von zufahrender, fast allzu eiliger Leidenschaft und von Kleinlichkeit oft festgestellt und bitter gerügt; wir begreifen sie aus seiner Lage und bewundern, daß er im ganzen dennoch stets groß geblieben ist. Und stand es mit den Bedingungen seiner inneren Wirksamkeit anders? Er mußte, wie als europäischer Fürst so auch als Landesherr, immer vorsichtig sein, seine Macht abwägen, mit seinen Ständen verhandeln statt zornig durchzugreifen; und er mußte sparsam sein. Der ostdeutsche Boden, vollends nach 1648, war bitter arm; da hieß es jede Ausgabe dreimal prüfen, seine Mittel zähe zusammenhalten, zähe steigern; da erwuchs unter einem Hofe, dem Glanz und Genuß nie Selbstzweck sein durften, ein Regiment der Knappheit, der Arbeit, der Zucht — kein Versailler Hof und kein französischer Reichtum; die bezeichnenden Grundzüge des preußischen Wesens gestalteten sich heraus. Andere deutsche Herrscher lebten im Weltgenusse; Friedrich Wilhelm hatte die Wahl, etwas zu scheinen, aber nichts zu sein, oder sich und seinen Staat knapp zu halten: er wählte die Macht und die Sparsamkeit. Oder war es ganz allein der Einfluß des Bodens, der so auf den Staat zurückwirkte? Gewiß, in einem reichen Lande hätte sich das spartanische Preußentum schwerlich entwickelt; aber waren diese Länder dazu prädestiniert, es ihrerseits wirklich hervorzubringen? Dieses Wesen von Einheit, Straffheit, Tatkraft und Staatskraft, von Selbstzucht und Entbehrung? Bis 1640 zeigen die Marken dazu wahrlich keine Neigung, und Ostpreußen mit seinem wilden und selbstherrlichen Adel stand in der Gefahr, in polnische Zuchtlosigkeit und Wüstheit zu versinken. Nein! die Hohenzollern seit 1640 sind es gewesen, die diesen Staat mit seiner harten, scharfen, großen Eigenart in diesen Boden erst eingepflanzt haben, der ihm natürlich entsprach; und was sie selber dazu befähigte, das war und blieb der Trieb nach Macht. Daß dies alles durchaus nicht einfach Naturprodukt war, sondern das Ergebnis menschlichen Willens, das hat die Reaktion unter Friedrich I. gezeigt, wo die Entwicklung geradeswegs umzuschlagen drohte. Auch hier wieder ist, wie immer, nur die sittlich persönliche Kraft die wahre Trägerin und Schöpferin der großen Dinge.

Im Dienste dieses Machttriebes hat der Kurfürst sein Werk

vollbracht, mit Mühen und Nöten; und von diesem selben Punkte gehen auch die inneren Neubildungen aus, die seine 48jährige Regierung zeitigte und die ich hier wenigstens aufzählen muß. Im unmittelbaren Dienste seiner Machtpolitik nach außen stehen jene inneren Kämpfe, das langsame Niederringen seiner ständischen Rivalen; sie knüpfen sich alle an das Heer an. Das Heer ist das Rückgrat der preußischen Staatsgeschichte: es ist es damals geworden und bis heute geblieben; fast alle großen inneren Neuerungen kommen von dem Heere und seinen Bedürfnissen her. Der Große Kurfürst hat seine Stände zu den ersten dauernden Bewilligungen für das stehende Heer vermocht: die moderne Armee wie das moderne Steuerwesen wie das moderne Beamtentum Brandenburg-Preußens wurzeln an dieser Stelle. Er schuf ein fürstliches, vom Fürsten abhängiges Heer; er brauchte dazu steigende Mittel; er entwickelte in langen Reformen die eine ältere Quelle seiner Einkünfte, das Domänenwesen, zu ungeahnter Kraft, zu einer großen und ergiebigen Administration. Er entwickelte daneben die Steuern; ihre Träger wurden gerade die Beamten, deren erste Aufgabe es war, für den Unterhalt des Heeres zu sorgen. Eine neue Steuerverwaltung ging aus diesen militärischen Bedürfnissen und Kreisen hervor, die sich allmählich mit einem besonderen, wohlgegliederten Beamtentume versah. Für Domänen und Steuern also bildeten sich neue umfassende Behörden; es waren die Domänenkammern und die Kriegskommissariate; sie bildeten sich in Jahrzehnten, schrittweise, dem Bedürfnis gemäß, heraus; vor 1700 waren sie beide fertig. Und sie verdrängten nun die alten, ständischen, landschaftlich und aristokratisch abgeschlossenen Regierungen, mit denen die Einzelprovinzen sich selber verwalteten; sie ersetzten diese Gegner des Gesamtstaates und jeder lebendigen Neuerung durch staatliche Organe, durch Kollegien, die nur vom Fürsten abhingen und so dem Ganzen dienten, durch fürstliche Beamte anstatt einer Klassenherrschaft der privilegierten Gruppen. Dieser ganze Neubau aber war das Ergebnis der Machtbestrebungen der Krone; und sein eigentlichster Baumeister war, unterstützt von hervorragenden Fachmännern, in seinem Werke fortgesetzt durch Eberhard Danckelmann und manchen sonst, doch Kurfürst Friedrich Wilhelm.

Aus demſelben Quell entſpringt ein zweites: die Machtpolitik, die dieſe Staatsgründung im Gefolge gehabt hat, führte auch zu einer Wohlfahrtspolitik. Zuerſt war es nur die Arbeit der elementaren Wiedererhebung aus der Zerſtörung des 30jährigen Krieges; allmählich folgte dann, nach der Heilung der ärgſten Wunden, der Herbeirufung von Koloniſten, eine wachſende Pflege von Handel und Wandel. Der Rumpf des hohenzolleriſchen Staates, die um die Mark gruppierten Landſchaften, wurden durch den Friedrich-Wilhelm-Graben, den Müllroſer Kanal zwiſchen Oder und Elbe, in ſich und mit der Nordſee verbunden. Und ſchon beginnt der werdende Staat nach einer Beherrſchung der ganzen Oder, womöglich einmal der ganzen Elbe zu ſtreben. Schon entfaltet in Stadt und Land der neue Geſamtſtaat, der Abſolutismus ſeine belebenden Kräfte. Er übernimmt von Weſteuropa die wirtſchaftspolitiſchen Maximen; er arbeitet mit den Mitteln des Merkantilismus, er will die Wirtſchaft ſeiner Gebiete einheitlicher, ſtärker, vom Auslande unabhängiger geſtalten. Die Kette iſt ſtets: der Landesherr braucht Soldaten und Geld für ſeine Armee; deshalb die neuen Behördenorganiſationen; deshalb das Bemühen, das Land reicher, bevölkerter, tätiger zu machen; der Ausgangspunkt iſt Macht, zur Wirkung werden innere Leiſtungen, und ſchließlich werden dieſe auch zu einem Selbſtzweck. Wie ſehr aber und wie lange bei Friedrich Wilhelm ſelbſt alles noch von der Politik allein herkam und ihr allein diente, zeigte wieder jenes 1667er Teſtament — da iſt noch die Macht ſein einziges Thema; die vollere innere Arbeit mußte er da faſt lediglich noch der Zukunft überlaſſen. Später hat er ſie noch ſelber wenigſtens begonnen: der Bahnbrecher, der Anfänger wurde er für alles; aber ſeine beſondere Aufgabe war es, erſt die Exiſtenz überhaupt zu ſichern, den Grundſtock an Macht zu bilden. Was er da geleiſtet hat, das geht an Größe doch über alle zeitgenöſſiſche deutſche Leiſtung hinaus. Und wenn die Schwinge, auf der er ſich erhob, die große Selbſtſucht des Willens zur eigenen Macht iſt und keinerlei innerpolitiſches Ideal, übrigens auch kein deutſch-patriotiſches Ideal: iſt das für ſeine Erſcheinung ein Verluſt an innerem Werte? Oder tat er nicht vielmehr nur ganz dasſelbe, was auf jeden ganz großen Staatsmann zutrifft?

Die Bedeutung dieses Machtwillens ist ja doch wahrlich keine Entdeckung des heutigen Tages, und mit Friedrich Nietzsche hat sie an sich gar nichts zu schaffen; nicht bloß Heinrich von Treitschke hat sie bereits gepredigt, Leopold Ranke schon hat sie immer in den Mittelpunkt seiner Begründungen gestellt, und Otto von Bismarck hat sie in Taten und Worten uns hundertmal in die Seele geschrieben. Der große Staatsmann fühlt sich, selbst wenn er nicht Fürst und nicht absoluter Fürst ist, als die einheitliche Verkörperung seines Staates; er blickt vor allem nach außen, denn vor allem gegen die Außenwelt muß die Persönlichkeit des Staates, der Nation sich behaupten, wenn sie bestehen will; von da her am meisten entnimmt er die Aufgaben, die er seiner inneren Politik setzt. Andere mögen das Innere für sich betrachten, der große Handler muß von dem Auswärtigen ausgehen, von der Macht; und diese ist selbst etwas Lebensvolles, Individuelles, sie wirkt selber fort und gibt dem ganzen Leben ihres Staates ihr Gesetz. Der Staat, den Friedrich Wilhelm vertrat, der Staat, der Friedrich Wilhelm im vollsten Sinne war, war noch ein werdender, hundertfältig bedroht, unfertig, nur haltbar, wenn er wuchs, sich erweiterte, seine getrennten Glieder erst zusammenschloß. Der Große Kurfürst lebte in diesen seinen elementarsten und höchsten Aufgaben; er hat nach seinem pommerischen Erbe lebenslang gerungen mit aller Kraft seiner Leidenschaft, er hat es noch nicht zu erringen vermocht — aber alle Wege hat er gewiesen, alle Zukunft hat er bereitet, der preußischen Geschichte als einer Geschichte des Kampfes und des großen schöpferischen Ehrgeizes hat er ihre Sonderart vorgezeichnet. Und das Ehrwürdigste an Kurfürst Friedrich Wilhelm ist nicht der gütige Landesvater mit dem patriarchalischen Gefühle, das er gewiß in sich trug: es ist der Sieger von Fehrbellin, dessen Augen „schienen wie zwei funkelnde Kometen", der Kämpfer von Stettin und Rügen, der Schwedenjäger auf der Schlittenfahrt über das Kurische Haff, der Grollende und Enttäuschte, den unverdienter Mißerfolg und weitergärende Hoffnung in Ludwigs XIV. Arme treibt, und den dann zuletzt doch sein Widerstand gegen die katholische Weltpolitik des Franzosenkönigs wieder auf sich selber, auf die Seite Wilhelms von Oranien und seiner deutschen Heimat stellt. Die Kraft, die ihn

hinaus- und aufwärtsdrängte, ist sein Eigenstes, und um ihretwillen ist er der „Große" Kurfürst und der Gründer des hohenzollerischen und des deutschen Staates.

ꝏ ꝏ ꝏ

Ich habe hier bereits alle die Richtungen und die Elemente bezeichnet, die für die Zukunft entscheidend blieben: ich kann ihr weiterhin in rascheren Schritten folgen.

Eberhard Danckelmann habe ich schon genannt, den Vollender der Organisationen des verstorbenen Kurfürsten, den Träger seiner Überlieferung; er erlag im Jahre 1697 der höfischen Intrige, der Feindseligkeit seines Zöglings Friedrichs III., dessen schwache Natur aus der vollen Hingabe an seinen Minister in unversöhnlichen und unentschuldbaren Haß umschlug. Und dann von 1697 bis über 1710 jene Zeit einer Reaktion, auf deren Bedeutung im Zusammenhange der hohenzollerischen Reihe bereits hingedeutet worden ist. Kurfürst Friedrich III., König Friedrich I. ist vielleicht manchmal allzu grimmig beurteilt worden; es ist auch unter ihm mancherlei Gutes geschehen, nicht nur im Sinne der geistigen Kultur, und der dynastischen Größe seines Hauses hat auch er auf seine Art gedient, Pommern hat auch er zu erwerben getrachtet, und auf den Schlachtfeldern des spanischen Erbfolgekrieges wuchs der Ruhm der Brandenburger. Aber seine Regierung als Ganzes war mittelmäßig wie seine Natur, und die bittere Charakteristik seines Enkels von dem Manne, der in den großen Dingen klein, in den kleinen groß gewesen sei, besteht zu Recht. Weniger noch, daß er im spanischen, westeuropäischen Kriege sich dauernd festlegen ließ und die sehr viel näheren Anliegen seines Landes im nordischen Kriege darüber versäumte, daß er den Schwung und die starke Selbständigkeit seines großen Vaters in der auswärtigen Politik doch verlor — hauptsächlich das ist das Schlimme, daß er von der Strenge, von dem Pflicht- und Staatsgefühle seines Vaters abfiel, daß er den Staat überwuchern ließ durch den Hof. War eine Entgleisung dieser Staatsentwicklung bereits unmöglich? Konnte nicht auch Preußen in die Bahnen der sächsischen Friedrich Auguste geraten? Auch diese sind gewiß in manchem besser ge-

weſen als ihr Ruf, zumal Auguſt der Starke ſelbſt; und doch, welch ein Bruch und welch eine Verſumpfung für die preußiſche Zukunft! Das „Preußentum", wie wir es umſchrieben haben, als Staats- und Volkscharakter, war noch keineswegs tief genug gefeſtigt; ein geiſtvoller und glänzender, aber allzu glänzender Hof, der ſich zur Hauptſache wurde, mußte auch hier alle Bande lockern, die eben erſt begonnene ſtaatliche Erziehung, die des Adels zumal, gefährden und zerſtören. Alle dieſe Gefahren haben beſtanden; es war von unermeßlichem Werte für die junge Schöpfung des Großen Kurfürſten, daß die verwüſtende Wirtſchaft ſeines Sohnes nur kurz, nur ein Interregnum war, daß die Blutmiſchung, die uns Nachlebenden als die eigentlich althohenzolleriſche erſcheint, jene Verbindung von Stetigkeit und Sparſamkeit und ſelbſtüberwindender Hingabe des Einzelnen an den Staat mit den ſtarken Impulſen perſönlicher Kraft, daß dieſe Blutmiſchung bei dem Enkel wiederkehrte und nun für drei Vierteljahrhunderte die beiden großen Regierungen einſetzten, die vor allen klaſſiſchen Königsregierungen des XVIII. Jahrhunderts überhaupt: Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. Von ihrem erſten königlichen Vorgänger übernahmen ſie die Königswürde: ein Erbe, das ſeine Bedeutung beſaß: es hob ſie über die Menge der deutſchen Fürſten hinaus und ſtellte ſie ihren halbdeutſchen deutſchen Nebenbuhlern, den polniſchen Königen in Kurſachſen, den engliſchen in Hannover im Range gleich; es war die Form für die Wirklichkeit der brandenburgiſch-preußiſchen Macht und zugleich ein Antrieb für die Zukunft; und erkauft war dieſe Würde immerhin nur durch vorübergehende politiſche Opfer an den Kaiſer — übrigens durch keine konfeſſionellen Opfer, auf welche die jeſuitiſchen Beförderer dieſer Königswünſche gerechnet haben mögen, ohne ſie jedoch durch beſonders wichtige Leiſtungen auch nur irgend verdient zu haben, und ohne daß man ſie ihnen verſprochen gehabt. Was König Friedrich I., als Gefolgsmann des Kaiſers, im Sinne ſeines eigenen Staates verſäumt hatte, hat noch ſein nächſter Nachfolger im nordiſchen Kriege eingebracht; er gewann 1720 Stettin, die Sehnſuchtsſtadt des Großen Kurfürſten, und half die ſchwediſche Großmacht, die einſtige Herrin des Oſtſeekreiſes, zertrümmern; an der Oſtſee gab es künftig wieder einen ſtarken deutſchen Staat. Vor

allem, im Innern hat Friedrich Wilhelm I. die Spuren jenes Interregnums verwiſcht: der eigenartigſte aller Hohenzollern, als Organiſator und Erzieher der größte von ihnen allen.

Auch ſeine Blicke richteten ſich ſtets auf die Weltſtellung ſeines Staates; auch nach 1720 hat er eine bewegte auswärtige Politik getrieben und zwiſchen den großen Mächten, Öſterreich, England, Frankreich ſeinen Platz geſucht und gewechſelt. Es iſt bekannt, daß die kaiſerliche Diplomatie, der er ſich ſeit 1726 anſchloß, ihn ausgenutzt und ſeine Hoffnungen betrogen hat und daß der unbehilfliche Herrſcher, der in die Diplomatie jeder Zeit ſchlecht hineingepaßt hätte und in die ſeiner Zeit, die Diplomatie der kleinen Virtuoſen und der kleinen Mittelchen, am allerſchlechteſten hineinpaßte, mit immer bittrerem Zorne empfand, wie man ihn nasführte und mißachtete. Er wußte es und vermochte ſich doch nicht zu befreien; wohl ſchwenkte er in ſeinen letzten Jahren ſogar auf die franzöſiſche Seite hinüber; aber er konnte es doch nur ſeinem Sohne überlaſſen, zu tun, was ihm, dem Vater, über die Kräfte ging: Preußen innerhalb der großen Welt von neuem zu erheben. Von dieſem oberſten Ziele alſo ließ auch er nicht; und auch bei ihm hat ſich, wie bei ſeinem Großvater, alles Innere vornehmlich an die Entwicklung ſeiner Armee angelehnt, die er ſo gewaltig ſteigerte: aber ſie zu verwerten war ihm nicht gegeben. Seine Leiſtung war innerlich und nur innerlich. Die preußiſche Macht konnte das jetzt für eine Weile ertragen, weil der Große Kurfürſt mit ſeinem nach auswärts gekehrten Ehrgeiz ihr überhaupt das Daſein geſichert, die Grundlagen geſchaffen hatte; und weil die Wucht, mit der ſich Friedrich Wilhelms I. Wille auf die Organiſation und die innere Anſpannung aller Kräfte warf, ſo gewaltig war, daß ſie für eine Weile den ſonſt unentbehrlichen Schwung der großen Politik erſetzte. In jedem Sinne knüpfte er dabei an das Werk des Kurfürſten an; aber er ſteigerte es zugleich und führte es erheblich weiter. Mancherlei allgemeine Einflüſſe haben da auf den großen Verwaltungsmann eingewirkt. Überall in der Welt war die merkantiliſtiſche, wirtſchaftliche Arbeit des abſoluten Staates glänzend entwickelt; von Frankreich hatten alle Nachbarn ſie übernommen, auch Schweden, auch Rußland ahmte ſie nach: die preußiſchen Verhältniſſe wurden erſt jetzt ganz reif für

sie. In Preußen war ferner die neue Geistesrichtung der Zeit, der protestantische Rationalismus, bereits unter Friedrich III. eingepflanzt worden, er erfüllte die junge Universität Halle und machte sie zur leitenden Hochschule Deutschlands; dieser Rationalismus aber setzte auch dem Staate mit voller theoretischer Klarheit allgemeine Ziele der Befreiung und der Befruchtung im geistigen wie im wirtschaftlichen Leben. Brandenburg war stets protestantisch gewesen, und durch den Großen Kurfürsten in besonders eifrigem und, nach mancher Hinsicht, in besonders freiem Sinne; auch Friedrich III. hielt sich als Protestant, Friedrich Wilhelm I. war überall der Schirmer seiner Glaubensgenossen, sein Preußen neben England die Vormacht der Evangelischen in der Welt. Jetzt trat es, als der Heimatstaat der Hallischen Universität, mit der neuen Belebung protestantischen Empfindens und protestantischer Kritik, die der pietistische Rationalismus bedeutete, in innige Fühlung; es wurde in neuem Sinne zum Träger der lebendigen Weiterwirkungen der Reformation. Auch Friedrich Willem I. hat Wolffsche Bücher gelesen — obwohl er Wolff selber, bei einem Konflikte des Philosophen mit den Theologen, in jähem Entschlusse aus dem Lande trieb; und Wolffs Philosophie verkündigte die Grundsätze des absoluten, aufgeklärten, wohlwollenden Verwaltungsstaates, der in alles Leben seiner Untertanen fördernd, aber auch befehlend hineingreift, nüchtern, gewaltsam, allmächtig: die Grundsätze, die Friedrich Wilhelms Praxis erfüllten. Die Universität Halle half dem Landesherrn so seine Beamten, Lehrer und Pfarrer, wie er sie brauchte, heranbilden: Theorie und Praxis befruchteten einander. Auch einen dritten Einfluß allgemeineren Charakters, den Einfluß der niederdeutschen, der nordostdeutschen Volksart auf den König wird niemand leugnen: seine derbe Nüchternheit, seine Schärfe, seine Prosa hat viel von dem Boden an sich, auf dem er geboren war. Aber ebenso unleugbar ist, daß er selber nun unendlich viel dazu getan hat, den preußischen Typus erst wirklich klassisch auszuprägen, ihn in den preußischen Staat ganz hineinzuprägen und ihn so zu verstärken und zu bewahren für eine weite Zukunft. Der Organismus, den er, natürlich nicht voraussetzungslos und willkürlich, schuf, ist von seinem eigensten Wesen tief durchdrungen und ist, so wie er dann wurde,

undenkbar ohne diesen König und seine persönliche Art. Friedrich Wilhelm war anders, nicht bloß als der höfische Vater, sondern auch als der fürstliche Großvater; er war ein derber Bürgers- oder Bauersmann der märkischen Erde, von dem alle französischen und geistigen Einflüsse des Elternpaares wirkungslos abgeprallt waren, die Verkörperung des Praktischen, des Grob-Gesunden, und dabei doch von einer sonderbaren Genialität sowohl des Staatsgefühles als der persönlichen Fähigkeiten. Als Mensch ist er von jeher nur dem Deutschen, ganz vielleicht nur dem Norddeutschen unmittelbar verständlich gewesen, in seiner Unbehilflichkeit, der Mischung von weicher und tiefer Herzensgüte, von strenger Keuschheit des innerlichsten Empfindens, das es nicht wagt und nicht versteht sich zu äußern, mit schneidender Schärfe und polternder Derbheit. Auf dem Boden seines Wesens die vollkommenste Frische und Gesundheit einfachen Menschenverstandes; und dennoch er selber, vollends bei zunehmenden Jahren, ein nervöser, hitziger, augenblicklichen Wallungen unterworfener Mann, ein „Cholericus", krank, ein Mann der Schmerzen und dann der furchtbaren Ausbrüche, der leidenschaftlich fühlt und leidenschaftlich dreinschlägt, hart bis zur Roheit, jähzornig bis zur Haltlosigkeit und beinahe bis zum Verbrechen, abstoßend für jede feinere Natur, die mit ihm leben mußte, und doch in seinem Innersten warm und rein und in dem Ausdruck seiner Liebe, seiner Hilflosigkeit, seines sittlichen Ernstes von einer tief ergreifenden Schlichtheit, wahrhaftig und echt bis auf den Grund der Seele. Im ganzen ein großartiges Wirken und eine großartige Erscheinung, aber für seine Umgebung und seine Zeitgenossen, die unter seinen Fehlern litten, bitterschwer zu ertragen; eine moralische Macht von weitester Wirkung, aber zunächst der Schöpfer einer „eisernen Zeit", die er verkörpert, mit seinem wuchtigen Schritte, seinen kurzen, treffenden, aber auch dröhnenden und vernichtenden Worten, der drastischen Inkorrektheit seiner groben Randglossen, mit dem starken und scharfen Ausdruck der Augen in seinem grobgebildeten Gesicht und mit dem drohenden Stocke in seiner Hand. Er fährt wie ein Sturmwind in die Korruption oder die Faulheit hinein; alle vornehmeren Züge aus der Zeit Sophie Charlottes verschwinden; aber innerhalb der Lebenskreise, auf die er sich

verstand und auf die es wirklich ankam, kümmert er sich um alles. Da ist er allgegenwärtig, wohl mit seinem Stocke und seinen Strafen, aber auch mit seinem Rate, seinem Wissen, seiner durchdringend klaren Einsicht; er knetet den Ton des ostdeutschen Wesens gewaltig durch und gestaltet aus ihm das Bildwerk, das ihm selber entsprach. Und was hat er so geleistet! Er führte den Kampf um die politische Vorherrschaft im Innern, den der Große Kurfürst begonnen und wesentlich entschieden hatte, erst ganz zu Ende. Er fügte den trotzigen Junker erst ganz in den Dienst seines Königsstaates ein, er zwang die Söhne der preußischen Edelleute hinein in sein Offizierkorps, erzog sie als seine Kadetten zur Mitarbeit. Er brach die letzten Auflehnungen des Ständetums; er reformierte die ländliche Grundsteuer, in Ostpreußen wenigstens, im Sinne der Gerechtigkeit; er stabilisierte wirklich seine Souveränität als den Felsen von Erz. Er brach gleichzeitig in den Städten die Vetternwirtschaft der Oligarchien und gab ihnen eine reinere Verwaltung und Verfassung, die freilich der Staat zunächst überwachen, ja kommandieren mußte: aber auch hier vollbrachte er eine heilsame und notwendige Reform. Er stellte seinen Beamten, den Steuerrat, als Vertreter der Gesamtheit mitten in das bürgerliche Leben hinein; er führte so das staatliche Beamtentum nach unten hin weiter durch, und vor allem, er regelte dessen eigenen Bau in der Spitze und den wichtigsten Gliederungen. Er faßte die beiden, bisher noch getrennten und einander stoßenden Verwaltungen der Domänen und der Steuern, die wir entstehen sahen, in einer obersten, im Generaldirektorium, zusammen und ordnete und verstärkte so die zentralen Behörden in folgenreichster Weise; er tat das Gleiche für die Oberbehörden jeder einzelnen Provinz. Und diesem neuaufgerichteten Organismus setzte er, in der berühmten Instruktion, die er selber (1722 und 1723) entwarf, seine Aufgaben, bestimmte das Verfahren, durchtränkte das Ganze mit seinem feurigen, gebieterischen sittlichen Ernst, mit dem kategorischen Imperativ seines Pflicht- und Staatsbewußtseins. Er gestaltete, als der Vollender alles bisher Begonnenen, dieses Beamtentum einheitlich aus: ein Beamtentum, das dem Könige, dem Staate dient, das seinerseits auf festen Unterlagen, Prüfungen, Berechtigungen, auf geregeltem

Gehalte, auf sachlichen Beförderungsgrundsätzen sicher ruhen soll; dafür hat es sich aber anzustrengen bis auf das höchste, und wehe dem Säumigen oder Unredlichen! Der König wacht! der König, der selber das Haupt dieses Organismus ist und der in ihm arbeitet, mühselig, rastlos, wie keiner der andern. Ein neuer, vom Staate getragener Stand, der an sich nicht bürgerlich noch adlig, sondern staatlich sein soll, wächst so empor. Daneben das Richtertum, dem Friedrich Wilhelms Begabung weniger kongenial war; daneben aber zumal der moderne Offizierstand mit seiner aristokratischen Geschlossenheit, seiner Sparsamkeit, Straffheit und Anspannung, die ganz an die der Beamtenschaft erinnert, seiner Königstreue und seinem Heldenmut. Auch die Ergänzung der Truppe, wie man weiß, wurde neu geregelt: nach langem Schwanken zwischen den beiden Prinzipien der Auslandswerbung und der Aushebung im Inlande ist Friedrich Wilhelm da den Gewohnheiten, wie sie die Praxis seiner Hauptleute allmählich herausgebildet hatte, nachgefolgt und hat seit 1733 Werbung und Aushebung schrittweise fester geregelt, die Aushebung in bestimmten Bezirken, in Kantonen, für jedes Regiment lokalisiert: auch dies mindestens ein Fortschritt zur Einheitlichkeit und Allgemeinheit hin, und eine sichere Fundierung für den Ersatz.

Alle die neuen Organe aber mußten zugleich der wirtschaftlichen Belebung dienen. Der König legte die Grundlagen einer stärkeren Gewerbe- und Handelspolitik; er stellte sein Heer als großen Konsumenten in den Dienst wirtschaftlicher Unternehmungen, er ließ die Soldaten wirtschaftlich mitarbeiten; er hat hauptsächlich auf dem flachen Lande, als rechter Fachmann, kolonisierend, lehrend, mustergebend gewirkt, die Brüche getrocknet, das verwüstete Litauen schöpferisch emporgebracht. Er hat auch Sozialpolitik getrieben: seinen Adel gezügelt, seine Bürger, insbesondere seine Bauern zu heben gesucht, den Kampf für die Erhaltung des bäuerlichen Standes und Landes begonnen, er hätte gern die Bande der strengen bäuerlichen Abhängigkeit gelockert. Zum mindesten die Anfänge gehören da ihm.

In allem, was er tat, war Friedrich Wilhelm der Praktiker, ganz unsystematisch von Hause aus; und doch sahen wir ihn sich mühen mit Wolffscher Theorie. Und in der Tat: über die reine

Praxis seines Großvaters, die vor allem erst einmal den Boden ebnen gemußt, ging der König bereits weit hinaus. Das Wohlfahrtsstreben wird in ihm wirklich bereits bis zu einem gewissen Grade Selbstzweck. Er bildet nicht nur das Ältere weiter und durch; er will bereits etwas Tieferes. Der Weg führt, so sahen wir, vom einfach tatsächlichen, dynastischen Streben in die bewußte Erkenntnis der eigenen Verpflichtung zur Fürsorge für die Untertanen hinüber. Natürlich der Kern bleibt das Bedürfnis der Fürstenmacht: der König braucht Soldaten und Geld, das mahnt ihn auch jetzt noch am mächtigsten zur Arbeit, zur Kolonisierung des Bodens, zur Steigerung der Steuerkraft. Aber die Schöpferfreude und der Gewissensantrieb wachsen; Friedrich Wilhelm trifft innerlich mit dem Philosophen nicht übel zusammen.

Hart und herb blieb dieser preußische Staat auch jetzt noch, nicht nur für seine Nachbarn, die seine Werber beunruhigten und die seine Handelspolitik bedrückte, auch für seine Untertanen, denen er seine Hand schwer auf die Schulter legte. Er wirkte Heilsames für die Zukunft; seine Gegenwart war kraftvoll und innerlich schöpferisch — aber eine starke Beschränktheit ist unverkennbar. Es war ein mühseliges Arbeiten unter strenger Aufsicht; kein Blick in die Welt, kein heller Aufschwung, alles prosaisch und eng gebunden, das ganze Wesen einseitig, und durch diese Einseitigkeit doch auch geistig gelähmt. Eine vollere Entfaltung ist wieder durch den Wechsel in der Person des Herrschers gekommen; und was dies alte, absolutistisch straffe Preußen überhaupt in der Welt und auch in sich selber werden konnte, das wurde es nun doch erst durch die Wendung nach außen hin, die Friedrich II. ihm gab.

Sein Vater, der solch eine äußere Betätigung ja selber herbeigesehnt hatte, hat von seinem Kronprinzen bekanntlich lange noch eine andere Art Wendung befürchtet. Wie, wenn dieser Knabe, der die üppigen Neigungen des Großvaters, die geistigen Interessen der Großmutter geerbt hatte, Sophie Charlottes, mit deren leuchtenden Augen er in die Welt blickte — wenn dieser Knabe dereinst das Lebenswerk des Vaters wieder bedrohte, wenn er in die Bahnen von 1700 zurücklenkte? Daß der Zug des jungen Prinzen darauf hinging oder doch dahin deuten konnte, ist unzweifelhaft. Es war die Frage, ob Friedrich die Arbeit seines

Vaters ergänzen und bereichern, oder ob er sie zerstören würde. Darum hat sich, historisch angesehen, der tragische Kampf zwischen Vater und Sohn doch eigentlich gedreht. Jeder kennt die Ereignisse und weiß, wie furchtbar sie im einzelnen gewesen sind, wie bitter beide Gegner sich vergangen haben, wie auch der König die zartere und feinere Natur seines Thronfolgers mit grausamer Brutalität gequält hat. Dennoch hatte er auch hier recht; was er in Friedrich bekämpfen durfte, das war der unpreußische Zug, die Weichlichkeit, die Unsachlichkeit: die hat er gebrochen. Die Individualität des Sohnes jedoch, die er auch als Ganzes nicht anerkennen wollte, hat er nicht zu brechen vermocht. Ihre Persönlichkeit haben beide Teile behauptet, auch der Sohn; sie haben einander zuletzt gezwungen, sich zu begreifen und zu schätzen. Auch Friedrich Wilhelm hat etwas einräumen und den andersgearteten Genius walten lassen müssen; aber was er von ihm gefordert hatte und fordern mußte, das hat er durchgesetzt, wenn auch in einem überharten Ringen, das der Sohn niemals mehr innerlich verwunden hat. Der 28jährige König Friedrich von 1740, wie bereits der Kronprinz-Oberst von Neuruppin, war, so sehr er das Kind einer andern Generation und einer andern Bildung blieb, doch Friedrich Wilhelms I. Schüler geworden: den preußischen Staatssinn, die Selbsteinordnung auch des Genius in das Gebilde seiner beiden Vorgänger, das Pflichtgefühl und die Sachkenntnis, sie hatte jener ihm eingeprägt, und so furchtbar die Kur war, das Ergebnis war der letzte und höchste Segen, den der sterbende Herrscher seinem Lande hinterließ.

ꝏ ꝏ ꝏ

Friedrich der Große ist auch für die Säkularfeier dieses 18. Januars der wahre persönliche Held. In ihm sammelt sich und in ihm gipfelt das Beste dieser Königsgeschichte: dem hellsten ihrer Genien, ihrem eigentlichen Genius. Weder im Persönlichen noch gar im Sachlichen kann ich hier daran denken, sein Leben und sein Wesen ausschöpfen zu wollen; unerschöpflich an Kräften, an Fragen, an Rätseln bliebe es, wie das des Genius überall, auch für die ausführliche Darstellung. Welch eine Laufbahn, von dem Dunkel seiner wirren Kindheit an bis in die abendliche Einsamkeit seines

freudeloſen Alters! Der Kampf mit dem Vater, die Flucht von 1730, der Eintritt in Verwaltung und Heer, in die Kreiſe ſeines tyranniſchen Lehrers; die hellen Tage des Rheinsberger Aufenthalts, wo ihn jener endlich gewähren läßt, und wo Friedrich genießt, nach ſeinen eigenen Wünſchen arbeitet, unermeßlich lernt; die Zeiten der beiden erſten Kriege mit ihrem jugendlichen Eroberungsdrang, ihrem Schlachtenlärm und ſtrahlenden Triumph; und dann das volle Mannesalter, die Sonnenhöhe ſeiner Perſönlichkeit und erſten innern Wirkſamkeit, in dem Jahrzehnt, das 1746 beginnt; da ergreift er alles, Verwaltung und Wirtſchaft, Politik und Geiſt als Meiſter, noch ungebrochen, obwohl bereits ernüchtert, noch freudig, mit ſiegreicher Zuverſicht. Aber alsbald der neue Streit um das Daſein des Königs wie ſeines Staats, die grauenhafte Probe des ſiebenjährigen Krieges, in der er allen Überreichtum ſeines Genius, alle Spannkraft ſeines Willens entfaltet und ſcheinbar hoffnungslos erſchöpft; die übermenſchlichen Mühen, die immer wiederkehrende und immer wieder überwundene Verzweiflung, das lange Harren und allmähliche Sinken, Auge in Auge mit dem Tode, mit dem Selbſtmorde, bis ihn, einen Frühgealterten, ein kaum noch erwarteter und doch ſchließlich zumeiſt durch ſeine eigene Standhaftigkeit dem Schickſal abgetrotzter Friede erlöſt. Und von da ab, von 1763 bis 1786, das Vierteljahrhundert des „alten Fritz“: eine Arbeit ohne Pauſe, aber ohne Glück, innerlich geſammelter, äußerlich allſeitiger noch und auch erfolgreicher als je zuvor, bewundernswert, der Gipfel der perſönlichen und der ſachlichen Leiſtungen des abſoluten Staates, bis dem Nieerſchlafften und Niebefriedigten, dem harten Greiſe von Sansſouci, bereits inmitten des Emporſteigens neuer Zeiten und feindlicher Gedanken, der Tod die Laſten von den hageren Schultern nimmt und ihm ſeine erſte und letzte Ruhe ſchenkt. Aber wechſelvoller noch als dieſer Lebensgang der Wanderer, der ihn durchſchritten hat: ein heißer, von ſchneidenden Widerſprüchen ganz erfüllter Menſch, Widerſprüchen, wie ſie zum Teile wieder dem Volkscharakter ſeiner berliniſchen Heimat eigen ſind, bei ihm jedoch zugeſpitzt zu haarſcharfem Kontraſt, geſteigert in das Übergewöhnliche, in das Geniale. Weich und hart zugleich, frivol und bitter-ernſt, ewig zweifelnd und doch ganz poſitiv in all ſeinem

Eigensten, alles in unvermittelten Übergängen, in jähen Sprüngen, und doch eine granitene Einheit. Er arbeitet in seiner Jünglingszeit mit feurigem Bemühen an seiner Weltanschauung, von Kindheit her ein Suchender, den keine Überlieferung bindet, dem der Hauch der Aufklärung die Seele früh und unvergeßlich berührt hat; er geht zu Wolff in die Schule und vertauscht dann dessen schwerfälliges System gegen den Empirismus und die sprühende Kritik Voltaires: die hält ihn sein Lebelang fest. Er aber gestaltet sie sich aus nach seinem eigenen Bedürfnis; er bleibt Determinist und Fatalist. Es ist ihm innerlich notwendig, an ein Schicksal zu glauben, das alles irdische Wesen überragt und fesselt, an ein Schicksal, das niemand ändern könne: auf dieses lädt er, der Glaubenslose, die ungeheure Verantwortung des Staatsmannes, des Regenten ab, über die er nicht, wie Bismarck, mit einem lebendigen persönlichen Gotte abzurechnen weiß. Es befreit ihn und er atmet auf, wenn er meinen kann, daß das Ende nicht ihm selber gehöre: um so freier kann er tun, was e r vermag und muß. Neben dieser eigentümlich inkonsequenten und doch so überaus charakteristischen Selbsttröstung des großen handelnden und wagenden Menschen, die Friedrich mit anderen, mit den Cäsaren aller Geschichte, teilt, hat er noch seinen besonderen Trost für sich: er ruht sich in den Stunden der Erholung wie in denen der unerträglichen Beängstigung bei seinen guten Genien aus: der Philosophie, der schönen Literatur, der Musik; er unterhält sich mit seiner geliebten Flöte, er liest und liest vor, er disputiert, er schreibt, er dichtet. Aus einer überwältigenden Fülle vielfältigen inneren Lebens schöpft er dann, der Gehetzte, ringsum Bedrohte, neue Spannkraft, und die feindliche Welt liegt unter ihm in wesenloser Tiefe. Dann hilft ihm das Ideal seiner Generation, der freie Gedanke, die elegante Form, das Spiel des Geistes, des Witzes, des zarten Gefühls; und er idealisiert sich, im Lichte der optimistischen Aufklärung, und wieder dem eigensten Herzensbedürfnis gemäß, die Menschen, die er lieb hat, mit denen er plaudert, an die er schreibt. Auch das alles ersetzt ihm die Religion; er labt sich am schönen Schein, am Aufschwunge des Verstandes und der Empfindung: unschätzbare Dienste hat dieser Labetrunk dem halb Verschmachtenden immer wieder getan. Und er spielt keineswegs

bloß mit diesen geistigen Kräften; er lebt in der Theorie, im Allgemeinen, im Kultus des richtigen Denkens und der Moral. Und dicht daneben der unbarmherzige Realismus eines schneidenden Hohnes, für den es nichts ganz Ehrwürdiges, nichts Unverwerfliches gibt, des schneidenden Willens, den keine Regel zurückschreckt, eine furchtbare Strenge, die keine Rücksicht und keine Nachsicht kennt, die alle übrigen, ihn selber, die Welt der Dinge und der Menschen in kahler Nacktheit vor sich sieht, sie richtet und in ihr handelt nach den rein tatsächlichen Geboten der eigenen Kraft und des eigenen Staates. Ein tiefer Ernst, der jeden Selbstbetrug und jedes bloße Spiel, jede bloße Form, jede Halbheit, jede Leichtlebigkeit doch wieder verwirft: neben aller graziösen französischen Geisteskultur der stets auf den Kern der Sache, stets auf das Sachliche allein gerichtete große und scharfe Zug des deutschesten Wesens, ganz wahrhaftig gegen sich selbst und gegen das Leben. Dabei, welch ein Reichtum der Seelenkräfte im Dienste seines Amtes! Der schärfste Verstand, die eindringende und umfassende Kenntnis der Welt und der Menschen, die rastloseste Arbeitsamkeit, der zufahrende Wille, und über allem eine majestätisch weite und schnelle Phantasie und zumal das lodernde Feuer einer Leidenschaft, die alle die Gegensätze seiner Natur überwindet und in Eins verschmilzt. Der Leidenschaft, die den Genius in den Dienst des Höchsten zwingt, das sie überhaupt kennt und anerkennt: seines Staates. Der steht über ihm; er betet ihn beinah an; in seinem harten Dienste wird Friedrich von allen Schlacken persönlicher Wünsche gereinigt und setzt sich ihm gleich. Es ist *sein* Staat; jener, so hoch er über dem sterblichen Einzelnen schwebt, gewinnt dennoch in ihm Fleisch und Blut, der Mann und die Sache sind in Wahrheit eins. Wer will da von außenher trennen und unterscheiden? Jene Leidenschaft, die bei Friedrich das sachliche Interesse seines Staatswesens als oberstes aller Gebote ergreift und sich ihm hingibt, sie ist doch zugleich die eigentliche persönliche Triebkraft des Genius überhaupt: der Drang des großen Menschen, *sich selbst* durchzusetzen, seine eigenen Kräfte auszuleben, auszuwirken, in die Welt zu übertragen und die Welt mit ihnen zu bezwingen, der Stolz und das Feuer einer dämonischen Natur. Er selber will er sein und sich betätigen: daraus

quillt zuletzt alles, auch jene sachliche Arbeit, die das eigene Ich überwinden und einordnen will; dicht neben dem aufgeklärten Philosophen und dem kühlen, nüchternen Verwaltungsmann steht immer der Mann der überschwellenden Gluten, der Dämon, der den Erdteil erschüttert. In dieser Macht des Irrationellen, des immer neu ausströmenden Feuers, ruht seine höchste Bedeutung als Feldherr; er hat seine Kriege mit den Mitteln und deshalb auch im Sinne und innerhalb der Schranken seiner Zeit geführt, aber der Überlegenheit einer Welt doch nur siegreich trotzen können dank jenen unbezähmbaren Gewalten seines Temperaments. Er ist auch als Staatsmann, in Tugenden und Fehlern, immer von diesem inneren Feuer vorwärts getrieben worden. Am unmittelbarsten dringt es in dem jugendlichen Herrscher seines ersten Königsjahres zutage, der unbefangen in den Eroberungskrieg hinauszieht als „zum Rendezvous des Ruhms". Später kühlt es sich wohl ab, es wird eingeschränkt durch die klare Berechnung, durch die nur allzu selbsterlebte Erkenntnis von den Grenzen seiner Macht, durch die Selbstbeherrschung des reifen Mannes, es schien zu allerletzt erstarrt unter der dicken Kruste der Weltverachtung und der Skepsis. Aber immer wieder brach es doch in jähen, kurzen Stößen hervor. Es hat ihn zu diplomatischen Übereilungen, zu überraschem Wechsel der politischen Stellung, zu Unzuverlässigkeiten verführt, die auch Unklugheiten waren; aber es nährte auch seine Widerstandskraft wieder und wieder und erhielt ihn groß. Hinter der Bescheidung, daß er nach Schlesien wohl nichts Neues mehr erobern werde, stand sicherlich immer nicht nur die Einsicht, daß sein Preußen noch unvollständig sei und der Erweiterung bedürfe, sondern zugleich immer der ganz persönliche Wunsch, es doch noch selber erweitern zu können, und der Entschluß, dies im günstigen Augenblicke ganz gewiß zu wagen. Der siebenjährige Krieg freilich ist nicht durch diese Unterströmung in Friedrichs Plänen, sondern durch seine Gegner herbeigeführt worden, aber die Absicht war gewiß in ihm, und Westpreußen gewann er 1772 doch wirklich noch. Ich darf ihm hier nicht durch seine Kriege, durch seine späteren diplomatischen Windungen hindurch nachfolgen. Mühselig hat er sich stets behaupten müssen: auch er war, trotz allen Wachstums seit dem

Großen Kurfürsten, doch immer noch ein kleiner Gewalthaber inmitten einer bedrohenden Welt, und nur seine Persönlichkeit stellte ihn und sein Preußen den Österreichern bereits gleich; und dauernd schuf ihm sein Emporkommen wie die geographische Lage seines mitteleuropäischen Staates Feinde auf allen Seiten. Was er da, in 46jährigen Mühen, erreicht hat, ist wahrlich genug. Wenigstens das Allgemeinste seiner Wirkung deute ich hier an. König Friedrich rundete seinen Staat derart ab, daß er nun erst wirklich in Europa als eigene Macht einigermaßen bestehen konnte — wenngleich eben noch immer auf Anspannung jeden Muskels angewiesen; er verlieh ihm in seelenerschütternden Nöten das innere Gefühl des Zusammenhanges: im siebenjährigen Kriege erwuchs den Preußen erst das volle Bewußtsein ihrer Staatseinheit, der Stolz auf ihren Staat, das Gefühl einer „preußischen Nation": ein Erbe, unverlierbar und unschätzbar für die Zukunft. König Friedrich hat das als Preuße geleistet und für Preußen. Daß jemals sein Streben Deutschland gegolten hätte, ist nicht richtig. Er wie seine Vorgänger, und wie seine Nachfolger in geraumer Zeit, haben nur für ihren Sonderstaat arbeiten können: alles andere wäre unmöglich und wäre pflichtwidrig gewesen; nur jenes haben sie auch gewollt und getan. Daß dabei Preußen deutsche Grenzen wahrte, deutsche Lande zurückgewann, daß es durch seinen notwendigen Egoismus zwar das alte deutsche Reich weiter zerstörte, aber dem Reiche der Zukunft und der deutschen Nationalität erst die Daseinsmöglichkeit schuf: das ist nicht minder gewiß. Und wie der Heldenkampf des Königs das deutsche Bewußtsein auch außerhalb der schwarzweißen Grenzpfähle hob und stärkte, ja es erst erweckte, wie er dem Befreiungskampfe unseres Geistes vom französischen Geiste und damit wiederum der zukünftigen Einheit zugute kam, das wissen wir von Lessing und von Goethe. Und so hart partikularistisch Friedrich gehandelt hat, zu jeder Zeit, so sicher es immer zugleich Deutsche waren, gegen die er die Waffen trug, seine Selbstbehauptung gegen das halbdeutsche Österreich und gegen das undeutsche Ausland war doch, sogar im welthistorischen Sinne, ein Sieg der gesamten deutschen Art und wirkte als solcher in ferne Menschenalter hinaus. Er hat, im siebenjährigen Kriege, mit dem protestantisch-germanischen Eng-

land vereint, der germaniſchen Raſſe und ihrem Glauben das Daſein in der weiten Welt, den Sieg in Amerika, in Indien, die Möglichkeit der Behauptung und der Vorherrſchaft ſichern geholfen, er, der Ungläubige, er, der Weltbürger, der Schüler der Franzoſen: unendlich weit über ſein eigenes Bewußtſein und ſein unmittelbares Wollen, über ſein perſönliches Leben und ſein Zeitalter reicht ſeine Wirkung hinweg. Und damit erhebt ſich ſein ſtolzer Flug doch hoch über die treue und ſchöpferiſche Arbeit ſeines wahrlich großen Vaters; er ſteht in Weltzuſammenhängen, die er ſelber nicht ahnte; er iſt eine weltgeſchichtliche Geſtalt. Daß wir ihn beſitzen, das iſt ein Stück unſeres nationalen Reichtums für alle Zeit. Nicht bloß für den Preußen, dem es, ob unmodern oder nicht, wohl geſtattet bleiben muß, daß ihm ſein Leben lang beim Dröhnen der fridericianiſchen Schlachten das Herz höher ſchlägt und daß ihn die Siege wie die Leiden des Königs in tiefer eigener Seele erheben und erſchüttern. Wie den deutſchen Zeitgenoſſen, ſo iſt Friedrich II. auch den nachlebenden Deutſchen, die keine Preußen ſind, auch zu ihrem Helden geworden. Er blieb, in ſeiner handelnden Stärke und ſeiner ſittlichen Widerſtandskraft, mit allen den lebendigen Antrieben des großen Menſchen-, des wahren Heldentums, eine perſönliche Großmacht, die niemals ſtirbt. Preußen hat ſeinen Segen in trüben Tagen wieder und wieder erfahren; wir dürfen ihn heute alle empfinden; und nur der kleine oder der geblendete Menſch ſpürt von ſolcher Nachwirkung der Größe nichts und weiß nicht an ſie zu glauben.

Für dieſen Überblick über das Königtum der Hohenzollern iſt Friedrichs inneres Syſtem faſt noch wichtiger als ſeine gewaltige äußere Wirkſamkeit. Seine Regierung, ſo ſagte ich, bedeutet da den Gipfel einer europäiſchen Epoche, die man wohl eine Weltepoche nennen darf: des aufgeklärten Deſpotismus, ja des Abſolutismus überhaupt, einer Regierungsweiſe, die unſere Völker vom 15. bis mindeſtens an das Ende des 18. Jahrhunderts geführt und emporgeführt hat, und deren Betätigung ſeit 1640 wir in Preußen verfolgten. Ihre Aufgaben hat Friedrich tiefer und voller empfunden und ergriffen als irgend ein zweiter, und ſie allſeitiger und großartiger erfüllt. Er iſt der letzte und der höchſte, der höchſte, aber auch der letzte einer langen europäiſchen Reihe.

Als Organisator steht er, um kurz das Entscheidende zu nennen, hinter seinem Vater zurück; er hat dessen zentrale Behörden nicht ausgeglichen, er ließ Verschiedenartiges und Widersprechendes nebeneinander bestehen und überließ es, in der Hast seines Schaffens, der Zukunft, das zu schlichten und neu zu ordnen. Er selber hielt durch seine Persönlichkeit noch alles Alte im Gange; und er trieb die alte Maschine durch seine Energie zu gesteigerter Tätigkeit: die Arbeiten, die er ihr zuwies, waren reicher als unter Friedrich Wilhelm I. Denn Friedrich seinerseits verfolgte eine ganz und gar bewußte, ganz umfassende Wirtschaftspolitik: nicht nur auf dem Gebiete der Landwirtschaft, die er im Sinne seines Vaters wundervoll pflegte und vorwärts leitete; sondern zumal auf dem Gebiete der gewerblichen Arbeit, das sein Vater im Vergleich mit ihm doch mehr nur gestreift hatte. Friedrich baute es an, als voller Schüler des Merkantilismus; er gab der mittel- und ostdeutschen Hauptmasse seiner Länder durch seine Zollpolitik erst feste Einheit, hob sie erst ganz aus den Nachbarländern heraus, schloß sie in sich als einen Bereich gemeinsamer Produktion und Konsumtion, als einen eigenen Verkehrs- und Wirtschaftsbereich zusammen: er vollendete so wirtschaftlich die Bildung eines preußischen Staatsgebietes, das die Macht der Hohenzollern sich erobert hatte. Darin kam er über seinen Vorläufer weit hinaus. Und er pflanzte auf diesem zusammenhängenden und geschützten Felde neue Gewerbe rastlos ein; er regte an, lehrte, unterstützte, leitete, beobachtete die europäische Konjunktur, half Fabriken errichten und Arbeiter holen und anlernen, er sicherte den Absatz, förderte so mit staatlicher Allgewalt, nach dem Verfahren des Zeitalters, die Industrie und zugleich das arbeitende Bürgertum; er bereitete den armen ostdeutschen Boden für die Konkurrenz innerhalb Europas erst wirklich vor, er zog neue Schichten von Unternehmern wie von Arbeitern für die Zukunft heran. Und dabei glich er zugleich, wie es der absolute Herr eines begrenzten Staatsgebietes vermochte, zwischen dem neuen Gewerbe und der altherrschenden Landwirtschaft aus; er bildete im Kornhandel mit seinen großen königlichen Magazinen zwischen Produzenten und Konsumenten die vermittelnde, beide Teile zügelnde und beiden helfende, die Preise regelnde Macht.

Auch eine soziale Politik betrieb er, und zwar systematischer, bewußter, als sein mehr vom einzelnen ausgehender Vater. Und darin freilich zeigte sich nun, daß König Friedrich am Ausgange eines Weltalters stand; die alte Zeit vollendete sich in ihm — aber eine neue drang bereits herauf. Seine Vorfahren hatten den politischen Trotz des Adels gebrochen und diesen Adel in ihren Staat eingefügt; sie hatten ihn wirtschaftlich und sozial gewähren lassen müssen, und in der Tat war er in beiderlei Beziehung immer stärker geworden; erst Friedrich Wilhelm I. hatte eine unmittelbare Unterstützung des Bauerntumes gegen den Adel versucht; er, der derbe Bürger auf dem Throne, hatte seinen Adel mannigfach mit Bewußtsein eingeschränkt. Bei Friedrich stieg die Fürsorge für den Bauern noch; er hat, gründlicher, umfassender und erfolgreicher als sein Vater, das Bauernland gegen die Aufsaugung durch das Herrengut, gegen das „Bauernlegen" geschirmt, den „Bauernschutz" im großen Maße geübt; er hat neben dieser Fürsorge des Steuer- und Kriegsherrn für seinen eigenen Bedarf an zahlenden und an diensttauglichen Menschen auch die prinzipielle Fürsorge des aufgeklärten Regenten geübt, und an der Befreiung des Bauern gearbeitet: in dieser Hinsicht auch er noch mit begrenztem Erfolge. Er hat ferner das Bürgertum, wie wir sahen, wirtschaftlich gekräftigt und es damit wenigstens für die Zukunft auch sozial gestärkt. Aber er war weit davon entfernt, seinen Adel deshalb befehden zu wollen; im Gegenteil, er liebte und hegte ihn ungleich mehr als sein Vater. Er war adelsfreundlich bis zur Einseitigkeit; er war von Natur selber ein Aristokrat, und er wußte zu schätzen, was seine Edelleute seinem Heere bedeutet hatten. Der ältere Gegensatz des Königtums gegen die Aristokratie wirkte bei ihm nicht mehr, er hatte ihn nicht mehr nötig und wollte ihn nicht: denn politisch war er ja unbedingt und anerkanntermaßen der Herr; sozial und wirtschaftlich aber hat er, mit einer Weitherzigkeit, die über den fiskalischen Eifer seines ringenden Vorgängers hinausging, seinen Gutsbesitzern vielmehr geholfen als gegen sie vorzudringen getrachtet. Und sein Hauptbestreben war Ausgleich: die Stimmung des Epochenschlusses! Der Bürger sollte gar nicht neben den Edelmann treten; der König wollte, daß die alten Ständegliederungen bestehen blieben, in

seinem Stande sollte jeder bleiben und wirken, die Vorrechte mochten fortdauern, und über allen Ständen thronte, als Wahrerin des Gleichgewichts, allen gemeinsam, aller Herrin, sozial durchaus konservativ, die absolute Krone. Dieser ständische Aufbau also und der Vorrang des Adels im Offizierkorps, ja in der Verwaltung, vereinte sich bei Friedrich mit dem alles regelnden Befehle der Königsgewalt. Diese selbst blieb in allem die Spitze. Sie übte ihre Befugnisse stärker, aber auch reicher als irgendwo und irgendje sonst; sie strömte Belebung aus, sie war selber voll sittlicher Kräfte; sie beugte sich im Sinne der aufgeklärten Philosophie vor ihrer Pflicht, aber sie behauptete dabei ihre absolute Uneingeschränktheit; ohne sie und gegen sie war ihr keine Bewegung denkbar. Aus seinem Kabinett heraus, also ganz persönlich, leitete König Friedrich dies allumfassende staatliche Wesen. Die sachlichen Oberbehörden, die Ministerien, wurden durch sein persönliches Schwergewicht, sein stetes Ein- und Übergreifen desorganisiert, zerdrückt; was tat es? Er allein regierte ja, und er erhielt durch seine Alltätigkeit das Räderwerk in sausendem Getriebe. Er brachte die Wirkung seines Systems auf das Äußerste. Aber wenn er, der Genius, ausschied und unersetzt blieb? Wenn zudem die neuen Mächte im Denken und in der Gesellschaft sich gegen die Allmacht des alten Staates kehrten? Solange Friedrich lebte, blieb alles unverändert. Das alte Preußen, als historisches Ganzes, gipfelte in diesen Jahrzehnten: die Königsgeschichte im intensivsten Sinne vollendet sich hier. Und ihre Erbschaft auch an künftige Tage war gewaltig; ein weitgedehnter Staat, von königlichen Organen umklammert, ein großes, ruhmreiches Heer, ein gefüllter Schatz, vor allem jenes Gefühl der Zusammengehörigkeit und des Stolzes, ein Gefühl von Leben, Geist, Größe. Die Monarchie hat das alles gebildet, herangezogen, geleitet, nur durch sie und unter ihr waren die Kräfte des deutschen Ostens zu so breiter, einheitlicher und starker Entfaltung gelangt.

ꝏ ꝏ ꝏ

Jedoch die neue Zeit brach herein und löste sie ab. Auf allen Lebensgebieten hatte sie sich vorbereitet. Der neue Mittelstand,

vom merkantiliſtiſchen Staate heraufgebracht, begann ſelbſtändig und des geſtrengen Lehrmeiſters überdrüſſig zu werden. Eine neue Wirtſchaftspolitik, die der Freiheit, des Gewährenlaſſens der perſönlichen Kraft, ſtellte ſich, in England und in Frankreich, derjenigen der ſtaatlichen Allwirkſamkeit entgegen und ſtützte ſich auf die Bedürfniſſe des Unternehmertums und auf die Theorien der Aufklärung ſelbſt. Die Forderung politiſcher Mitregierung des neuen Standes und der Nationen überhaupt, die Forderung alſo konſtitutioneller Freiheit, und überdies der perſönlichen Freiheit treten, auf vielfältigen Wegen, vom Boden der beſten Ideale des Jahrhunderts aus, jener wirtſchaftlichen zur Seite. Der Einzelne will auf ſich ſelber ſtehen, über ſich ſelber beſtimmen, auch an den Angelegenheiten ſeines Volkes mitarbeiten, zum mindeſten nicht willenlos geleitet ſein durch eine unbeſchränkte Autorität. Der Abſolutismus hatte dieſer liberalen Weltanſchauung ſelber die Wege geebnet; er hatte die alte Geſellſchaft gelockert, die neue vorbereitet und erzogen: jetzt wollte dieſe alles werden, auch ohne und gegen ihn. Der Liberalismus übernahm vieles aus der Erbſchaft des alten, vollends gerade des fridericianiſchen Staates: das Staatsgefühl ſelbſt, die Einheit und Souveränität des Staates, die Weltlichkeit, den Drang zur Aufklärung. Aber die Macht des Alten mußte er zunächſt brechen, und das hat er überall erſtrebt und getan.

In Preußen hat ſich die Umbildung langſam, wenn auch keineswegs ohne einzelne Kataſtrophen vollzogen. Von Friedrich Wilhelm II. erwarteten die Zeitgenoſſen, daß er die allzu ſtraffen Bande der Herrſchaft ſeines Oheims löſe; er hat ſie bald enttäuſcht; bei vielem gutem Willen war es ein Regiment der ſchwachen und unproduktiven Willkür, das lockernd, zerſetzend, nicht erneuernd gewirkt hat. Unter Friedrich Wilhelm III., von 1797 ab, drangen die Beſtrebungen der jungen Schule ſchon lebhafter vor. Aber er blieb bis 1806 in allem Weſentlichen auf den Bahnen des alten Staates. Er brachte deſſen bäuerliche Reformpolitik bereits vor 1806 der Vollendung nahe; überall einzelne Leiſtungen, neue Anſätze; aber erſt der Sturz von Jena verlieh ihnen die Einheit und Kraft einer vollen, ſyſtematiſchen, in die Tiefe grabenden Reform. Wieder war es, nach überlanger Tatloſigkeit, das Auswärtige,

dem das Innere diese Belebung dankte; von der äußeren Notlage und von der Reform des Heeres ging sie wiederum aus: alle weiteren Bestrebungen hingen mit der Begründung des Volksheeres innerlichst zusammen. Allgemeine Dienstpflicht, also auch Allgemeinheit und Gleichheit des Rechtes, Freiheit der Person, Reform der ländlichen Rechts- und Besitzverhältnisse; also auch der Selbstverwaltung in Land und Stadt; also auch Selbstregierung; neben der Krone die Vertretung des Volkes. Der Idealismus der großen Reformer von 1807 will „das Fundament des Staates tiefer legen", ihn aus seiner einsamen Höhe herunterführen in sein Volk, ihn stützen auf die freiwillige Mitarbeit aller, zumal der mittleren Stände, und der freien, in sich unantastbaren Persönlichkeit; er will ihn ergänzen aus allen geistigen und sittlichen Kräften der ganzen Nation. Mit einem Reichtum alles umfassender Anregungen hat diese neue Bewegung das alte Preußen überschüttet: sie bleibt die eine, schöpferische Kraft der preußischen Geschichte im 19. Jahrhundert. Die Ideale von 1807 bis 1815 haben zu einem guten Teile, sie haben vor allem in der Wehrverfassung und damit für die Zukunft, gesiegt. Ihr Werk ist damals nicht vollendet worden, aber die Grundlagen wurden gelegt. Auch die wirtschaftliche Freiheit, die Abwendung von dem merkantilistischen System der Staatswirtschaftspolitik wurde erreicht. Aber neben diesem Neuen behauptete sich gleichberechtigt doch das Alte. Das alte Königtum bestand fort; es bildete sich um und schränkte sich ein, das Erbe der persönlichen Kabinettsherrschaft fiel zum großen Teile dem hohen Beamtentume zu, und dieses entfaltete noch einmal, unergänzt durch eine Verfassung, aber belebt durch reichliche moderne Anschauungen, in veränderter, freierer Zeit die alte administrative Größe. Von 1815 bis über 1830 hinaus hat noch einmal neben dem Heere das Beamtentum Gewaltiges für den Zusammenhalt und die Befruchtung des erweiterten preußischen Staatsgebietes getan. Erst mit den 30er Jahren verfiel das Alte sichtlich; die Mitwirkung des Bürgertums wurde unentbehrlich, der Drang der Zeit unwiderstehlich stark. 1848 ist das alte System endgültig zusammengestürzt; in Preußen erhob sich der Landtag nicht über, aber immerhin neben der Krone; in

Deutschland erscholl der Ruf der souveränen Nation nach ihrer Einheit und ihrer Selbstbestimmung. Das bürgerlich-liberale Zeitalter kam überall zum vollen Durchbruch, in Wirtschaft, Gesellschaft, Geist und Staat, im Verfassungsleben und im Werke der Einigung. Aber freilich: nicht die populären Kräfte, nicht der nationale Wille allein haben die Einheit Deutschlands zu schaffen vermocht; erst der preußische Sonderstaat, der für seine eigene Behauptung und Erweiterung kämpfte, hat die deutschen Entscheidungen herbeigeführt. Und die Kronmacht dieses Staates war es gewesen, die im Verfassungskonflikte den Parlamentarismus abgewehrt, die 1864 und 1866 aus eigenem Entschlusse, im Zwiste mit ihrem Landtage, das Schwert geführt hatte, das sie sich selber zuvor geschmiedet. Auch jetzt wieder schloß sich drinnen und draußen alles an das Heer, das im vollen und besten Sinne der preußischen Geschichte vom Königtum fortgebildete, vom Königtum geleitete Heer. Seine Reorganisation, Wilhelms I. wahrhaft eigenstes Werk, war die Voraussetzung und gab den Anstoß und das unentbehrliche und entscheidende Mittel für alles Weitere, in Verfassung und Welt. Durch den ehrwürdigsten der Herrscher, durch König Wilhelm und die Seinen, durch Roon, durch Moltke, durch Otto von Bismarck zumal gewann die Monarchie die alte innerliche Führerschaft wieder; auf den Fittigen einer großen, stolzen Machtpolitik hob sie sich selber und die Nation empor. Mit tiefem Sinne wies der 18. Januar 1871 auf den von 1701 zurück; in der Verfassung des Deutschen Reiches wirkte das preußisch-monarchische Element, wenn auch mannigfach umgebildet, lebendig und bestimmend fort. Und dann kam die Vorherrschaft des Liberalismus, wenigstens soweit sie einseitig gewesen war, um 1879 zu ihrem Ende: der Staat griff wieder nach stärkerer Betätigung seiner sozialen und wirtschaftlichen Rechte und Pflichten; die staatlich-nationale Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck knüpfte sichtbar an die merkantilistische Friedrichs II., der Ausgang des 19. Jahrhunderts an die Höhe des 18. an, Kaiser und Kanzler reichten dem großen Könige über den Zwischenraum der liberalen Epoche hinweg die Hand. Und auch die geographisch-politische Lage in Mitteleuropa hat das neue, mächtigere Reich von dem Staate des Großen Kurfürsten und des alten Fritz geerbt: Nachbarn und

Rivalen allerseits; an allen Grenzen gleichzeitig muß es Ausschau halten. Diese äußeren Bedingungen aber schlagen zugleich immer wieder auch auf unser inneres Leben in der gleichen Weise zurück; allseitig bedroht, bedarf Deutschland der stark zusammenhaltenden, waffenbewehrten, monarchischen Kraft, das Äußere bleibt ihm immer eine ausschlaggebende Erziehungsmacht für das Innere, wir stehen allezeit unter dem Drucke, der einst Altpreußen in sich selber zusammenzwang und ihm Anlaß gab, seine Kräfte zu sammeln, zu spannen und zu steigern. Vollends haben es uns die allerletzten Jahre wieder gelehrt, wie unendlich bedeutsam die große Politik auf alles nationale Dasein einwirkt; auch die Veränderungen der Weltlage aber, die Ausdehnung über den Erdball, die moderne Meeres- und Weltpolitik üben wieder jenen selben monarchischen Einfluß, wie ihn die engeren, deutschen und europäischen Gegensätze und Aufgaben früher auf uns geübt haben und immer zu üben fortfahren. Der Herrscher, der diese neuen Verhältnisse verständnisvoll und schöpferisch ergreift, fügt sich unmittelbar der historischen Reihe der alten Hohenzollerfürsten an. Und auch dieser neue Antrieb auswärtiger Machtpolitik im großen Stile muß wieder, so hoffen wir, zugleich unser innerliches Leben dehnen und beflügeln.

Wohl hat sich unser Dasein beispiellos verbreitert; aus den 2 Millionen Preußen von 1740 sind die 52 Millionen Deutsche von 1895 geworden, und hinter dem Throne steht heute der Drang und Wille einer demokratischer gewordenen Nation. Dennoch ist uns das alte, staatliche und monarchische Preußentum nicht bloß historisch; in jeglichem Sinne lebt es unter den neuen Formen fort. Immer noch bietet die veränderte Welt der lebendigen Persönlichkeit, die zu leiten berufen ist, die weitesten Möglichkeiten, ja die Notwendigkeit dar, sich zu betätigen; auch heute noch machen die Dinge sich nicht von selbst, und es bleibt die Stärke oder die Schwäche der Monarchie, daß ihr persönlicher Träger dem Ganzen so unendlich wichtig ist. Ein Vierteljahrtausend hindurch hat ein einheitlicher Zusammenhang, ein stetes Steigen, ein mächtiges Leben diese hohenzollerische Monarchie durchwaltet; der Blick auf ihre Vergangenheit, auf die Bande, die das Neue mit dem Alten ver-

knüpfen, darf auch den Enkeln, inmitten neuer Größe und neuer Gefahren, den Mut und die Zuversicht heben. Sie dürfen es als ein segenverheißendes Zeichen ansprechen, daß dieser Feiertag des alten Königtumes, der einst den Preußen den Reichtum ihres achtzehnten Jahrhunderts einleitete, jetzt für die Deutschen am Eingange des zwanzigsten steht.

Die Nachwirkung Friedrichs des Großen

Zum 200. Geburtstage, 24. Januar 1912

Wir kennen ihn von unserer Kindheit an. Er gehört zur Mythologie unserer Welt, zu jener Schar geschichtlicher Menschen, die unsere Phantasie begleiten und unser Innenleben unmerklich mit formen, wie es in früheren Tagen nur die biblischen Gestalten und die Helden des griechisch-römischen Altertums taten, auch er vom Hauche der Sage umweht, wirklich und symbolisch zugleich, unwahrscheinlich und selbstverständlich. Er schreitet hin durch ein Reich der harten Prosa, der unerbittlichen Arbeit, des erschöpfenden Kampfes, von Genossen umgeben, deren jeder ein Typus ist wie er selbst, und deren Summe, auf diesem sandigen märkischen Boden, in dieser Armut und Einsamkeit, schließlich doch einen merkwürdigen Reichtum an Menschenkraft und Menschenbildern ergibt. Er schreitet hin durch ein Leben sondergleichen, grau und farbig, stumm und klangreich, ein Leben so voll märchenhaften Wechsels, daß es fast unbegreiflich ist, wie die Mode des Tages den anderen Eroberer, der in seinem Jahrhundert aufstand, erregender zu finden vermag als ihn. Was hat König Friedrich der Große durchlebt, von seiner grausamen Kindheit an, über die Sonnentage von Rheinsberg und die Ruhmestage der schlesischen Kriege hinweg, über die strahlende Höhe des Friedensjahrzehntes nach 1746 hinweg bis zu den unerhörten Heldentaten und den unerhörten Leiden des Siebenjährigen Krieges, und bis in das rastlos gleichmäßige Vierteljahrhundert hinein, das dem dreiundsechziger Frieden folgte — eine Kette von Dramen, die Tragödie am Beginn, die Tragödie in der Mitte, die Tragödie am Schluß, ein Leben, allezeit leidenschaftlich bewegt und doch zuletzt wie zur Maske erstarrt, rätselhaft in den Wendungen des Geschickes und des Willens, und doch von großartiger Geradlinigkeit des ganzen Verlaufs. Und in diesem Lebensgange eine Persönlichkeit, noch viel reicher an Gegensätzen und an Einheit als alles was sie erlebte, weich und zart und von eiserner und eisiger Härte, liebenswert und durchkältend, freudig bis an den Tod und bitter unbefriedigt auf jeder Tatenhöhe, müde stets und stets unerschöpflich, der Mensch der feinsten, genußfrohen Geistigkeit und der ausschließenden, unbarmherzigen, rechnenden Schärfe des Wollens, des Handelns, des Verlangens nach Kampf, Gewinn und Macht; ungläubig und gläubig zu jeder Stunde, und in allen Widersprüchen triebkräftig ohne Maß, so daß Gefühle, Ge-

danken, Taten ihm sein langes Leben hindurch in verschwenderischem Reichtum aus den Tiefen seiner Seele emporquollen, spielend, verbrausend, und unendlich schöpferisch; in allen Widersprüchen von eherner Einheitlichkeit des Wesens und der Wirkung, wie nur der Genius es ist: an Fragen, an Rätseln überreich und doch als Ganzes von der erhabenen Einfachheit der Größe.

So ist er uns bekannt und unbekannt; wir blicken, da ein Tag kommt, der uns zu ausdrücklicher Auseinandersetzung mit den Werten seiner Persönlichkeit und seiner Geschichte aufruft, mit einigem Erstaunen auf die vertraute Gestalt. Lebt sie uns noch? Bedeutet sie uns noch etwas? Mehr als ein Bild? Eines ist von vornherein gewiß: die eine Lebendigkeit hat sie, die fünf Vierteljahrhunderte hindurch seit ihrem Abscheiden aus der Körperlichkeit, stetig besessen, daß sie sich für das Bewußtsein jeder neuen Generation immer neu betätigte, wandelte, durchsetzte, in jedem neuen Streite des deutschen Daseins mitstritt — die Lebendigkeit, die das eigentliche geschichtliche Leben bedeutet. Er war den Zeitgenossen aufgestiegen wie ein Gestirn und wurde ihnen durch den Siebenjährigen Krieg und nach diesem zum klassischen Ausdrucke der ihre Gegenwart beherrschenden Kräfte. Er wurde ihnen zuletzt zum Ausdrucke der gealterten Welt, gegen die eine neue sich entwickelte; die Revolution und das Kaiserreich verwarfen sein System und setzten es zugleich fort, und bewunderten seine Genialität. Sein eigener Staat sprengte die Schranken des fridericianischen Absolutismus: auf das langsame Ablösen der zwei ersten Jahrzehnte nach Friedrichs Tod folgte die Katastrophe von 1806, der entschlossene Bruch der Reformzeit, die eigensten Führer und Wortführer der Freiheitskriege wollten den alten König durch ein bewegteres neues Leben überwinden, die Schüler der Romantik verabscheuten seinen Despotismus, seine Franzosenfreundschaft und seinen Unglauben, Liberale ebensowohl wie Ständisch-Konservative wollten ihr Volk von ihm befreien, der tote Löwe fiel in Ungnade rechts und links. Aber dann zeigte sich, daß sie, alle beide, von ihm geerbt hatten. Die Liberalen den Gedanken des in sich geschlossenen, allen Schichten und allen Landschaften gemeinsamen, reformlustigen modernen Staates, den Friedrichs Absolutis-

mus vorgebildet hatte, und den Gedanken der Geistesfreiheit, den Friedrich in Kirche und Schule und in seiner eigenen Bildung vertrat; ein Schritt weiter in das neue Jahrhundert hinein, und mit ihrem Liberalismus verband sich die nationale Idee: der aber wurde Friedrich II. zum Vorarbeiter, weil er der Träger des Preußentums, der Auseinandersetzung mit Österreich war. Die Konservativen mochten, wenn sie vom ständischen Verfassungsideale herkamen, den Absolutismus des Königs verurteilen; die Staatsmacht und die Autorität, deren Begriff sein Name in sich schloß, blieb ihnen dennoch vertraut, und der Träger des Preußentumes war auch für sie der natürliche Bannerträger, selbst soweit sie den revolutionären Kampf mit Österreich nicht wollten. Eine starke Gruppe unter ihnen aber wollte stets auch diesen; dem Heere, dem höchsten Beamtentume, und somit den stärksten Kräften des preußischen Adels, und auch den lebendigsten Mitgliedern des Königshauses blieb der preußische Machttrieb, den Friedrich entbunden hatte, durch alle Mattigkeiten Friedrich Wilhelms des Dritten und Vierten hindurch in der Stille lebendig und eine oberste Lebenskraft. So wirkte König Friedrich in den Tagen vor und nach der achtundvierziger Revolution in beiden Lagern wachsend fort; er wurde den kleindeutschen Historikern, die aus der Geschichte die kleindeutsche Zukunft bewiesen, zum Symbol und zur Waffe, er wurde dem Gewaltigen, der aus dem ständischen Konservatismus des preußischen Adels hinüber- und aufwärtsstieg zur immer einseitigeren, immer mächtigeren Verkörperung der preußischen Staatsidee, des preußischen Staatsehrgeizes, er wurde Otto von Bismarck, seinem historischen Nachfolger, zum Leuchtturm über wilden Wassern — sein Licht zündete neues Licht, und wenn er 1813, unendlich wirksam zwar, aber noch halb unerkannt mitgestritten hatte, 1866 und 1870 schritt er den Heeren, die sein Erbe vollstreckten, sichtbar und allgefeiert voran. Das wichtigste aller Zeugnisse hat ihm damals seine Lebendigkeit bestätigt: Österreicher und Franzosen erkannten seine Gestalt und klagten ihn an, wenn sie das Preußen und Deutschland der neuen eisernen Tage, wenn sie den großen Staatsmann des neuen Berlins verdammten. Im Innern entnahm der siegreiche Liberalismus aus Friedrichs innerem Werke die Hälfte, die er brauchen konnte; das eigentlich Charakteristische, die allumfassende staatliche Wirtschafts- und Sozialpolitik galt dem individualistischen

Zeitalter lange für tot und für töricht. Da kam, seit der Rückwendung zum Schutzzoll, seit der Wiederaufnahme einer starken sozialen Tätigkeit des Staates, seit Bismarcks neuem innerpolitischem Systeme von 1878 und 1880, auch dem Merkantilismus Friedrichs die Stunde der Auferstehung: auch darin knüpfte Bismarck an den großen König an, und die alte Monarchie trat mit ihrem eigensten Wesen mitten hinein in den Kampf der Lebendigen. Nicht nur mit ihrer inneren Sozial- und Wirtschaftspolitik: auch deren äußere Seite, der Merkantilismus als internationaler Kampf der Wirtschafts- und der Staatsgewalten um Handel und Welt ist aus der Vergessenheit wieder an das Licht gedrungen, und König Friedrich als der zum mindesten mittelbar stark eingreifende Mitkämpfer in den großen Weltkämpfen des achtzehnten Jahrhunderts, in jenen universalen Entscheidungen der Staaten, Rassen, Konfessionen, die über Europa so weit hinausreichten, als eigentlich weltgeschichtliche Gestalt ward uns seit 1890 und 1900 wieder lebendig und gegenwartsvoll. Er war reich genug gewesen, um so die entgegengesetzten Strömungen der Nachwelt aus den aufgestauten Fluten seiner Geschichte zu speisen; die Verschiedenartigsten durften daraus schöpfen und haben in seiner Betrachtung gelebt und ihn gefeiert und geliebt, Theodor Mommsen ebensowohl wie Heinrich von Treitschke und wie Leopold Ranke. Von dem ganz Persönlichen noch abzusehen — die sachlichen Gewalten jeder neuen Zeit haben immer wieder mit ihm abgerechnet. Diese Lebendigkeit hat er besessen. Wieweit erstreckt sie sich heute? Wieviel von ihm und seiner Monarchie steckt noch, greifbar oder ideell, in unserer alltäglichen Welt? Sehen wir etwas näher zu.

Das innere System des Königs war ständisch-absolutistisch; ständisch im sozialen Sinne, absolutistisch im politischen. Er erkannte die alten Schichtungen und Rechtskreise der Gesellschaft unbedingt an: die Scheidung in große, feste, stark voneinander gesonderte Gruppen, über denen, regulierend, aber erhaltend, seine Staatsgewalt läge. Bauer, Bürger, Edelmann: sie haben ihre bestimmten Kreise, ein jeder Einzelne steht in dem seinen, sie sollen einander nicht stören. Der König hat sie alle gefördert; er hat den Besitzstand des Bauerntums gewahrt und hätte seine Rechtslage gern

nicht nur auf den riesigen staatlichen Domänen gebessert; er hat die Wirtschaft des Bürgertumes eingreifend entwickelt und hier einer andersartigen Zukunft vorgearbeitet; er hat den Adel gepflegt und in seinen Grenzen gehalten. Er hat den Krieg der absoluten Krone gegen den Trotz der edelmännischen Selbständigkeit nicht mehr zu führen brauchen und nicht führen wollen; er hat seine persönliche Vorliebe für die Aristokratie später sehr weit gewähren lassen, auch zum Schaden und zum Mißfallen der bereits empordrängenden Städter. Aber im ganzen blieb er über allen, wollte für alle wirken und alle festhalten, wo sie standen. Es war eine konservative Politik, auf der Höhe und am Ende einer Weltepoche europäischer Geschichte. Sozial ließ er die alten Teilungen durchaus bestehen; wirtschaftlich half er, ohne es zu wollen, neue Gestaltungen vorbereiten; politisch beanspruchte er der einzige Herr zu sein. Den Zentralismus des absoluten Staates verkörperte er wie wenige unter den großen absoluten Herrschern. Auch von der landschaftlichen Sonderung der Provinzen, die das Haus Hohenzollern zusammenerobert und -verwaltet hatte, blieb vielerlei aufrecht, ebenso wie die Rechtskreise der Gesellschaftsgruppen; Altes und Neues, Landschaftlichkeit und Einheit, Provinz und Staat stießen sich noch mannigfach, der Prozeß war noch im Gange. Aber über allem stand doch der König; kein Herkommen durfte sich seinem Machtwillen entgegenstemmen; sein Befehl verlangte den unbedingten Gehorsam; sein Beamtentum und sein Offizierkorps, die beiden großen sozialen Neuschöpfungen des Absolutismus, hingen völlig von ihm ab, und beide preßte sein Druck immer tiefer in das preußische Leben hinein. Wo er selber zu wirken vermochte, rastlos wie er war, allgegenwärtig, wie ihn seine Reisen wenigstens von Zeit zu Zeit immer wieder machten, da bestand bereits die volle Einheit des bunten Ländergewirres von Ost und West im souveränen Staate; den Osten, von Ostpreußen und Schlesien bis in die Altmark und an den Harz hinan, schloß seine Monarchie bereits zu einem Ganzen zusammen; die Einheit und der Staat waren im lebendigen Vordringen, in manchem bereits siegreich bis zum Übermaße, bis zur Fesselung des besonderen und selbständigen Lebens. Kein Zweifel: Niemand unter uns vermöchte in der Luft des fridericianischen Preußens zu atmen; der Zwang wäre uns unerträglich, allen ohne Ausnahme.

Die ständische Gesellschaftsverfassung und der Absolutismus sind

beide nicht mehr. Die erste hat noch der alte Königsstaat mannigfach gelockert, dann ist sie den Gegenwirkungen des neunzehnten Jahrhunderts vollends erlegen. Aber das ist ja bekannt: Vieles auf dem Boden des alten Preußens weist mindestens auf sie zurück. Das Bürgertum ist ihr nach seinen wirtschaftlichen wie seinen geistigen und politischen Kräften und Ansprüchen entwachsen, und dieser neuen Größe der Stadt hatte die Monarchie, hatte der alte Fritz nur eben die Wege gebahnt; neue soziale Mächte sind hier, noch unterhalb der bürgerlichen Schichten, groß geworden, die mit Altpreußen keinen unmittelbaren Zusammenhang besitzen. Aber von dem Geiste ständischer Sonderung und Abschließung ist im Leben der ostdeutschen Gesellschaft offenbar noch vieles übrig geblieben. Und der Adel, der ländliche Großbesitz des Ostens hängt noch immer durch tausend Fäden mit dem alten Systeme zusammen. Die parlamentarischen Machtmittel hat auch er sich längst dienstbar gemacht, und den königlichen Absolutismus würde auch er nicht ertragen: aber von dem alten Vorrang seiner Klasse dauert in veränderten Formen vieles fort, zum Königtume ist er in dem besonderen Verhältnisse geblieben, das Friedrich II. vor allen vertrat, und die Überlieferung wie das Machtbedürfnis führen ihn immer auf das achtzehnte Jahrhundert zurück. In Staatsdienst und Heer ist seine Tätigkeit breit und wichtig geblieben; und unverwischbar sind die Linien von Blut, die seine alten Geschlechter mit den Siegen und Opfern der größten Vergangenheit verbinden. So viele Wurzeln des Heutigen reichen hier noch in die Tage des großen Königs hinab.

Und der heutige Staat? Unser Beamtentum ist das Kind und der Erbe der absoluten Monarchie; das neunzehnte Jahrhundert hat es umgestaltet und ergänzt, seine Grundkräfte sind geblieben. Offizierkorps und Heer vollends stammen ganz aus dieser Vergangenheit; sie waren das Rückgrat und der Lebenspender des alten Preußens, dessen ganze Geschichte schließt sich um die Armee. Die Autorität, die Zucht des alten Staates sind mit der Armee in die neue Zeit hinübergezogen: Stärken und Schwächen, Licht und Schatten des neuen deutschen Staates kommen von dieser Sonne des alten preußischen her. Ob man es loben oder tadeln will: es ist doch außer Zweifel: der eigenste Knochenbau des Altpreußentums hat sich in das gegenwärtige Deutschland herüber erhalten. Gegenkräfte genug haben immer ein-

gewirkt und regen sich heute stärker als je. Schon der altpreußische deutsche Nordwesten war immer anders, immer freier geblieben als das ostdeutsche Kernland des Hohenzollernstaats; alle neupreußischen Elemente im Westen, alle altdeutschen im Süden, alle sozialen und geistigen Neubildungen im ganzen Reiche haben der fridericianischen Überlieferung widerstrebt, sie ergänzt, sie mit Neuem durchdrungen, und wir sehen sie mit ihr kämpfen und ringen um die Vorherrschaft — aber auch sie alle sind von dieser Überlieferung ihrerseits ergriffen und bis in den Kern hinein durchdrungen worden. An das Heer hat sich dieser Prozeß der Durchdringung angeschlossen, wie einst im alten Brandenburg und Preußen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, so im Deutschen Reiche des neunzehnten — an das Heer mit seiner Zucht, seiner Gleichheit, seinem Beisatze von Aristokratie, seinem monarchischen Gesamtwesen. Es ist nicht das Heer des achtzehnten Jahrhunderts geblieben, sondern es wurde zum Heere der allgemeinen Dienstpflicht; aber sie wurde in Preußen doch nur deshalb so möglich und so unendlich bedeutsam, weil Preußen der Heeresstaat der Hohenzollern war; deshalb nur wurde das „größte Gesetz des neunzehnten Jahrhunderts", das Heeresgesetz Scharnhorst-Boyens, für Preußen zum Schicksal und von Preußen aus zum Schicksal Deutschlands, Europas und, in steigendem Maße, der Welt. Das Heer ist noch heute das Rückgrat unseres Staates; an ihm haftet ein gewaltiges Stück überlieferter innerer Macht; wer die alten, aristokratisch-preußischen Träger dieser Macht zurückzudrängen und abzulösen wünscht, wird doch zugeben, daß er sie erst ersetzen kann, wenn andere Schultern das Heer und seine Lasten und Leistungen rückhaltlos auf sich genommen haben. Es ist die flacheste und die tiefste politische Wahrheit, der Satz, in dem alle Schwierigkeiten der Gegenwart und die Zukunft sich treffen, daß der Staat nur denen gehören wird, die ihm seine Machtmittel bedingungslos sichern: hier aber laufen die Fäden von heute am sichtbarsten in die Geschichte zurück. Ich meide es, den Tageskampf anzurühren, und bleibe bei ihr. Was wirkt, so war die Frage, aus Friedrichs II. Geschichte heute noch als lebendige Kraft? und die sehr selbstverständliche und doch so weittragende Antwort: vor allem andern die militärische Struktur unseres Reichs. Die aber wird von außen her gehalten und erzwungen durch Deutschlands internationale Stellung.

Ich habe einmal, kurz nach Bismarcks Tode, auf die Verwandtschaften hingewiesen, die sein auswärtiges System mit dem Friedrichs II. verbinden. Vom großen Kurfürsten über den großen König zu dem großen Kanzler geht da eine unabgebrochene Entwicklung; das neue Deutschland leidet unter dem gleichen Zwange, wie das Königreich Preußen und das Kurfürstentum Brandenburg, dem Zwange seiner Lage mitten zwischen den großen Mächten. Dieser Staat ist aus dem Engen in das Weite gewachsen, und seine Mittel haben sich ungeheuer vermehrt; der deutsche Kaiser ist nicht mehr der kleine Potentat, der sich, nach dem Ausgange des Dreißigjährigen Krieges, unablässig drehen und winden mußte, um seinem schöpferischen Drange zur Macht durch steten Wechsel von Gewalt und List die erste, grundlegende Betätigung zu schaffen; er ist nicht mehr das Haupt eines Staates, den man künstlich schelten mochte wie noch den Staat Friedrichs, eines Staates, den nur die Person seines Leiters in die Reihe der Großmächte erhob. Aber die Gefahren, die uns umgeben, sind noch immer die alten. Der jugendliche König Friedrich hat stolz als Eroberer in die Welt hineingegriffen, unreifer, aber mit dem gleichen suveränen Griffe wie Bismarck von 1862 bis 1870; der alte König seines letzten Lebensvierteljahrhunderts hat, ohne den Wunsch und die Spannkraft auf weiteres Wachstum ganz einzubüßen, vorsichtig und beinah ängstlich eine konservative und defensive Politik geführt; es ist kein Zufall, daß sie der Bismarckischen nach 1871 in diesem Grundzuge gleicht. Das Temperament der beiden war ähnlich genug, und Bismarck durfte ihm gelegentlich freier die Zügel schießen lassen als der König; in der Hauptsache aber suchten sie beide den Frieden und im Frieden die Kräftigung und die Deckung ihres neugeschaffenen Staates; Friedrich gegen Österreich als den einfürallemal unversöhnten Gegner gewandt, Bismarck gegen Frankreich, beide um Rußland in wechselndem Bemühen: wer den einen verstehen will, wird gut tun, die Wege des andern zu vergleichen, und wird dabei für die Naturgegebenheiten unserer europäischen Stellung manches lernen. Sie hat sich seit Bismarcks Spätzeit zur Weltmachtstellung erweitert, und unsere Front hat sich, wie wir alle wissen, verschoben. Europäische Macht sind wir doch auch heute vor allem geblieben, der „Albdruck der Bündnisse", die Sorge vor der Einkreisung von 1756, die natürliche Gegenarbeit des deutschen Staatsmannes gegen

diese Gefahr unserer geographischen Lage: das alles ist im Grunde, auch und gerade inmitten unserer Weltpolitik, unverändert geblieben gegen 1871 und 1763, und die tiefsten Lebensfragen unserer äußeren und inneren Zukunft hängen daran. Stehen wir in Tagen langsamer und peinvoller Vorbereitung auf künftige eigene Taten, in Tagen der Rüstung wie vor den Anfängen Friedrichs und Bismarcks? Stehen wir vor Tagen des Gegenschlags unserer Nachbarn gegen uns? So oder so: es sind die alten Grenzen, der alte Druck, noch immer der eine kontinentale Todfeind, und die Umwerbung der anderen kontinentalen Mächte; England als etwas ganz Neues dazu. — als letztes und unausweichliches Gebot allezeit das heroische Schlußwort des großen Kurfürsten von 1667: Allianzen sind gut, eigene Kräfte sind besser! Ein Zwang, den wir nicht geschaffen haben und dem wir uns nicht entziehen können, so sehr wir ihn durch Glück oder Unglück, Geschick oder Fehler beeinflussen mögen; er ist einmal unser Schicksal, solange diese Welt bleibt wie sie ist, und er ist die Grundlage auch unseres inneren staatlichen Lebens. Dieser Zwang hat die lebendigen Kräfte der preußischen Militärmonarchie entbunden und die Hohenzollern groß gemacht — weil sie das Zeug dazu besaßen, ihn zu ertragen, zu ergreifen, zu nutzen; er hat im neunzehnten Jahrhundert unsere Monarchie an der Spitze Preußens und Deutschlands erhalten — weil sie sich fähig erwies, ihm zu entsprechen; er hat unsere Verfassungsgeschichte bestimmt und bestimmt sie noch. Wir ersehnen uns eine freiere, gesteigerte Mitwirkung unseres Volkes an unserem Staate, eine verantwortungsbewußtere Mitwirkung der großen Parteien. Sind sie vorhanden oder bereit? Vermögen sie die alten Kräfte zu ersetzen oder doch neben sie zu treten? Können sie die gebieterische Forderung jener Lage unseres Vaterlandes zwischen lauter Gegnern erfüllen? Oder wird unsere Monarchie von neuem erweisen, daß sie auch künftig unersetzlich ist und daß sie den Speer des Achilleus noch besitzt, der auch die Wunden wieder zu heilen vermag? Tritt aus ihrem Schatten wieder, wie nun schon vier- oder fünfmal in ihrer Geschichte seit einem Vierteljahrtausende, der Genius hervor, der die Aufgaben persönlich bezwingt?

Fragen, die den Historiker wiederum an die Schwelle des politischen Streites heranführen: er überschreitet sie nicht. Genug,

daß er auch hier, auf diesem Boden unseres Daseins innerhalb der Welt, die Einheit von einst und jetzt wiederfindet: und hier am stärksten. Gerade in diesen Zeiten des drohenden Ernstes, der auswärtigen Gefahren hat Friedrich der Große seinen Nachkommen am meisten zu sagen und am meisten zu lehren. Und zwar aus dem irrationalsten und singulärsten aller Gründe: weil er der Genius war. Und hier, im Gebiete des Persönlichsten, liegt für den heutigen Tag seine unmittelbarste, sachliche Nachwirkung.

Ein halbes Jahrhundert hindurch hat einer der größten Menschen, die das reiche Zeitalter gekannt hat, die Krone Preußens getragen. Der Genius ist immer ein Geschenk; daß dieser Stelle ein Genius entsprang, ist trotzdem, soweit man da von einem Begreifen reden darf, einigermaßen begreiflich. Aus den Fürstenhäusern der deutschen Einzelstaaten hat der Schwung des siebzehnten Jahrhunderts, die Anspannung zur Macht und Tat, eine Reihe hervorragender Einzelner hervorgetrieben; in den Adern Friedrichs floß viel vom besten Blute dieser begabten Familien zusammen: hohenzollerisches, welfisches, oranisches, und gerade Hohenzollern und Welfen, beide hochstrebend, waren verschieden genug, um die Mischung recht wertvoll zu machen. Überdies: in seinem Träger und Herrn gipfelte zugleich die seit einem Jahrhundert emporbrängende Überlieferung des hohenzollerischen Staats; und in diesem Fürsten gipfelte eine Entwicklung des europäischen Fürstenlebens überhaupt, die bei weitem älter war. Friedrich, so wird man sagen können, faßte in sich, als Mensch, die Bildung der hohen Gesellschaft Europas zusammen, die über die Aufklärung, in der er unmittelbar wurzelte, in ungebrochener geistiger Reihe hinaufging bis mindestens zur Renaissance: eine Bildung des Geistes und des Geschmackes, von romanischer Prägung, von aristokratisch feinster Züchtung, von der man mit gutem Recht beobachtet hat, daß sie in der Revolution versunken und in dem bürgerlichen neunzehnten Jahrhundert nicht wieder erstanden ist. Sie leuchtet uns in ihm herüber, nur um so strahlender auf dem Hintergrunde der nachfolgenden Zeit, in dem Schloßherrn, der zwischen seinen Kunstwerken lebt, schauend,

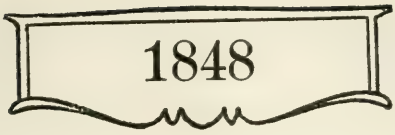
genießend, sammelnd, dem Musiker und Dichter, dem Schriftsteller und Denker, dem Künstler des Gespräches und der Empfindung. Das war der Mann dieser feinen und herrenhaften Kultur, von der uns auch in Deutschland überall die Schlösser seines Jahrhunderts erzählen, und der nachzufühlen wir so lange verlernt hatten. Auch sie, man weiß es, ergriff er als Genius: er drang mit unwiderstehlichem Triebe durch ihre glänzende Form, an der er sich mühte und freute, in die Tiefe des Sachlichen hinab und erfüllte sie mit seinem gewaltigen Ernste. Lebenslang hat er mit den Gedanken seiner Zeit gerungen, bis in sein Alter hinein weiterstrebend, weiterfragend, ein Gegner manches Neuen, auch im Geistigen konservativ als Greis, aber nichts weniger als starr: erst nach dem Siebenjährigen Kriege bildete er manche seiner Anschauungen neu und selbständig durch, und es waren positive und moralische Überzeugungen, die sein Bedürfnis und seine Erfahrung ihm damals verstärkte. Die Welt des schönen Scheines blieb ihm immer lieb; man wird seine Freude daran, die ihn in den Stunden der Nöte, in der Verzweiflung des Siebenjährigen Krieges so wertvoll getröstet, geschmeidigt, mit beinah religiöser Wärme erhoben und ihn hundertmal gestählt hatte, heute unbefangener mitempfinden als es den ersten Geschlechtern nach ihm möglich war; man wird das Kunstwerk des Bildungsmenschen in ihm mitgenießen, dem das Spiel seiner Verse und seiner Töne mehr war als Spiel. Wir freuen uns dieses quellenden Schaumes freier und graziöser Gedanken und feiner Worte, der Mischung von Nüchternheit und Weichheit, von Bosheit und Liebenswürdigkeit, von Schwung und Skepsis, die er der Aufklärung dankte oder mit ihr gemein hatte, als eines reizvollen menschlichen und historischen Schauspiels: sein Reiz wird heute vielleicht frischer genossen als ehedem. Aber das menschlich Ergreifende fängt doch erst da an, wo dieser zeitgeschichtliche prickelnde Reiz vergeht: erst da, wo die Gegensätze seiner Bildung und zugleich seines Wesens, auf die ich zum Eingange hinwies, sich über das Rokoko hinaus in das stark Persönliche steigern, wo Kälte und Wärme, Licht und Dunkel, wo alle Leidenschaften seiner gewaltigen Natur in unverbildeter Kraft erschreckend und erschütternd in blitzschnellem Wechsel gegeneinandertreten, Zorn und Groll und schneidender Hohn, Klage und Anklage, Verzweiflung und Haß, ein flutendes Ausströmen all seiner schmerz-

haften Seelenglut, der Schrei nach der Ruhe und nach dem Tode, und über allem die Selbstüberwindung, die jede Sehnsucht nach Rast und Selbstauslöschung heldenhaft niederwirft, die Selbstdurchsetzung, die den Kampf des großen Willens gegen die Welt nicht aufzugeben vermag, solange noch Atem ist in dem zarten und zähen Körper dieses hundertfach Gequälten und hundertfach Siegreichen. Da dringen die Naturlaute, scharf und gewaltig, über die Laute seiner Bildungskunst hinweg, das Deutsche in diesem Schüler der romanischen Renaissance, das Königliche im eigentlichen Sinne. Er umgab sich mit einer Welt graziösen Geschmackes und verständiger Phantasie — er schuf in einer Welt der rauhen Prosa und des harten und groben Willens. Der Mann des Geistes in ihm war wahrlich nicht unecht, Friedrich hätte ohne diese Ergänzung nicht leben mögen; der Mann der Wirklichkeit und der Macht war aber doch erst Er selbst.

Auch der König in ihm ist ein Schüler der Weltepoche der Renaissance, des Absolutismus, der Aufklärung, an deren Ende er stand. Er wurde, für das innere Staatsleben, für die befruchtende und alles regelnde Arbeit des Merkantilismus in Ackerbau, Gewerbe, Handel und Wandel, für diese schöpferisch zwangsmäßige Erziehung eines Volkes, mit all ihrem Segen und ihrem Unsegen: er wurde dafür zum höchsten Gipfel einer langen Kette; nur Napoleon I. ist ihm, als ein besonderes Massiv für sich, in dieser Bergesreihe noch gefolgt. Friedrich ist wie der größte Praktiker so der Systematiker dieses aufgeklärten Fürstentums und seiner Idee geworden; er kam als solcher über seinen Lehrmeister Friedrich Wilhelm I. bedeutend hinaus. Auch seine auswärtige Politik gehört in diese Reihe; er reicht in ihr dem Machiavelli die Hand, dem seine Jugendschrift die Pflichtenlehre der innerlichen Fürstenarbeit so pathetisch entgegengehalten hatte; er begann als Eroberer aus ganz persönlichem Triebe; und im Geiste seines Weltalters, kalt, von oben her über Länder und Völker entscheidend, hielt die Machtlehre seiner Diplomatie sich stets. Nur daß er eben doch an einen Staat gebunden war, den er geerbt hatte, an einen Organismus, der ihm gehörte, dem aber auch er gehörte und dessen Bedürfnisse seine Politik mit warmem persönlichem Inhalt, mit tiefer sachlicher Liebe, mit streng empfundener Pflicht erfüllten. Schon in den ersten Eroberungskrieg führte ihn doch zugleich das Lebensgebot dieses Staats, von dem er wußte, daß er sich auswachsen

müßte, wenn er bestehen wollte; und bald hat dieses Gebot seines Staates ihn durchdrungen und umklammert wie eine überpersönliche Macht. Er blickte zu seinem Staat auf und unterwarf sich ihm ganz und gar; er war dieser Staat und fühlte sich so, und fühlte sich doch als dessen Diener. Er setzte sich selber ein und durch, indem er für diesen Staat arbeitete und schlug; es gibt keine ergreifendere Durchdringung von Ehrgeiz und Pflicht, von Besitz und Besitzer, von starkem Subjektivismus und unbedingter Hingabe. Man kann finden, daß dieses Schauspiel am ergreifendsten bei dem alten hinwelkenden Herrscher wurde, der seiner Arbeit in übermenschlicher Selbstzucht die letzte Stunde und den letzten Hauch darbrachte, und sicherlich ist das ein Heldentum, das kein Held überboten hat. Das Allereigenste und Allerwirksamste zugleich ist doch sein kriegerischer Kampf gewesen: der Schwung, der ihn und sein schwerfälliges Preußen hinausdrängte in die große Welt der Tat, der weit über Friedrich Wilhelms I. tiefgehende Vorarbeit hinaus dieses Preußen erst innerlich belebt hat, der es durchglüht hat mit der Kraft des hohen Willens, der es geeinigt und beseelt hat durch Siege und Leiden ohne Zahl, der es behauptet hat in hundertfältigen Opfern, der ihm Selbstgefühl, Staatsgefühl, die „Nationalität" des großen Staatsvolkes eingehaucht hat, der ihm den Glauben gab an sein Dasein und seine Zukunft. Der Siebenjährige Krieg, der nur verteidigte und nur zertrat, der nicht ein Dorf hinzugewann, den König Friedrich in unerträglich steigenden Schmerzen geführt hat: er war doch dieses Königs eigentlichst schöpferische Tat, die nachwirkendste unter allen, die er vollbrachte, und die Geburtszeit eines neuen großen Reichs. Alles andere an ihm und seinem Werke hat geschwankt, ist niedergetaucht, wieder aufgetaucht und mag — wer denkt dies aus? — einmal versinken können: dieses Persönlichste ist stets geblieben und wird bleiben. Der Glanz dieser Schlachten, der helle Mut der ersten, die verzweifelte Festigkeit der letzten Jahre, das Bild dieses Königs, in allem Jammer unbezwinglich, stolz, mit allem Willen, mit jedem Gefühle festgeklammert an sein Werk, an sein Land; eines Königs, in dem sich die Leidenschaft des Genies durch die Treue, durch das Pflichtgefühl, durch den Glauben an seine Sache, durch Maß und sittliche Bindung adelt, wie sie es nie getan hat bei seinem Nachfolger Napoleon, dem Emporkömmling; das Bild

eines Mannes, den das Feuer unendlicher Nöte ganz echt erweist, und den eine zum Sachlichen gesteigerte Leidenschaft, die Kraft einer trotz allem unerschöpften, beispiellos reichen, beispiellos starken Seele zuletzt über alle diese Nöte hinaushebt, so daß er, nur durch diese Kraft allein, die Ausdauer seiner Feinde am Ende überdauert hat — dies Bild ist an Friedrich dem Großen das Größte, das eigentlich Große. Es gehört, über alle Gegensätze hinweg, zum Besitze der Menschheit; ich rechne es hier zumeist zum Besitze unseres Volkes. Der König als Held! es ist die früheste, die selbstverständlichste und doch für immer die stärkste und die neueste Art seiner Wirkung und seiner Würdigung. Es ist die Wirkung des ganz Einmaligen in ihm, eine ganz geistige und persönliche Wirkung, auf deren Wiederkehr kein Volk rechnen kann — wenn nicht doch in den großen Entscheidungen des Völkerlebens gerade das Irrationelle, das Unwägbare das Wirksamste und das Wirklichste wäre von allem. Es ist vielleicht wahr, daß in Zukunft ein Krieg gegen eine so umfassende Übermacht wie der Siebenjährige eine Unmöglichkeit ist; nur vergesse man nicht, daß er auch 1756 schon eine Unmöglichkeit war; wer hat das kluge Wort, daß der liebe Gott immer auf der Seite der stärkeren Bataillone sei, so ins Unrecht gesetzt wie König Friedrich selber, der es sprach? Wer in dem großen Könige das Lebendige, das Überlebende aufsucht, der wird das Lebendigste in diesem ungreifbaren Vermächtnis finden, das seine Preußen in den Freiheitskrieg und in die Einheitskriege begleitet hat, in dieser elementarsten geistigen Kraft, ohne die es kein lebensfähiges Volk gibt, in dem gläubigen Mute und dem Willen zum Siege, in dem klammernden Vertrauen zur eigenen Unzerstörbarkeit, aus dem die Größe fließt und von dem die Geschichte der Größe zeugt.


1848

Im März 1898

Nach all den Gedenkfeiern der letzten Zeit bringt der März 1898 Deutschland die eigentümlichste, die es begehen könnte: die Gedenkfeier seiner Revolution. Wieweit man sie feiern wird, weiß ich nicht; die Gedanken werden sich sicherlich überall in die Tage der Frühlingsstürme unseres Staatslebens zurückwenden. Den Älteren, denen, die 1848 schon mit Bewußtsein oder gar selbsthandelnd miterlebt haben, mögen es doch wohl Gedanken einer bereits halbverhüllten Erinnerung sein. Den Jüngeren wenigstens macht die Geschichte der Revolutionsjahre den Eindruck von etwas entschieden Fremdem; sie fühlen sich in eine andere Welt versetzt, und jene überlebenden Zeitgenossen müssen doch auch, ob nun mit Freude oder mit Betrübnis, empfinden, wie weit jene Welt zurückliegt. Was sind das für Laute, die über dieses lange halbe Jahrhundert hinweg zu uns herüberschallen! Feierlich die einen, lärmend die anderen — alle von denen unserer Umgebung weit verschieden. Eine andere politische Sprache; eine andere Art, zu handeln, ja zu denken; altfränkisch das Wesen, in der Reinheit wie in der Wüstheit seiner Äußerungen. Wo ist heute das Parlament, in dem erhabene Worte laut würden, wie die von Dahlmann, von Ludwig Uhland, von Jakob Grimm? Daß wir andererseits die Roheiten irgendwelcher vergangenen Tage in der Demagogensprache des heutigen nicht wiederfänden, wäre vielleicht eine allzu optimistische Behauptung; aber daß die Hetzreden so ganz gedankenlos, man möchte sagen: so naiv bombastisch, so naiv zügellos sein könnten, wie die Ansprachen und Aufrufe von damals, in ihrem fürstenfresserischen Hasse und ihrem selbstgewissen Demokratenstolze: das scheint uns Heutigen doch fast undenkbar. Jene Zeit berührt uns seltsam kleinstädtisch selbst in ihren größten und selbst in ihren häßlichsten Entfaltungen. Es ist eben die Hälfte eines Jahrhunderts, die uns von ihr trennt; und die Hälfte was für eines Jahrhunderts! Des wechselvollsten, rastlosesten, mächtigsten, das wir kennen; es hat uns aus der bescheidenen Enge von 1800, nach den gewaltigen Stößen seiner ersten fünfzehn Jahre, nach der starken Sammlung und den beginnenden Kämpfen des darauf folgenden Menschenalters, mit immer ge-

waltigerem Flügelschlage hinaus- und hinaufgetragen, unsere Welt immer rascher und rascher, immer weiter und weiter, bis in das Grenzenlose, gedehnt; seine Rätselfragen sind immer nur gewachsen, aber auch die Stärke, die es den Nationen verlieh, die Wucht, der Reichtum, die Zahl, die Fülle der Arbeit und der Macht. Wir wissen nicht, wohin das künftige uns treiben will; nur daß es Kämpfe und Aufgaben bringen muß, wie kaum eine Vorzeit, das prophezeit man ohne viel Gefahr eines Irrtums; und daß uns der Rückblick auf die Sturmesbahn des vergangenen den Mut für die Zukunft festigen darf, das soll man sich und anderen immer wieder in die Seele rufen.

In den Zeiten seit 1848 hat auch die Auffassung des Revolutionsjahres sich mannigfach gewandelt. Die Revolution war niedergeworfen worden; die einen widmeten ihr grimmigen Parteihaß, die anderen hielten ihre Ideale dankbar und tapfer fest und mühten sich, ihre offenbaren Sünden und ihre Schwächen, die Gewalttätigkeit der Barrikadenpolitik ebensowohl wie die ideologische Einseitigkeit, an der alles gelitten hatte, zu überwinden und die Wirklichkeit maßvoll und praktisch ergreifen zu lernen. Als die Tage dann kamen, in denen diese Ideale von neuem in den Vordergrund rückten, als die großen inneren und äußeren Schlachten um die Neuordnung Deutschlands geschlagen wurden, da hat man wohl die Gemeinsamkeit der Grundbestrebungen, die 1848 mit 1866 und 1870 verband, empfunden und gepriesen, aber zugleich die tiefe innere Umbildung des politischen Handelns und Denkens. Und als die Schule Bismarcks und des Realismus in Deutschland durchgedrungen war, etwa vom Ausgange der siebziger Jahre ab, ist 1848 in Mißachtung gefallen. Wie oft hat man seitdem mit dem Stolze des besseren Wissens und Könnens auf die Torheiten und Ausschreitungen der Kindheit hinunterschauen zu dürfen gemeint! Nicht ohne Berechtigung, insofern die Entwickelung ja immer in Stößen und Gegensätzen vor sich geht und eine Zeit erst dann recht sich selber gefunden zu haben pflegt, wenn sie so weit ist, ihre Vorgängerin, die letzte Generation, recht gründlich zu verwerfen und jener ihr Eignes selbstbewußt entgegenzuhalten. Diese Ungerechtigkeit gegen die letzte Generation ist leider einmal ein Zeichen, ein, wie es scheint, unerläßliches, wenn auch

nicht eben anmutiges Zeichen der Lebendigkeit und des Vorwärtsgehens. Allein auch solche Ungerechtigkeit hat ihre Zeit; der Historiker ist ohnehin im Grunde niemals berechtigt, sich ihr hinzugeben; und heutzutage darf man vielleicht bereits die Beobachtung machen, daß auch jenseits der engen Kreise der historisch Denkenden die Reaktion gegen jene Urteilsweise sich wieder anmeldet. Mindestens haben wir es nicht mehr nötig, 1848 einseitig zu befehden. Wenige werden sein, die das Sturmjahr noch überschätzen und seine Unarten auf die Gegenwart zu übertragen denken. Und es dürfte sich für uns ziemen, diese Vergangenheit nicht mehr als einen Teil der Gegenwart zu behandeln, dessen Tugenden oder Fehler wir eben heraussuchen, um sie für uns selber noch nutzbar oder um sie unschädlich zu machen: sondern als Vergangenheit. Als solche gehört sie nun, nachdem wir so vielfach anders geworden sind, doch bereits zum dauernden Eigentum unseres Volkes, zu seiner Geschichte, die ein Stück seines Wesens ist und schon deshalb Ehrfurcht von uns verlangt. Wir müssen aus der Parteilichkeit, aus Anklage und Verteidigung herauskommen. Leicht freilich ist das nicht: weil uns die Gewohnheit tagespolitischer Behandlung gern immer wieder in die historische Betrachtung einfließen möchte; leicht auch deshalb nicht, weil unser Wissen von 1848 unendlich geringer ist, als wir uns einzubilden pflegen. Wer aus den Schlagworten des überkommenen Urteils zur gerechten Würdigung vorzudringen strebt, der merkt auf Schritt und Tritt, daß die Tatsachen in ihrer feineren Besonderheit und ihrem wahren Zusammenhange doch noch ziemlich unbekannt sind; den drängt es überall, selbst tiefer zu graben, an die Stelle der Überlieferung, nach Kenntnis und Verständnis, eine eigene, erweiterte und gesichtete Anschauung zu setzen. Noch hat die deutsche Revolution ihren Historiker nicht gefunden. Heinrich von Sybel hat in seiner „Begründung des Reiches" wesentlich nur die Einheitsbewegung von 1848 in glänzender, klarer, ganz politisch gewendeter Darstellung, die natürlich in Stoff und Urteil nicht ohne Einseitigkeit sein konnte, überschaut. Bei weitem vielseitiger in der Erfassung des deutschen Daseins, seiner verschiedenartigen Schauplätze, seiner besonderen Richtungen und Betätigungen, bei weitem mächtiger in der künstlerischen Zusammenfassung all dieses

auseinander ſtrebenden Lebens, in der Größe der Zeichnung und der beſeelenden Kraft und Glut der Farbe würde das Bild geworden ſein, das Heinrich von Treitſchke im ſechſten Bande ſeiner Deutſchen Geſchichte zu malen vorhatte; er würde, natürlich in ſchroff perſönlicher Beleuchtung, etwas Ganzes geſchaffen haben, bedeutungsvoller und wuchtiger, als es wohl irgendein anderer vermögen wird. Aber ihn hat der Tod hinweggeriſſen, ehe er eine Linie ſeines Gemäldes gezogen hatte. Und wenn heute jemand an die verwaiſte Aufgabe ginge, ſo würde er ihre Fragen erſt alle von neuem ſtellen und ihre ungeheueren Stoffmaſſen erſt alle ganz von friſchem bewältigen müſſen: alle ſeine Wege hätte er ſich erſt zu ſuchen; ſie würden mannigfach anders laufen, als die der verſtorbenen Meiſter.

Dieſer Aufſatz will an die Tatſachen, ſo wie wir ſie heute kennen, einige Fragen, Betrachtungen, Schilderungen anknüpfen, auf die Probleme anſpruchslos hinweiſen, die ſich dem Revolutionsjahre darboten und die es uns darbietet, auf die Eigenart und den wichtigſten Inhalt ſeines Lebens. Und vielleicht ergibt ſich aus ſolcher Betrachtung, die unbefangen nur das Hiſtoriſche ſucht, daß doch am Ende ein guter Teil dieſes Lebensinhaltes, wenngleich in veränderten Formen, auch jetzt noch oder auch jetzt wieder zum Inhalt unſeres, des gegenwärtigen Lebens gehört. Wenn wir das feſtſtellen, ſo holen wir darum noch keine Waffen für die Gegenwart aus der Geſchichte und brauchen auch die Geſchichte ihresteils nicht aus den Schlagworten der Gegenwart zu meiſtern: aber die beiden Zeiten, ſo vielfältig von einander verſchieden, zeigen doch, indem ſo manches nach 1848 zunächſt länger zurückgedrängte Problem uns wieder näher getreten iſt, Gemeinſamkeiten, die das Verſtändnis aller beider erhellen und den innerlichen Anteil des Zuſchauenden beleben.

1.

Am 24. Februar 1848 erhob ſich Paris gegen den Thron Ludwig Philipps; das war die Eröffnung eines Jahres voll raſtloſer, Europa in beinahe allen ſeinen Ländern ergreifender und tief erſchütternder Bewegungen. Deutſchland haben ſie am ſtärk-

sten gepackt, für Deutschland haben sie das meiste bedeutet. *Woher stammten sie?*

Sie weisen alle zurück auf jene erste große Revolution, in welcher Frankreich sich umgebildet und für eine lange Zukunft die Gedanken einer neuen Zeit gewaltig ausgeprägt hatte, die Gedanken nationaler Selbstbestimmung, rechtlicher Gleichheit, innerer und äußerer Freiheit. Im Namen dieser Gedanken und kraft seiner eigenen entfesselten Volksenergie hatte Frankreich das Dasein aller Nachbarvölker ringsum durchgeschüttelt, allen die Spuren seiner zertrümmernden und beherrschenden Wirksamkeit eingedrückt. Die Völker hatten sich schließlich gegen den Druck der Fremdgewalt erhoben; sie hatten der gleichmachenden Revolution und dem universalen Kaisertume, dem Recht der aufgeklärten französischen Idee, die für alle Eine Formel hatte, das Recht ihrer eignen Volksart, das historische Recht der nationalen Besonderheit entgegengestellt: und diese beiden Strömungen, die revolutionäre des XVIII. und die historische des XIX. Jahrhunderts, haben sich von da ab immer gegenseitig befehdet und durchdrungen, abgestoßen und zuletzt versöhnt — das Staatsleben der Folgezeit haben sie gemeinsam geleitet. Alle die Ideale von nationaler Einheit, Eigenart und Freiheit sind ihr gemeinsames Ergebnis. Auch Deutschland hat dies, in unablässigem Wechsel seiner Geschicke, in immer neuem Ringen erfahren.

Es hat zuerst, nachdem es eben das Joch Napoleons zerbrochen hatte, in unbestimmtem Drange die Einheit zu pflücken geträumt, die man im leidenschaftlichen Gegensatze zu Frankreich besitzen wollte und deren erstes Vorbild doch gerade die französische Nationaleinheit gewesen ist. Aber weder die Verhältnisse selber, noch die bewußten Bestrebungen der Menschen waren nach 1815 irgend reif; noch auf lange hinaus blieb das deutsche Leben an den Einzelstaat gebunden. In getrennten und verschiedenen Geleisen liefen anderthalb Jahrzehnte lang die norddeutschen und die süddeutschen Staaten dahin. Im Norden vor allem Preußen, nach außen hin wenig bewegt, ohne sichtbares öffentliches Leben, von seinem Königtume und seinem Beamtentume weise und verdienstvoll geleitet, durch diese seine alten Herrschergewalten wirtschaftlich emporgeführt, zu staatlicher Einheit zusammengeschlossen:

eine Zeit unscheinbaren, aber reichen Gedeihens, und zugleich der vollen, oftmals engen Bevormundung, der Niederhaltung aller politisch selbständigen Kräfte. Im Süden die mittleren und kleineren Staaten, keiner von so innerlich schöpferischer Arbeit erfüllt, wie dieses stille norddeutsche Königreich, aber alle im lebhafteren Flusse der ersten Verfassungsbildungen, mit ihren Landtagen, den Pflanzstätten beginnender Selbstregierung, konstitutioneller Erfahrungen: auch diese aber eng begrenzt durch den Umfang der Staatsgebiete und durch den Umkreis der ihnen gewährten Freiheit. Über allem staatlichen Dasein, hier wie dort, der Druck der Restauration; der Deutsche Bund, der alle umschloß, ein Hohn auf die Einheitsträume von 1815; diese Träume geächtet, jede freiere Regung verboten und verfolgt. Schon hat die Enttäuschung den in Frankreich von neuem geräuschvoll emporsteigenden politischen Gedanken der ersten Revolution, dem oppositionellen, formalistischen Liberalismus der zwanziger Jahre den Zugang nach Deutschland eröffnet. Da gibt die Julirevolution von 1830 für einen Augenblick den liberalen Bestrebungen in Deutschland Luft; neue Verfassungen werden gewährt, und alsbald tritt auch die Sehnsucht nach der Einheit, merkwürdig geklärt und verstärkt, wieder aus dem Dunkel an das Licht. Allein der Rückschlag erfolgt alsbald. Wieder erzeugt die erneuerte Reaktion, und diesmal ungleich wirksamer als in den zwanziger Jahren, in der enttäuschten Nation radikal-liberale Gedanken. Und auch wo dieser nunmehr erst recht französisch gefärbte Radikalismus keinen Anklang findet, da erwacht, im Zusammentreffen geistiger Anregungen und einzelner grober, staatlicher Rechtsbrüche, überall, im Norden wie erst im Süden, das Gefühl des Mißbehagens, des Bedürfnisses, der Sehnsucht nach besseren, freieren, einheitlicheren Lebensformen für die Nation: aller Orten regt sich und wächst das politische Interesse.

Dieser *Liberalismus* empfand sich selber als eine vorwiegend geistig-politische Bewegung, als die Summe neuer Erkenntnisse und Bestrebungen, die den alten absolutistisch-ständischen Staat zu verdrängen berechtigt sei, als die neue Weltanschauung, in der sich die Freiheit gegen brutalen Zwang erhebe; er war von der Selbstverständlichkeit seines Rechtes durchdrungen.

Wer aber waren seine Träger? Er selbst hielt sich wohl für eine allgemeine, absolute Macht, der alles anhinge, was nicht durch Selbstsucht oder Blindheit an die Sonderinteressen der alten Gewalthaber, Monarchen, Aristokraten, Beamte, gefesselt sei: er war überzeugt, das allgemeine Interesse zu vertreten und setzte sich selber der Gesamtheit gleich. Und sicher ist, daß er keineswegs auf einen besonderen Stand beschränkt war; seine Gedanken wurzelten zum guten Teile in der allgemeinen geistigen Überlieferung der großen Revolution und der Aufklärung. Aber freilich hatten auch Aufklärung und Revolution, trotz ihrer ganz allgemeinen Ansprüche, im Bürgertum ihren eigentlichen Halt gehabt, und das Bürgertum war auch in Deutschland der wahre Träger der liberalen Forderung: soweit man soziale Mächte und allgemeine Doktrinen und Bestrebungen nur überhaupt gleich setzen darf, ist der Liberalismus die Doktrin des Bürgertums. Dieses war in Deutschland wie überall in der europäischen Welt im Aufsteigen, als Träger der neuen Bildung wie der neuen Wirtschaft, und alles, was diese beiden hob, kam ihm zugute. Jetzt erst, in den langen Jahren des Friedens, konnte sich die neue große Industrie in Deutschland ruhiger entfalten; im Süden, im Westen Deutschlands, in Sachsen wuchsen die Fabriken, der Handel, die Städte stärker heran, im Osten traten Berlin, Breslau, Königsberg hervor. Aber erst der Zollverein (1834) gab dieser Entwicklung den rechten Halt und einen mächtig weiterführenden Anstoß. Er erst schloß die wirtschaftlichen Kräfte über Deutschland hin zusammen, schuf ein nationales Wirtschaftsgebiet mit landschaftlicher Arbeitsteilung, sicherem Austausche, weitem Absatze; Handel und Gewerbe traten erst durch ihn auf die nationale Stufe hinauf. Wie dieser Zusammenschluß deutscher Einzelstaaten durch Preußen den nationalen Staat praktisch, politisch vorbereitete, so entsprang er seinerseits aus dem Bedürfnisse des Wirtschaftslebens nach nationaler Ausdehnung, und so kettete er die wirtschaftlichen Interessen unlöslich an die Einheit, an die Nation, und hob er diejenigen sozialen Gewalten, die ohnehin, auch aus idealen Antrieben, die Einheit erstrebten, in ihrer wirtschaftlich-sozialen Bedeutung ganz ungemein: eben die bürgerlichen Kräfte. Erst der Zollverein entwickelte nun das Gewerbe wirklich in größerem Stile; und ihm,

der Schöpfung der ersten dreißiger Jahre, fügte sich alsbald, noch vor deren Ende, in der Eisenbahn das zweite wirksame Glied dieser Kette bürgerlichen Gedeihens und nationaler Verbindung an. Seitdem blühte der Mittelstand in sichtbarer Schnelligkeit voller und voller auf; seitdem setzte sich unter ihm, in seinen Fabriken, seinen Städten, ein neuer vierter Stand, unablässig zunehmend, an, und die Entwicklung beider geht von da ab parallel. Noch lange aber überwog und führte ganz und gar das Bürgertum. Und untrennbar bleibt von dessen materiellen Fortschritten der Fortschritt des Liberalismus. Wie das Selbstbewußtsein des Bürgertums, bei den greifbaren wirtschaftlichen Erfolgen seiner oberen Kreise, bei dem noch anhaltenden Wachstume des Gesamtstandes an Gewicht und an Besitz, sich mehrt, so verstärkt sich auch sein politisches Bewußtsein. Wie er am eignen Leibe die Unfähigkeit des alten Staates empfindet, den neuen großen Verhältnissen von Verkehr und Produktion Genüge zu tun, die Schwerfälligkeit des alten Beamtentums gegenüber dieser erweiterten Welt, die Hemmnisse der alten wirtschaftlichen Gesetzgebung an so vielen Stellen; wie er das Bedürfnis spürt, seine neuen Interessen auch selbständig im Staate, durch eigne politische Macht, wirklich vertreten zu können; wie er sein Gedeihen dergestalt immer sichtbarer mit den öffentlichen Einrichtungen verknüpft sieht — so wächst auch in ihm der aktivliberale Zug, die geistig-politische Überzeugung von der Unhaltbarkeit der bestehenden Willkür im Verfassungsleben und der ererbten Schwäche der Gesamtnation. Geistige und materielle Bewegungen befruchten und steigern einander, die Bildung erhöht die Leistungsfähigkeit wie die Ansprüche des Bürgertums, und die großen Leistungen materieller Art verleihen der bisher wesentlich formalistischen Bildung allmählich einen langsam, aber stetig zunehmenden Drang auf das Reale. Realismus wird in den vierziger Jahren zum Losungsworte der Dichtung, und auch die politische Gesinnung fängt an, aus der französischen Allgemeinheit und Zügellosigkeit zu realerer, maßvollerer Art emporzustreben; man sucht, zu England in die politische Schule zu gehen. Politik aber wird in diesen Jahren zur Leidenschaft der Deutschen. Sie durchdringt die schöne Literatur; sie entzündet, im Gegensatze zu französischen Drohungen (1840), einen heißen nationalen Pa-

triotismus, und dieser findet bald in Schleswig-Holsteins Widerstande gegen Dänemark (1846) eine neue und starke Nahrung; nationale und liberale Wünsche und Forderungen hallen durch alle Lebenskreise, alle Teile des deutschen Landes. Denn auch den Norden erobern sie jetzt erst ganz, seit mit Friedrich Wilhelm III. für Preußen die alte Zeit in das Grab gesunken ist und sein hochbegabter, unberechenbarer Sohn in unablässigem Wechsel von Anziehung und Zurückstoßung, von Hoffnung und Enttäuschung die weiten Massen der preußischen Bevölkerung in Fluß gebracht hat. Friedrich Wilhelm IV. und der Geist der unruhigen Tage wirken zusammen. Da schien, von 1840 bis an 1848 heran, alles Alte sich umbilden, wenigstens sicherlich sich auflösen zu wollen. Die allgemeinen Verfassungsfragen, die kirchlichen Fragen — Deutschkatholizismus auf der Seite der einen, freie Gemeinde auf der der anderen Konfession —, wirtschaftliche Gegensätze von Freihandel und Schutzzoll, von Fabrikanten-, Handwerker- und Arbeitertum, wirtschaftliche Notstände wie das Elend der schlesischen Weber, Jahre von Mißwachs und Hunger; dann alle die einzelnen Maßregeln des Königs, sein Experimentieren mit der Presse, mit den Provinziallandtagen, mit Landtagsausschüssen, mit einem Gesamtlandtage zuletzt: eine dieser Erregungen drängt die andere, die alte Schweigsamkeit ist wirrer, nervöser Hast, das alte ruheselige Vertrauen einer bitteren, gereizten Kritik gewichen. Zuletzt faßt 1847 jener große preußische Landtag, der „Vereinigte Landtag", alle Gegensätze und Forderungen in sich zusammen: eine erste imposante Darstellung aller politischen Kräfte des preußischen Landes und auch seines Bürgertums. Aber aus dem lähmenden Widerspruche gegen die Halbheiten und den ständisch-patriarchalischen Eigenwillen des Herrschers kommt auch dieser Landtag nicht heraus, die neue Zeit wirft in ihm der alten die Kriegserklärung entgegen — zu schaffen vermag man in diesem Wirrsal noch nichts. Überall aber in Deutschland ist der Boden heiß geworden, so wie hier. In Bayern hat König Ludwig I., auch er, wie Friedrich Wilhelm IV., ein Mann unberechenbarer persönlicher Neigungen, einer der Erreger für die fiebernde Zeit, nach zehnjähriger dumpfer Parteiherrschaft 1847 sein klerikales Ministerium gestürzt, zugleich aber sich selber durch den Skandal seines

Verhältnisses zu Lola Montez um die Achtung seiner Untertanen gebracht. Das entrüstete München steht vor dem Ausbruche öffentlicher Wirren, die nicht eigentlich politisch im grundsätzlichen Sinne sind, aber doch, in der Gewitterluft dieser Tage, weite politische Folgen nach sich ziehen können und beinahe müssen. In Baden, wo von jeher der Einfluß der französischen Ideen besonders stark gewesen war, muß in diesen selben Jahren die Reaktion einem liberalen Ministerium weichen, und gegen dieses läuft ein immer extremerer Radikalismus, der bis zu unbedingt republikanischen Gesinnungen fortschreitet, Sturm. In Württemberg, beiden Hessen, in Sachsen drängt es zur Krisis; überall herrschen die alten Gewalten noch, fast überall im Sinne der Reaktion von 1834, überall umrauscht und bedroht sie eine steigende Flut der Opposition, und das Selbstvertrauen der Regierenden sinkt. Es ist allzu deutlich, daß das alte System in sich erschöpft ist. Die wirtschaftliche Entwicklung entzieht sich ihm, fühlt sich beengt und geschädigt; die geistig Lebendigen sind fast alle in das liberale Lager hinübergegangen; die Blüte der Nation hat sich von dem Bestehenden losgesagt. Immer stolzer schwillt das nationale Verlangen empor; da es noch keine einheitlichen öffentlichen Organe besitzt, so schafft es sich solche in den freien Versammlungen der Gelehrten, in den freien Tagungen der Abgeordneten von gemeinsamer Parteistellung. Die Germanisten — die historischen, philologischen und juristischen Erforscher deutscher Vergangenheit und deutschen Wesens — stellen zu Frankfurt und zu Lübeck 1846 und 1847 bereits das Programm von Einheit und Freiheit in großen idealen Formen, mit ungeheurem Eindrucke auf: der Drang der Wissenschaft und der öffentlichen Meinung klingen jubelnd zusammen. Die Parteitage (1847) arbeiten bereits die möglichen Fassungen der künftigen Reformen durch: hier liberal, konstitutionell, monarchisch, dort demokratisch, republikanisch; daneben werden die kommunistischen Lehren laut und sammelt sich im Süden, im Westen die ultramontane Partei. Der Absolutismus hat sein großes Werk längst getan und ist gerichtet; der Deutsche Bund, der nie etwas gewesen ist, soll endlich einem deutschen Staate weichen. Selbst die den Bund erhalten wollen, denken an seine Reform: er soll einheitlicher, lebensvoller, freier werden. Die

Entschlossenen aber wollen ihn sprengen: er ist nur ein Bund der Fürsten; an seine Stelle trete, ganz einheitlich und ganz volkstümlich in seiner Ordnung, das Deutsche Reich. Der Bau des greisen Gründers und Hüters der alten Formen, des Fürsten Metternich, kracht in allen Fugen. In der Welt geht das System der Reaktion in Scherben. Wohl schließt sich in Frankreich Ludwig Philipp, einst selbst von der Revolution emporgehoben, jetzt längst konservativ geworden, diesem Wiener Systeme an, aber sein Thron ist im Wanken. Im Winter 1847 erringt, im Schweizer Sonderbundskriege, die europäische Bewegungspartei unter England über die des Beharrens, über Metternich, einen glänzenden Sieg. Und schon bebt der Boden in Italien, in Ungarn; in England droht die sozialdemokratische Revolution der Chartisten, sieht sich das Bürgertum, das dort bereits in die Herrschaft eingetreten ist, von dem nachwachsenden Proletariate hart bedrängt. Vollends in Frankreich ist das Bürgertum seit 1830 allmächtig; sein Geldadel hat den französischen Staat ganz an sich gebracht, ihn ausgebeutet und entnervt: auch hier regt sich, im unklaren Bunde mit den revolutionären Überlieferungen der politisch Radikalen, der Groll der vernachlässigten Arbeiter; und hier nun bricht in jenem Februar 1848 diese doppelte Bewegung unwiderstehlich los. Die Revolution rauscht daher.

Aus unendlich vielen Quellen war sie zusammengeflossen. Der Westen Europas war weiter voran als seine Mitte; dort handelte es sich der Hauptsache nach bereits um eine soziale Revolution des vierten Standes gegen das Bürgertum. In Deutschland wogt alles durcheinander: bürgerliche Forderungen und die der anderen sozialen Schichten in Stadt und Land; man will Reformen der Wirtschaft, des Rechts, Freiheit, Einheit, Verfassung der Staaten und der Nation. Suchen wir, in dieser alles umfassenden Bewegung die einzelnen Richtungen, die einzelnen Kräfte zu sondern und nach ihrer Stärke und ihren Erfolgen abzumessen.

2.

Erstaunlich rasch hat sich der Pariser Anstoß auf alle deutschen Gebiete übertragen; einen wahren Triumphzug trat die „März-

revolution" durch Deutschland an. Er ist ihr beinah überall leicht gemacht worden. Freilich so, daß das Volk nur seine Wünsche hätte auszusprechen brauchen, war es denn doch nicht: bis an die Schwelle der unmittelbaren Gewalt kam man an den meisten Stellen, und an den wichtigsten ging es nicht ohne ernstliches Blutvergießen ab. Das aber ist wahr: so gleichmäßig vollzog sich schließlich überall der Sturz der alten Regierungen, daß man fast den Eindruck eines Naturprozesses gewinnt. Die Einrichtungen und die Gesinnungen, das zeigt sich in allem, waren in einem seltenen Maße für die plötzliche Umwälzung reif.

Nur aufzählen darf ich an dieser Stelle die Ereignisse. Fast überall knüpfen sie sich unmittelbar an die Pariser Hergänge an. Die Unruhe ergreift das Volk, sammelt sich in den größeren Städten, der Regel nach in den Hauptstädten, führt zu Massenversammlungen, zu Petitionen, zu Drohungen; wo die Liberalen bereits in der Macht sind, dringt zugleich eine völlig jakobinische Strömung gegen sie hervor; in mehr als einer Landschaft regt sich das Bauerntum mit bedrohlicher Gewaltsamkeit gegen die Schlösser. Im Königreich Sachsen, wo Leipzig den Reigen führt, in Kurhessen, dem Schmerzenslande der deutschen konstitutionellen Entwicklung unseres Jahrhunderts, wo Hanau der Sitz des Widerstandes wird, rüsten sich die Regierungen zu bewaffneter Gegenwehr. Aber zuletzt ist überall das Ergebnis das gleiche. An vielen Orten bereits in der ersten Woche des März, an den meisten wenigstens innerhalb der ersten Monatshälfte werden die Kabinette erneuert: die Märzminister treten in das Amt. So geschah es, mit mancherlei Abweichungen im einzelnen, in den drei süddeutschen Mittelstaaten, den beiden Hessen, den mittel- und norddeutschen Staaten; in Bayern dankte König Ludwig, persönlich tief erbittert, ab; Hannover folgte dem allgemeinen Drucke etwas später als die übrigen Länder, aber es folgte doch auch. In Wien brach Metternichs Macht überraschend schnell vor dem Ansturme der Volksmassen und vor der stillen Gegnerschaft der kaiserlichen Familie zusammen: am 13. März trat der alte Staatskanzler, der Mitteleuropa so lange überherrscht hatte, würdevoll, aber kampflos zurück. Und dann erhob sich die Revolution — ich habe davon später noch einmal genauer zu handeln — gegen den stärksten

Halt der konservativen Gewalten, das preußische Königtum; am 18. und 19. März kämpfte man in Berlin, und die Krone demütigte sich vor den Barrikaden. Friedrich Wilhelm IV. warf ganz herum: mit seinen neuen Ministern wollte er sich an die Spitze des neuen Deutschlands stellen.

Aber die deutsche Bewegung ging in andere Bahnen. Die Versuche der alten Kabinette um die Weiterbildung des alten Bundes sanken mit dem Ausbruche der Revolution ganz von selber in sich zusammen. Auch der Anlauf der neuen westdeutschen Regierungen, durch Verhandlungen mit den Einzelstaaten die Neugestaltung des Gesamtvaterlandes herbeizuführen, scheiterte an der inneren Niederlage der preußischen Krone. Das Angebot des Königs, jetzt seinerseits dieses Deutschland zu leiten, in dem er sein Preußen „aufgehen" lassen wolle, traf auf den Hohn der Demokratie, den Widerstand der Macht und hatte selber jetzt keine Macht hinter sich. Vielmehr jene freien Parteiversammlungen von 1847 fanden jetzt stärkere Nachfolgerinnen, und diese Versammlungen waren es, welche im Namen der Volkssuveränität, die sie zu verkörpern behaupteten, die nationale Frage in ihre Hände nahmen. Zu Heidelberg tagte, vom 5. März ab, die erste; von ihr ging das große Vorparlament zu Frankfurt aus (31. März bis 4. April); von diesem, dem sich der erlöschende Bundestag dabei klug anfügte, die Berufung der eigentlichen Nationalversammlung. Und diese trat, auf Grund des allgemeinen Stimmrechts in allen deutschen Ländern gewählt, von den Regierungen tatsächlich anerkannt, aber mit dem Anspruch auf die alleinige, selbständige Vollmacht zur Ordnung der deutschen Gesamtverfassung, am 18. Mai 1848 in der Frankfurter Paulskirche zusammen: das höchste und größte aller Parlamente, die Deutschland bis heute geschaut hat. Schon waren an einzelnen Stellen demokratische und nationale Gegner der neuen suveränen Versammlung losgebrochen: in Baden war Heckers republikanischer Putsch im April niedergeworfen, in Posen mußten sich die Deutschen gegen die überwuchernde Gewalt der Nationalpolen verteidigen. Aber diese Wolken zogen vorüber; das Parlament konnte, inmitten der gespannten Erwartungen der Nation, sein Werk beginnen: ohne einen offenen Widersacher, der noch aufrecht dagestanden

hätte, in einer Hoffnung und einem Vertrauen sondergleichen, umwogt von dem Jubel frischer und frühlingshafter Begeisterung. Es ging daran, im Sinne seines hellen Idealismus Deutschland die neue Form zu geben, wie sie dem neuen Geiste, der das Parlament geschaffen hatte und trug, entspräche.

Das waren die Ereignisse: sie erreichten von diesem 18. Mai ab ihre Höhe; sie strebten nun auf politischen, parlamentarischen Wegen zu politischen Zielen der Einheit und der Verfassung hin. Aber waren die Elemente, die bis dahin hervorgetreten waren, alle wirklich vornehmlich politisch gerichtet?

Das ist zweifellos: die vorherrschende Farbe gaben der Bewegung von Anfang an und überall das Bürgertum und jene, seine Ideale. Selbst in Baden, wo der Volksführer Hecker sich einmal einen Sozialdemokraten nannte, war in diesen Führern, den Struve, Fickler, Brentano, kein sozialistischer Zug. Es waren Anhänger der Volkssouveränität, der Republik, der Demokratie, aber nicht des Kommunismus. Und hier, wie überall, waren durch die tobenden Volksmassen zunächst lediglich die alten, liberalen Vorkämpfer in die Ministersessel gehoben worden, durchaus Mitglieder und Anhänger des Bürgertums.

Dennoch haben die tieferen Schichten in Stadt und Land, obwohl ihr Druck derart dem Bürgertume vornehmlich zugute kam, zugleich etwas Besonderes für sich erstrebt. Vor allem für das Landvolk führte die Revolution eine Bewegung zu Ende, die im XVIII. Jahrhundert begonnen hatte, fast in allen deutschen Territorien bereits Gesetze hervorgetrieben, Besserungen durchgesetzt hatte, fast überall aber wieder in das Stocken geraten war: jene Bewegung, die sich auf die Befreiung des Bodens und seiner Bewohner von allen Arten persönlicher und dinglicher Gebundenheit und Belastung richtete. Überall war da die Lage verschieden; noch aber bestand eine bunte Fülle von Lasten; auch in Preußen war man ja seit einem Menschenalter, seit sich der Staat dem Adel stärker zur Verfügung gestellt hatte, der Regulierungs- und Ablösungsarbeit untreu geworden. Der Bauer hatte noch mancherlei zu leisten und zu klagen; ganz abgesehen von dem besitzlosen Landarbeiter, dem Opfer und Stiefkind der agrarischen Reform. Diesem ist auch weiterhin nicht geholfen worden; die

Reform selber aber ist durch den Stoß von 1848 wieder in Fluß gebracht worden. Gleich anfangs erhoben sich in Baden und Württemberg die Bauern gegen die Herren, warfen deren Bücher ins Feuer, beseitigten die gehaßten Rechte mit Gewalt. In Sachsen steckten sie dem Fürsten von Schönburg sein Schloß zu Waldenburg in Brand. In Preußen gärte es mannigfach; in den österreichischen Ländern gar wurde das Bauerntum zu einem wesentlich mithandelnden Faktor der Revolution. Im ganzen wissen wir, wie es scheint, von dieser agrarischen Seite der Ereignisse noch viel zu wenig; wir kennen die Wirkungen der Revolution in dieser Hinsicht besser als ihre Erscheinungen. Denn das ist einer der durchgehenden Züge der Gesetzgebung, die 1848 und in den folgenden Jahren in den verschiedenen Staaten Deutschlands zustande kam: überall wendet sie sich der Reform der ländlichen Verhältnisse gleichmäßig und entschieden zu; und so stark wirkte der Druck nach, daß es in Preußen gerade der Reaktionsminister Manteuffel gewesen ist, der (1849—1850) den Abschluß des alten Reformwerkes energisch in seine Hand nahm. Allen Staaten gemeinsam war die Aufhebung des Jagdrechtes auf fremdem Grundstücke, jenes Privilegs, das so viel Schaden und Zorn angerichtet hatte, und dem auch das Frankfurter Parlament selber in seinen „Grundrechten" ein Ende machte. Im übrigen ist jene Gesetzgebung so vielförmig, wie die lokalen Verhältnisse es waren; aber so gut wie nirgend fehlt sie; die größte Rolle spielte sie im Wiener Reichstage. Überall geht sie auf Herstellung des Volleigentums, auf freie Bewegung des Menschen und des Bodens, auf Ablösung oder Aufhebung von Diensten und Lasten aus: alles im Sinne der liberalen Epoche, dem schon die Arbeit Schöns und Hardenbergs entsprungen war; Befreiung von Banden, aber auch Freiheit der Verfügung — der einzelne wird auf sich selber gestellt; wenn er dann künftighin seinen Besitz verkauft, das Bauernland im Herrenlande aufgehen läßt, so hindert ihn der Staat auch daran nicht mehr. Die liberale Revolution blieb hier ganz in den Bahnen ihres eigensten Prinzips. Und auch darin blieb sie ihrem allgemeinen Wesen getreu, daß sie hier, auf dem Lande, dem kleineren Besitzer wohl gegen den Edelmann zu Hilfe kam, aber den Landarbeiter seinem Schicksale überließ.

Auch auf dem Lande mögen übrigens mehr oder minder kommunistische Wünsche laut geworden sein; sie haben nichts erreicht und sich nie eigentlich bedeutsam betätigt. Das eigentliche Gebiet des Kommunismus war die Arbeiterschaft der Städte: und da ist er keineswegs ganz unbedeutend gewesen.

Diese Arbeiterschaft wird in einer künftigen Geschichte der Revolution von 1848 vermutlich eine größere Berücksichtigung finden, als in den früheren. Der Blick hat sich uns, durch unsere eigenen Erlebnisse, für diese Dinge geschärft. Freilich hinter der Wirksamkeit des Proletariats in den Pariser Vorgängen desselben Jahres steht die selbst des Berlinischen unendlich weit zurück. Daß die Arbeiter wesentlich mitgeholfen haben, die Barrikadenkämpfe zu führen, ist allgemein anerkannt; seitdem aber haben sie es niemals vermocht, sich irgendwo im Vordergrunde zu erhalten, sie waren dazu noch nicht stark und nicht geschlossen genug. Sie mußten sich im großen und ganzen den bürgerlichen Aktionsgruppen angliedern, wenn sie überhaupt wirken wollten; und in der Tat gehen die Arbeiterführer, selbst die bewußt sozialistischen, zuletzt mit in den Strom der bürgerlich-demokratischen, politischen Revolution ein und in ihm so ziemlich unter. Indessen haben die Arbeiter doch, wo sie es vermochten, sich selbst, unter der Fahne ihres besonderen Programms, zur Geltung zu bringen versucht, und an Bemühungen, eine Standesorganisation von eigener Kraft zu schaffen, fehlte es nicht. Die Berliner Revolutionschronik gibt so mancherlei charakteristische Berichte über die Versammlungen, die Reden, die Flugschriften der Arbeiter, in denen die stärksten Forderungen offen ausgesprochen werden; Berlin fühlte sich von den Arbeitermassen bedroht, suchte sie zu begütigen und im Zaume zu halten: die bürgerliche Bürgerwehr hat zuletzt doch mit ihnen in offenen Kampf treten müssen. Und von Berlin aus strebte der Schriftsetzer Born seine Standesgenossen einheitlich zusammenzufassen, nicht ohne Fühlung mit dem unzufriedenen Kleinbürgertume, aber zuletzt doch mit ganz proletarischen Sonderzielen. Ein Arbeiterkongreß tagte, nach mancherlei Vorversammlungen, im August in der Hauptstadt, ein Zentralkomitee wurde dann in Leipzig errichtet, eine Zeitung geschaffen, deren Programm sozialistisch und revolutionär war, Massenversammlungen, engere land-

schaftliche Kongresse wurden veranstaltet, die Süddeutschen, die Nordwestdeutschen allmählich an den Bund herangezogen, bis ihn (seit 1850) die Reaktion zersprengt hat. Und noch weit schärfer, mit bitterster Leidenschaft, haben von Köln aus Marx und Engels in ihrer Neuen Rheinischen Zeitung den Kommunismus gepredigt und ihn zu organisieren gestrebt; sie erklärten sich für alle Gegner der bestehenden deutschen Gewalten, auch gegen das Frankfurter Parlament; Vereine von verwandter Tendenz bestanden im Rheinlande, in Hessen, auch eine Zeitlang in Berlin. Und überall, wo die Großindustrie bereits zu Hause war, hat sich, ob nun im Sinne von Marx oder von Born, der Arbeiterstand zu sammeln begonnen; der Arbeiterverein von Köln hatte 7000, der in Breslau 1200 Mitglieder; Sachsen, Schlesien, Berlin, Hamburg, die Rheinprovinz und Westfalen gaben den fruchtbarsten Boden ab. Die Erinnerung an diese Agitation ist der Nachwelt in dem größeren Bilde der bürgerlichen Bewegungen einigermaßen verschwunden und erst spät hat man sie wieder ausgegraben. Vergessen wird man sie nicht, auch wenn man sie nicht überschätzt. Noch war die wirtschaftliche Entwickelung in Deutschland nicht so weit gediehen, um die Arbeiter als solche in die erste Reihe zu schieben. Errungen haben sie, im Gegensatz zum Bauerntum, 1848 gar nichts; im Ergebnis bleibt es ganz die bürgerliche Revolution. Nach oben und nach unten hin hat der Mittelstand damals sich selber durchgesetzt.

Auch dieser liberale Mittelstand ist natürlich nichts weniger als eine einheitliche Masse, auch in ihm sind die Schichten und die Bestrebungen vielfältig geteilt. Er umfaßte einmal die freien gelehrten Berufe, die Gelehrten im engeren Sinne und die Schriftsteller, die Juristen und die Ärzte. Die Kreise der höheren Bildung waren in überwiegendem Maße liberal und national, die Universitäten in der großen Mehrzahl ihrer führenden Vertreter auf der Seite, ja an der Spitze der Bewegung; wie wenige bedeutende Namen stehen auf der eigentlichen Rechten! Wie isoliert ist Leopold Ranke, der konservative Monarchist, unter seinen historischen Fachgenossen! Selbst seine wissenschaftlich nächsten Schüler entfernen sich auf diesem Felde weit von ihm. Auf den Universitäten hatte sich der neue Geist recht eigentlich entwickelt;

die politischen Lehrer der Nation kamen zum guten Teile von ihnen her. Aber auch das Beamtentum entzog sich dem Strome nicht; bis in seine obersten Stufen hinauf war die Überzeugung stark, daß das alte System überlebt sei. Alle diese Berufe vereint lieferten den Grundstock der aktiven Politiker. Hinter ihnen aber stand, ihnen in der Bildung eng verbunden, die eigentlich wuchtige Menge des erwerbenden Bürgertums, die größeren und mittleren Kaufleute, Industriellen und Techniker, und so fort bis in die Schichten des Kleinbürgertums, des Kleinhandels und Handwerks hinunter. Noch hielten sie alle im wesentlichsten zusammen, noch waren sie wohl alle, im weitesten Sinne, liberal. Es wird eine Hauptaufgabe einer wirklichen Geschichte von 1848 sein, nach den Staaten und den Landschaften es möglichst genau festzustellen, ob und wieweit sich hier und dort die politischen Parteien mit jenen sozialen Schichten innerhalb des bürgerlichen Gesamtstandes gedeckt haben, die Gemäßigten etwa mit den Höheren und Mittleren, die Radikaleren mit den Unteren, und wieweit die politischen Gesinnungen doch zugleich über diese äußeren Zugehörigkeiten hinweggriffen.

Nun versteht sich freilich, daß das Ganze der politischen Gesinnungen, das wir Liberalismus nennen, all seine Schattierungen zusammengefaßt, doch auch wieder einen sozialen Charakter hat. Der Liberalismus ist eben, wie bereits ausgeführt wurde, in letzter Linie die Welt-, Staats- und Wirtschaftsanschauung des Bürgertums, und auch seine speziell politischen Forderungen sind sozialen Inhalts, insofern sie bewußt oder unbewußt zuletzt zu Gunsten des Mittelstandes erhoben werden; so stehen sie den Parteiforderungen des Landadels einerseits, der Arbeiter andererseits, als Klassenprogramm gegenüber. Aber noch innerhalb dieses Programms gab es wirtschaftliche und soziale Forderungen im engeren Sinne. Die sind nach Landschaften und Schichten verschieden, und gelegentlich widerstreiten sie einander. Insbesondere taten die Handwerker ihre Klagen und Ansprüche kund. Schon litt das Handwerk an den meisten Orten unter der aufsteigenden Großindustrie, wenngleich die härtesten Zeiten erst noch kommen sollten; schon war die alte Gewerbeverfassung so gut wie überall tatsächlich und auch rechtlich an vielen Stellen gesprengt. Die

Meister tagten jetzt und sprachen neben den konstitutionellen zünftlerische Wünsche aus; Preußen hat ihnen wirklich 1849 eine Einschränkung seiner Gewerbefreiheit zugestanden. Aber sie schwammen gegen den Strom; die herrschende Richtung des Zeitalters ging auf die wirtschaftliche Freiheit hin, und unter deren Zeichen stand doch auch 1848 der Hauptsache nach. Die neue Industrie verlangte, insbesondere in ihren süddeutschen Gruppen, nach außen Schutz gegen die fremde Konkurrenz, innerhalb der Nation aber eine möglichst ungehemmte Bewegung, die diesem schöpferischen Unternehmertume hier wie überall erst die volle Entfaltung seiner starken persönlichen Kräfte und die möglichst rasche und hohe wirtschaftliche Leistung gestatten sollte. Da stieß man sich eben immer noch an dem „Polizeistaat", der von seiner alten und ehedem so großen Überlieferung des Regulierens nicht lassen mochte und dabei den weiten Kräften der Zeit unzweifelhaft nicht mehr gerecht wurde. Der Fortschritt lag noch auf der Seite der vollen Freiheit, und nicht so sehr um den Schutz der Arbeiter gegen die Einseitigkeit dieser Freiheit handelte es sich in der damaligen Praxis des bestehenden Staates, als um die Reste unproduktiver Bevormundung und Einschränkung. Der Gang der Dinge hat ja dann wirklich, durch den Zollverein, innerhalb der zwei nächsten Jahrzehnte diese Reste beseitigt und die volle Gewerbefreiheit überall in Deutschland zum Siege geführt: in diese Richtung weisen auch die Bestrebungen von 1848, die „Grundrechte" der Reichsverfassung verlangen Freizügigkeit, Freiheit der Berufstätigkeit, der Vermögensverfügung. Der alte Staat erhielt seinen entscheidenden Stoß; die wirtschaftliche und soziale Wirkung des Revolutionsjahres diente den Interessen der oberen und mittleren Teile des Bürgertums.

Jedoch es ist gewiß: nicht so sehr das Interesse wie die Freiheit selber, als Selbstzweck, als Ideal empfunden, die politische Freiheit, stand während der Revolution im Vordergrunde aller Verhandlungen und im Vordergrunde des liberalen Bewußtseins. Die „Verfassung" war ihm doch das eigentliche Ziel. Und dahin wirkten alle bürgerlichen Elemente zusammen; auch das unklare Drängen der Masse hatte seinen wesentlichen Erfolg in dieser Richtung. Den Hauptbeweis für das gute Recht dieser

Wünsche aber führten die Regierungen selbst. Ihr kläglicher Zusammensturz ist doch nicht das Ergebnis eines Zufalls. Sie waren innerlich morsch und glaubten nicht mehr an sich selber. Die Notwendigkeit einer Änderung war da. Wie diese Änderung ausfallen, wieweit sie gehen sollte, danach schieden sich die Parteien. Und alle Einflüsse der letzten Jahrzehnte, die radikalen, formalistischen französischen Lehren und Vorbilder, die maßvolleren, realeren, wenngleich immer noch stark doktrinär aufgefaßten englischen, alle Besonderheiten der einzelnen Teile Deutschlands, alle Gegensätze, die sich im Parteileben schon herausgebildet hatten, kamen dabei zu bedeutsamer Geltung. Überall meinte man tief umgraben zu müssen; selbst wo die Ehrfurcht vor der eingewurzelten Monarchie noch bestand und man die konstitutionelle, nicht einfach die parlamentarische Staatsform wollte, war man doch sicher, ganze Arbeit tun zu wollen: der Absolutismus mußte ganz zerbrochen, das Bedürfnis und der Wille des Volkes über die alten Gewalten erhöht werden. In diesem Stadium des Kampfes, nach all den Erfahrungen, die man seit dreißig Jahren und länger mit dem deutschen Fürstentume gemacht hatte, war das begreiflich genug. Wo hatte dieses Fürstentum zuletzt noch etwas Selbständiges geleistet? Wo hatte es wahrhaft geführt? Hatte man nicht in immer wiederholter Verfolgung und Unterdrückung fast immer nur die negativen Kräfte der alten Regierungen gespürt? Hatte nicht Friedrich Wilhelm IV. dem Drängen seines Volkes nach der Verfassung mit unbelehrbarem Eigenwillen, fast konnte es den Zeitgenossen scheinen: mutwillig, widerstanden und sich allein gegen alle behaupten wollen? Da war die Lehre von der Rückständigkeit, dem deutlichen und unaufhaltsamen Sinken der Monarchien, von dem inneren Widersinne der Allmacht des Einen auf den dankbarsten Boden gefallen. Mit wie ernster Warnung hatte selbst ein Dahlmann auf die Beispiele der englischen Revolution hingedeutet! Jetzt sollte das ewige Recht der Nation, die Verfassung, gegen die Kronen gesichert werden. Und bei so mancher Übertreibung, Verirrung und Torheit, welcher ergreifende Glaube an dieses Recht, an den Segen, die Wundertätigkeit der Verfassung! Wir sind längst ernüchtert worden; wir glauben nicht mehr an die Allheilkraft der politischen Form; wir

haben den harten und fruchtbaren Erziehungsprozeß durchgemacht, daß wir in schöpferischen inneren und äußeren Kämpfen, die über unser ganzes Dasein entschieden, die beste Kraft und die Dauer gerade auf der Seite der Monarchie gefunden und ihr mit heller Hingabe die Fülle der Macht wieder eingeräumt haben, wie sie die Geschichte und die innere Lebendigkeit ihr zuwiesen. Aber ganz abgesehen davon, daß doch auch heute keiner sogar von den Verächtern der politischen Form mehr in der Luft des alten Staates, des vormärzlichen, zu atmen vermögen würde; daß doch auch uns allen die schließlich gereiften Früchte auch der 1848er Übertreibungen völlig unentbehrlich, daß sie zu unserem täglichen Brote geworden sind — so ist es doch überdies selbstverständlich, daß das historische Urteil hinter der damals modischen, einseitigen Vergötterung der Form, der Paragraphen, der Prinzipien, die sachliche, soziale und historische Notwendigkeit anerkennt, jenes Emporkommen eines neuen Standes, welchem die Verfassung dienen mußte: die Schwärmerei für die Verfassungsform hatte eben doch ihren sehr festen und greifbaren Kern. Und wenn die Übertreibung unleugbar ist, wenn die Mißachtung der Monarchie, aller harten Realität unter den Staatsmännern, oft genug sogar unter den maßvolleren Staatsmännern der Revolution die Kritik des gegenwärtigen Betrachters immer wieder aufruft — wer trug denn die Schuld an jenen Ausschreitungen und Schwächen? War es nicht unvermeidlich, daß die Erfahrungen erst gemacht werden mußten? Und wer hatte die Verantwortung, wenn man sie so, auf dem Boden der Revolution anstatt auf dem der Reform, machen mußte? War der Radikalismus selber nicht ganz wesentlich durch die Unterlassungssünden der alten Herrscher groß gezogen worden? Es ist vielleicht bereits ein Ausweichen aus den Geleisen historischer Auffassung, wenn man so „die Schuld" auf beiden Teilen abwiegt und die des einen mit der des anderen in Verbindung setzt; denn nicht nach der Schuld, sondern nach der Wirkung von Ursachen fragt die Geschichte zuletzt; die Ursachen aber all des oft so tollen Wirrsals von 1848 liegen eben weit hinauf und keineswegs bloß in einer Umnebelung der Köpfe durch die Tagesphrasen. Und am Ende ist doch der Sieg bei dieser Verfassungsbewegung geblieben: für sie macht 1848 durchaus Epoche.

Was Deutschland bis dahin an Verfassungen der modernen Art, an Verfassungen, die dem Bürgertum sein Recht gaben, besaß, war stets unsicher, stets nur halb gewesen; erst 1848 verhalf für unser Vaterland dem Bürgertume zu festem und allgemeinem Anteile an der Leitung des Staatswesens. Erst jetzt wurde die soziale Neubildung politisch anerkannt und eingereiht. Das blieb bedeutsam und entscheidend, wenn auch nachher die Reaktion, wie es zu gehen pflegt, den Sieger auf einige Jahre wieder um ein Stück zurückgedrängt hat. Das Wesentliche blieb auf die Dauer erhalten; der wesentliche politische Ertrag der deutschen Revolution verblieb auch künftig dem dritten Stande.

Allerdings nicht in diesem sozialen und konstitutionellen Erfolge hatten die Patrioten das eigentlich höchste Ziel ihres Ringens erblickt. Ihnen leuchtete, untrennbar von der Freiheit, am allerstärksten doch die nationale Einheit vor. Der Einheitskampf ist auch für die Nachwelt das Reizvollste an dem ganzen Drama geblieben. Er führte für den Augenblick zur Niederlage; er führte auf Probleme, die noch heute zum Teil ungelöst sind. Den, der seinen Schwierigkeiten nachgeht, leitet er — das bleibt stets wahr, auch wenn man die Wichtigkeit der bisher von uns verfolgten, sozialeren Gegenstände ausdrücklich hervorhebt — doch erst zu den größten Erscheinungen und zu den tiefsten Antrieben der Zeit.

3.

Daß man die Einheit der Nation, die Wiederherstellung des Kaisertums haben wolle, das wußte man, nach all den Ahnungen von 1815 und 1830, seit dem Anbruche der vierziger Jahre überall in Deutschland. Der öffentliche Geist wandte längst die Aufgaben hin und her, er hatte auf jenen vorbereitenden Versammlungen der Jahre 1846 und 1847 das Ideal schon aufgestellt. Der Nationalversammlung in der Paulskirche fiel es zu, es von neuem allseitig durchzuarbeiten, einen umfassenden, klaren Plan zu entwerfen, der jetzt verwirklicht werden oder doch für kommende Zeiten neuen Wartens und Sehnens dem Drange der Nation ein greifbares Ziel verleihen könnte. In zehnmonatlicher Arbeit hat das Parlament die Reichsverfassung aufgebaut;

es hat den denkbar schwierigsten Stoff zum erstenmale bezwungen, die Vielheit des zerrissenen deutschen Lebens mit einer großen und wirklich durchgebildeten Einheit zu umspannen; und oft hat man es preisend hervorgehoben, wie die spätere Geschichte zwar das allzu straffe Einheitsstreben der Idealisten von 1848 hat fallen lassen, dafür aber die Grundlinien ihres Aufbaues doch von ihnen entnommen hat, und wie vor allem dieser erste Plan in den trüben Jahrzehnten bis 1866 doch immer leuchtend vor den Augen der Deutschen gestanden hat, als eine Mahnung und eine Tröstung von unzerstörbarer und wahrhaft lebenschaffender sittlicher Kraft. Daneben hat sich freilich gerade an das Einheitswerk die Kritik, auf die ich öfters hinzuweisen gehabt habe, am liebsten und am dauerhaftesten geheftet. Wir hören es noch heute, wie töricht die Doktrinäre der Paulskirche gehandelt haben, daß sie im Sommer 1848, zu einer Zeit, wo ganz Deutschland ihnen noch zujubelte und keine der Gegenmächte sich bereits wieder gesammelt hatte, die kostbaren Wochen mit der endlosen und akademischen Beratung der Grundrechte verschwendeten; wie unpraktisch sie waren, immer zu reden, zu denken und gar nicht zu handeln; wie sie es versäumt haben, die realen Gewalten in Deutschland, die Fürsten und Regierungen der Einzelstaaten, durch entgegenkommende Verhandlung an sich zu ketten. Die Anklage trifft schließlich alle; sie trifft mit besonderer Härte, und zwar bereits seit dem Augenblicke der Vorgänge selbst, die Maßlosigkeit der Radikalen, von denen die Ärgsten gegen die Versammlung, wie gegen jede Ordnung in Deutschland überhaupt, in wahnwitzigen und blutigen Aufständen die Waffe erhoben haben, während die immerhin Ruhigeren unter ihnen, die friedliche Mittel beibehalten wollten, im Parlamente durch Deklamationen und Anträge extremster Art das schöpferische Werk der Gemäßigten erschwerten und nur die Reaktion heraufriefen. Den Gemäßigten schallt natürlich, von der anderen Seite her, noch heute der Vorwurf der Schwäche entgegen; aber überdies, was mehr besagen will, der Vorwurf der vaterlandzerreißenden Gewalttat. Ein Österreicher, wie der milde, wohlwollende, vornehme Alfred Arneth, der ja Historiker war, hat noch 1893 und später die kleindeutsche Mehrheit zu Frankfurt, deren Kern jene Gemäßigten bildeten, des unredlichen Verfahrens und eines

unheilvollen Zieles bezichtigt: sie hat, wesentlich Preußen zuliebe, aus altem eroberungslustigem Partikularismus, die nationale Zusammengehörigkeit gesprengt und die Deutschösterreicher aus dem Verbande Deutschlands hinausgestoßen. Uns ist dagegen die (noch soeben frisch vorgetragene) Anklage gegen die Unredlichkeit der Österreicher geläufiger, die nicht einsehen wollten, daß für sie in dem deutschen Staate nun einmal kein Raum sein konnte, und bis zuletzt alles dafür getan haben, dann lieber das Ganze der Neubegründung zu Falle zu bringen. Weiter über die Gruppen der Paulskirche hinausblickend, sieht man Friedrich Wilhelm IV. als den Totengräber der Nationalversammlung und ihrer Ideale: sein „Nein", so hat man immer wiederholt, seine Ablehnung der dargebotenen Kaiserkrone, hat ihr Werk zerstört; die Verantwortung für den großen Mißerfolg sinkt auf seine Schultern. Denn so war es ja verlaufen: das Parlament hat sich (Mai 1848) konstituiert, die provisorische Zentralgewalt (den Reichsverweser) eingesetzt (Juni) und dann durch die Schwankungen der deutschen Ereignisse und auch der äußeren Politik (Juli bis September) wohl mannigfach beschäftigt und erschüttert, aber niemals wirklich abgelenkt, die Grundrechte (Juli bis Dezember) und vom Herbst ab (Oktober bis März) die Reichsverfassung beraten und beschlossen; als diese und das Kaisertum (im April 1849) von Friedrich Wilhelm zurückgewiesen wurde, da brach, inmitten der Aufstände der erregten Massen, die Reichsversammlung auseinander: gerade als alles sich vollenden wollte, erschien, anstatt der Erfüllung und des erträumten Segens, der politische Tod.

Zeitgenössische und heutige Anklage hallen durcheinander. Dreißig Jahre nach den Ereignissen hat ein hervorragender preußischer Parteiführer der Zeit in seinen Denkwürdigkeiten das Urteil gefällt: „Wir alle waren im Jahre 1848 politische Dilettanten, um nicht zu sagen: politische Kinder." Und in der Tat greift heute jeder die Fehler, die damals gemacht worden sind, die Naivität eines Beginnens, das in großen Fragen der Macht und der Welt starke Gegner mit Salven von tönenden Paragraphen niederzuschmettern vermeinte, einigermaßen mit Händen; und wer aus unserem überlegenen Urteil über 1848 den Rückschluß

auf die Höhe und Sicherheit der heutigen politischen Bildung unseres Volkes ziehen würde, der müßte wohl vor unserer Gottähnlichkeit, mit der wir es so herrlich weit gebracht, ein ehrliche Hochachtung bekommen. Hoffentlich wenigstens keine allzu unberechtigte — denn wer sollte nicht von ganzer Seele wünschen, daß wir von dem großen Lehrmeister im Sachsenwalde denn doch wirklich einiges gelernt haben möchten? Aber hier mehr wie je vorher flüchtet sich das historische Urteil aus diesem Schneegestöber politischer Urteile zu der Bescheidenheit historischen Begreifens, die wir am Eingange den Menschen und Dingen von 1848 gegenüber gefordert haben. Fassen wir die Mächte, die damals die nationale Aufgabe zu lösen hatten, unbefangen ins Auge.

Da steigt zuerst das große Bild der Paulskirche vor einem jeden empor: der mächtige innere Rundbau der Kirche, mit ihren weiten Galerien, mit dem stolzen deutschen Schmucke über der Präsidententribüne, mit den ansteigenden Reihen der sechshundert Abgeordneten. Ein riesiger Raum, schwer zu beherrschen und dennoch, zuerst von dem schallenden edlen Pathos Heinrich von Gagerns, nachher von der klugen Sicherheit seines Nachfolgers Eduard Simson auf das glücklichste beherrscht; angefüllt von den Besten, die Deutschland zu schicken hatte, von einem beispiellosen Reichtume hoher Menschen und hohen Strebens. Es ergreift noch den Nachlebenden, wenn er die Ehrfurcht der Zeitgenossen vor dieser Versammlung spürt, die in ihren ersten Stunden E. M. Arndt ihre Huldigung darbrachte und der über allen Zorn und alle tobende Leidenschaft unvereinbarer Gegensätze immer wieder der Glockenton eines wundervollen Idealismus dahinklang, bis zu den letzten großen Beschlüssen von 1849, als Dahlmann und Uhland über den Erbkaiser kämpften und Gabriel Rießer dem Streite um Österreich so warm und so mild, so liebevoll und so entschlossen das ergreifende Schlußwort sprach. In der Menge rasch geformter und doch nicht zufälliger Parteien, die immer in der Umformung blieben und sich später, als es wesentlich noch um Preußen und Österreich ging, ganz neu anordneten, welche Fülle erlauchter Namen, scharf gezeichneter Köpfe! In allen diesen Gruppen, tief in die Reihen der äußersten Linken wie der Katholisch-Klerikalen hinein, bei allen Gegensätzen welche

deutlichen Familienzüge zeitgenössischer Verwandtschaft! In allen, mag ihre Meinung und ihre Art unserem Auge noch so fremd oder gar feindlich erscheinen wollen, der doch unverkennbare, eigenartig große Zug, eine wahre innerliche Lebendigkeit, eine seltsame Hoheit und Jugendfrische der Seele. In den Verhandlungen welches Streben, die großen Fragen alle zu packen und sie, unverdrossen kämpfend, immer im großen Sinne, zu lösen! Da lief dann freilich alles immer wieder auf die Frage der Gesamtverfassung, der Einheit, hinaus. Und es ist wahr, man hat diese Frage immer wieder hinausgeschoben: vom Vorparlament auf das Hauptparlament, in diesem vom Frühjahr auf den Herbst; man hat dann vom Oktober 1848 bis März 1849 darüber debattiert, unterhandelt, gerungen, innerhalb des Parlaments und nunmehr auch außerhalb, im Verkehre mit den deutschen Regierungen: man ist erst im März zu klarer Entscheidung vorgeschritten. Aber war denn das zu verwundern? Zuerst galt es ja doch, die Verfassung in der Stille vorzubereiten, die Probleme erst in den Parteien selber reifen, sich klären zu lassen; und vor allem, es blieb auch dann noch die eine traurige Wahrheit bestehen: das Problem selber war von der Paulskirche aus unlösbar. Begreiflich genug, daß man es erst vertagte und dann auf die Haltung der außenstehenden Mächte, auf Österreich und Preußen, wartete, ehe man selber etwas Endgültiges beschloß. Diese Verhandlungen alle spiegeln die unüberwindliche Schwierigkeit der Aufgabe deutlich, ja erschütternd wieder. Die Preußen Droysen, Beseler, Dahlmann, Vincke, die Südwestdeutschen Gagern, Welcker, Rümelin, Uhland, die Österreicher Schmerling, Arneth, Giskra und so viele noch haben in ihnen das Wort genommen, alles ist verfochten und alles versucht worden, Festhaltung Österreichs bei Deutschland, Ausschluß Österreichs, Zerteilung Österreichs in zwei Hälften: keine Lösung genügte oder gelang, alle hatten sie recht und alle unrecht. Es war ja die alte Wahrheit, die über Deutschland schwebte, sicherlich seitdem es den preußisch-österreichischen Dualismus gab, und die das Dasein des Deutschen Bundes von 1815 ab in jedem Augenblicke bestimmte: die allen bekannte Wahrheit, daß es einen wirklichen deutschen Gesamtstaat, der zwei Großmächte in sich schloß, nun eben einmal nicht geben konnte, sondern nur

einen lockeren Bund. Man weiß es: keine der beiden Großmächte konnte sich der anderen ernsthaft unterordnen, ohne ihren Charakter als Großmacht einzubüßen; der deutsche Bund war allemal zu schwach, um sie beide seinerseits wirksam zu überragen; in ihm konnten sie beisammen bleiben, solange er sie nicht band; wollte er sich zu einem wirklichen Staatswesen entwickeln, das die notwendigen Hoheitsrechte einer starken Einheit in seiner Hand hielte, so mußte er die Leitung der einen der beiden Mächte überlassen und die andere entweder mit Gewalt unterjochen oder ausstoßen. An dieser Sachlage war nichts zu ändern. Suchte Friedrich Wilhelm IV. den alten Bund zu kräftigen, so tat er das auf Kosten der preußischen Selbständigkeit, und was er dieser entzog, kam zuletzt unausweichlich doch nur den Nebenbuhlern Preußens, vor allen dem erblichen österreichischen Nebenbuhler zugute. Jetzt versuchte es die einheitliche, suveräne Vertretung der Nation mit den Mitteln, die ihr die natürlichen waren; sie sah zunächst von den Sonderstaaten als solchen ab; sie beanspruchte, die Zentralgewalt zu errichten, und die Sonderstaaten sollten sich dieser einordnen. Als sie es aber im Sommer unternahm, die Truppenmacht dieser Staaten dem inzwischen gewählten Reichsverweser nun tatsächlich zu unterstellen, da mußte sie sofort erleben, daß Österreich und Preußen sich dieser Zumutung entzogen. Dann nahm die innere Wiederkräftigung der beiden Großmächte, die erst beide kraftlos am Boden gelegen hatten, rasch zu. Im Herbst aber setzten Dahlmann und Droysen in Frankfurt den Beschluß durch, der die deutschen Länder Österreichs dem Reiche zusprach und zwischen ihnen und den anderen Teilen der habsburgischen Monarchie eine Schranke aufrichtete: die deutschen Provinzen sollten eigne Verfassung, Regierung und Verwaltung haben, mit dem übrigen Österreich also nur durch Personalunion verbunden bleiben. Der Beschluß entsprach der streng nationalen Idee, der Suveränität der Nation und ihrer Vertreterschaft. Allein war er durchführbar? Der Österreicher Giskra befürwortete ihn vom liberalen und deutschen Standpunkte aus; würde Österreich ihn aber jemals anerkennen können? Selbst Giskra gab später im wesentlichen zu, daß sein Kaiser es höchstens dann konnte, wenn er auch Deutscher Kaiser werden würde. Und auch für diesen

Fall ist es kaum irgendwie ausdenkbar, wie der Kaiser sich diese tiefe Zerschneidung seiner Monarchie jemals hätte gefallen lassen können, es sei denn in der äußersten Notlage und bis auf den ersten Augenblick, der ihm den Widerruf erlaubt hätte. Der Eintritt Gesamtösterreichs aber in das straffer gewordene, nationale Deutschland war aus hundert Gründen, nationalen, wirtschaftlichen, weltpolitischen ebenso unmöglich: er hätte den deutschen Staat aufgehoben u. s. f. So blieb der Ausweg, den Heinrich von Gagern eröffnete: Deutschland ohne Österreich schließt sich zum Bundesstaate eng zusammen und tritt mit Österreich in ein unauflöslich organisches Bündnis. Damit war die Ausstoßung Deutschösterreichs doch ausgesprochen. Hatten die deutschen Österreicher nicht das Recht, sich mit aller Kraft gegen diese Lösung, die ihnen zum Unheil werden mußte, zu sträuben? Es war, wenn die deutsche Lage überhaupt umgewandelt und verbessert werden, wenn der alte lockere Deutsche Bund nicht zuletzt einfach wiederhergestellt werden sollte, das einzige Auskunftsmittel: alles, was bis zum heutigen Tage geschehen ist, hat immer wieder gebieterisch darauf, d. h. nicht auf den ganzen Plan Gagerns, wohl aber seine negativere Hälfte, die Trennung, zurückgeführt, der ja dann freilich das völkerrechtliche Bündnis des neuen Deutschlands mit Österreich, aber nicht jenes organische Verhältnis, das Gagern erstrebte, nachgefolgt ist. Aber wer gesteht die Unmöglichkeit der liebsten Vorbedingungen seines eignen Daseins freiwillig zu? Die Österreicher beharrten dabei, es müsse einen anderen Weg geben, sie wollten Österreicher und Deutsche zugleich bleiben, und beides ganz. Und neben die Österreicher reihte sich die ganze Schar derer, die entweder die preußische Lösung aus Parteigründen irgendwelcher Art von sich wiesen oder aber in der Trennung von Deutschösterreich eine unerträgliche Verstümmelung des deutschen Volkskörpers erblickten, wie Ludwig Uhland. Und hatten sie denn unrecht? Es war doch die Auslieferung der östlichen Stammesgenossen an ihre slawischen Feinde, es war ein bitterer Verzicht auf einen Zweig unseres Volksganzen; es war doch wirklich ein Kleindeutschland, zu dem man sich alsdann entschloß. Nicht jeder war klar oder einseitig genug, um die Unvermeidlichkeit des furchtbaren Schnittes einzusehen und gar die Einsicht in die Tat

zu übersetzen. Ferner aber, würde denn die Wiener Regierung diese Hinausdrängung aus Deutschland, das sie bisher doch tatsächlich beherrscht hatte, einfach hinnehmen? Es war eine leichtere Zumutung, als jene Personalunion; aber doch auch eine Zumutung, der sich keine alte Weltmacht fügen konnte, ohne unausweichlich dazu gezwungen zu sein. Heinrich von Gagern wollte, als Reichsminister, im Auftrage der Paulskirche mit der Hofburg darüber verhandeln. Konnte jemals solcher Verhandlung ein Ergebnis entspringen? Immer, im allerbesten Falle, nur eine ganz vorübergehende Konzession des Kaisers. Wenn man damit zufrieden sein wollte, so waren diejenigen freilich im Rechte, die dem Parlamente vorwarfen, die günstige Stunde, da Österreich noch machtlos war, über allerlei unnützen Beratungen versäumt zu haben. Aber der Gewinn wäre eben auch wieder nur ein vorübergehender, nach aller Wahrscheinlichkeit ein nichtiger gewesen: gleich nach seiner Wiedererstarkung hätte der Kaiser den aufgenötigten Vertrag zerrissen; eine günstige Weltlage, die ihm das gestattete, mußte bald wiederkehren. Jetzt, im Winter, war auch diese, nur möglicherweise und scheinbar günstige Stunde, vorbei. Österreich dachte gar nicht daran, sich zurückdrängen zu lassen. Es warf dem Parlamente deutlicher und deutlicher sein Nein, ja seine Kriegserklärung entgegen; es kündigte ihm an, daß es sich in sich selber als Einheitsstaat zusammenschließen und so seine Aufnahme in den deutschen Staat verlangen werde: dann aber blieb für Deutschland nichts übrig, als bestenfalls die Rückkehr zur Nichtigkeit des Deutschen Bundes — oder der Krieg. Gagerns Programm, in welcher Form es immer auszuführen sein mochte, blieb stets die einzige Möglichkeit zur Bildung eines nationalen deutschen Staatswesens; aber diese Möglichkeit war niemals zu verwirklichen ohne den entscheidenden Kampf der Macht mit der Macht. Das war so klar, daß es die Augen der wirklichen Staatsmänner in der Paulskirche natürlich auch sahen. Aber was konnten sie tun?[1] Der Entschluß, mit Österreich zu brechen, war

[1] Man lese den Bericht, den einer der klügsten und klarsten von allen Abgeordneten, Gustav Rümelin, seinen württembergischen Landsleuten, im Schwäbischen Merkur, am 1. Oktober 1848 vortrug. Er entwarf ihnen einen, in manchen Zügen allerdings noch unreifen Plan der kleindeutschen Lösung: Bundesstaat im

innerlich hart genug und blieb an Bedenken reich; er war dennoch ganz unerläßlich; er war aber zugleich nutzlos. Zu Taten konnte eben die Versammlung ihrerseits nicht schreiten; und sie blieb gelähmt, was sie auch sprechen und wollen mochte. Es war und blieb eine verzweifelte Lage, ohne die Schuld des Parlaments.

Die gleiche trübe Erfahrung machte es dem kleinen Dänemark gegenüber. Preußen hat, zugleich im allgemeinen deutschen Auftrage, den Kampf gegen Dänemark, für Schleswig-Holstein, auf sich genommen; es schließt, in diesem Kampfe allein gelassen, einen Waffenstillstand, dessen Bedingungen unerträglich scheinen; Dahlmann tritt gegen diesen Vertrag auf und gewinnt in der Paulskirche die Mehrheit. Als er dann aber diesem Kammersiege zufolge ein neues Ministerium gründen soll, bringt er das nicht zustande, und die waffenlose Versammlung muß sich nachträglich dem von ihr gemißbilligten Abkommen dennoch unterwerfen (September 1848). Man kann Dahlmanns Haltung leicht kritisieren. In der Tat hätte er, wenn er geschwiegen hätte, seinem Parlamente die ärgerliche Enthüllung von dessen tatsächlicher Ohnmacht wohl erspart. Das wäre vielleicht klug gewesen. Aber konnte Dahlmann schweigen? Worauf ruhte denn die Gewalt, die der Paulskirche einzig innewohnte, die moralische, wenn nicht auf der Achtung der Nation? In ihrem Sinne handelte Dahlmann. Dabei kam es dann freilich zutage, daß die Stellung des Parlamentes von vornherein eine unmögliche war: voll der höchsten Bestrebungen und Aufträge und doch ohne jede wirkliche Macht; vernachlässigte es jene Aufträge, so verlor es sein Daseinsrecht und ging zugrunde; suchte es sie durchzuführen, so scheiterte es an dem Widerstande der bestehenden Staaten. Da ist leicht tadeln; aber in Wahrheit war in den Fehlern der Versammlung doch weit mehr unvermeidliches Schicksal als eigene persönliche Schuld.

Staatenbunde; er legte ihnen ebensowohl die Notwendigkeit, wie die praktischen Schwierigkeiten dar und schloß mit dem überaus bezeichnenden Satze: „Im ganzen und einzelnen mag sich am obigen Plane vieles ausstellen lassen, aber wer etwas Besseres weiß, der sag' es". Die Schwierigkeiten, die er aufzählte, bedeuteten tatsächlich die Unausführbarkeit des Ganzen; heute liest jeder Kritiker dieses sehr unbeabsichtigte Geständnis zwischen den Zeilen. Aber wer etwas Besseres wußte, der mochte es sagen!

Gewiß kam diese Schuld, d. h. die auch subjektive Unreife des deutschen politischen Wesens, noch dazu. Man erlebte es bei den großen Verfassungsberatungen, wie stark der Formalismus, der Doktrinarismus war, und auch wer alle diese Eigenschaften der Zeit erklärt und würdigt, vermag doch niemals zu leugnen, daß sie oft genug zu den wunderlichsten Lehren, den tollsten Worten, den haltlosesten Vorschlägen geführt haben. Die Verfassung, so wie sie dann herausgekommen ist, litt ganz gewiß an Unvereinbarkeit mit den wirklichen Zuständen. Sie trieb die Macht des künftigen Reichstages bis zur Herstellung eines bloßen Scheinkaisertumes ohne eigne Kraft und die künftige Einheit bis zur tatsächlichen Nullifizierung der vorhandenen Einzelstaaten und ihrer Fürsten. Sie hatte sich, seit den Tagen des Vorparlaments, in dessen Fußstapfen auch der gemäßigte H. von Gagern sofort trat, die Bahnen zur Verständigung mit den Fürsten durch die Verkündung ihrer eignen ausschließlichen Souveränität verlegt: „einzig und allein" sie wollte die Verfassung zu bestimmen haben. Aber auch hier nicht lediglich aus Willkür und Selbstübertreibung. Sie war erstens aus dem Willen des Volkes hervorgegangen; ihre von daher erflossene Souveränität war ihr einziges Wirkungsmittel. Sie sollte zweitens etwas Ganzes und Einheitliches zuwege bringen; jede Einheit des Entschlusses, ja überhaupt jeder Entschluß, schien aber unmöglich, sobald man die Entscheidung wieder zwischen den Dutzenden der bestehenden öffentlichen Gewalten zersplitterte. Durfte sie sich jenen Grund ihrer Vollmachten und diese Einheitlichkeit ihres Werkes trüben lassen? Später, als die Dinge reifer geworden waren, hat sie — denn daß er allein zu praktischen Zielen führen konnte, sah man schließlich auch in Frankfurt recht gut ein — den Weg der Verhandlungen mit den Kabinetten doch noch beschritten; hat er zu Ergebnissen geführt? Schon deshalb nicht, weil alle Dynastien dem Parlamente im Grunde feindlich waren und blieben; Vereinbarungen zwischen den beiden Gewalten waren notwendigerweise immer prekär und konnten nur dauern, solange der außergewöhnliche Druck auf den Regierungen lastete. Hätte die Nationalversammlung wirklich mehr erreicht, wenn sie von vornherein ihren einzigen Rechtsgrund, den Volkswillen, beeinträchtigt hätte? Nein, ihr Werk

war auch in dieser Beziehung unmöglich; was sie auch tat, es konnte nicht zu haltbaren Erfolgen führen. Zwischen ihrem Prinzipe, von dem sie gar nicht los konnte, und der Wirklichkeit klaffte ein Abgrund; nur die Gewalt konnte ihn ausfüllen. Was sich das Parlament auch vorsetzte, es bewegte sich im Kreise. Selber Gewalt zu üben, war es, nach dem Stande der deutschen Verhältnisse, nicht fähig. Suchte es die Gewalt an anderer Stelle, so gab es sich selber auf und wurde schließlich doch noch zurückgestoßen. Nur Eine Macht gab es, durch die das Werk der Paulskirche, wenn überhaupt, verwirklicht werden konnte, Preußen. Preußen hätte es vielleicht, falls es einen Friedrich II. an seiner Spitze gehabt hätte, unter der Bedingung verwirklicht, daß die Führung an Preußen käme und das Parlament diesem nachschritte. Sein eigenstes Wesen, sahen wir, hätte das Parlament damit auch eingebüßt. So wie aber Preußen und dessen König wirklich waren, blieb überhaupt jede Art von Verständigung auch mit ihm und gerade mit ihm für die Paulskirche unmöglich.

Es ist das Ermüdende an der wechselvollen und auch im hohen Sinne inhaltreichen Geschichte der 1848er Revolution, daß diese Unvereinbarkeit von Frankfurt und Berlin vom ersten Augenblicke an sichtbar ist, im Grunde sich niemals verändert und daß so, bei aller Größe der Gedanken und der Anstrengungen, von Anbeginn her der Druck notwendiger Unfruchtbarkeit auf allem liegt, was unternommen wird, eine lastende, unbefriedigende, schwunglose Tragik trotz allen Schwunges und Feuers der Ideale und der Männer. Jeder Anlauf ist vergeblich: das entscheidet sich nicht erst in dem Aufeinanderprall der Kräfte, im freien Kampfe der Taten; es ist sicher von der ersten Stunde ab. Fruchtbare Gedankenarbeit für die Zukunft wurde geleistet, und das Licht einer fernen Erfüllung leuchtet in das Halbdunkel dieses Ringens hinein; für die Gegenwart aber gab es keine jemals begründete Hoffnung: das wollten die Mitkämpfer natürlich nicht glauben, ehe sie es ganz unwiderleglich an sich erfahren hatten, und dann hat es sie mit bitterster Traurigkeit geschlagen. Wir aber erkennen es von vornherein, und das Urteil des Betrachtenden mildert sich, indem er die Tatsache dieses Verhängnisses, das die Grundlage für alle Ereignisse bildet, immer im Sinne behält.

Durch ihren Ursprung, ihre äußere Stellung und innere Gesinnung, durch ihr notwendiges Wesen selber, war die erste deutsche Nationalversammlung zum Untergange verurteilt.

4.

Neben der Nationalversammlung steht, vom Beginne der Revolution an, König Friedrich Wilhelm IV. im Vordergrunde der Entscheidungen. Das Parlament und er sind die beiden, nach Art und Schicksal so tief verschiedenen und doch so mannigfach verwandten Helden des großen Dramas: auch er, der Romantiker und Legitimist, gleich jener Körperschaft, der Tochter und der Hüterin der Revolution, ein Kind der literarisch-doktrinellen Epoche des deutschen Lebens; auch er, gleich ihr, durch die innerlichsten Kräfte seines Wesens wie seiner Stellung, der Held einer Tragödie.

Als Herr von Beckerath im April 1849 dem Könige mit eindringlicher Wärme die Annahme der von den Frankfurtern dargebotenen Kaiserkrone an das Herz legte, hat ihm Friedrich Wilhelm tief bewegt die berühmte Antwort gegeben: „Wenn Sie Ihre beredten Worte an Friedrich den Großen hätten richten können, der wäre Ihr Mann gewesen; ich bin kein großer Regent". Damals war Österreich zwar noch in Ungarn und schwächer auch in Italien durch Aufruhr und Krieg gefesselt, aber es hatte sich bereits wieder aufgerafft, hatte jenes Programm des österreichischen Einheitsstaates drohend verkündigt; es war in der Herstellung, im Emporsteigen begriffen. Auch Preußen hatte längst sein altes Wesen, d. h. die Selbständigkeit seiner Krone gegenüber den inneren Gegnern, wiedergefunden. Der Glanz der Paulskirche war im Verblassen. Nur durch einen Waffengang konnte Preußen die Erbschaft der Revolution für sich erobern. Wenn er im Augenblicke nicht erforderlich war, bald würde er doch eingetreten sein; es ist eine oberflächliche Spekulation, dem Könige noch heute nachzurechnen, daß gerade damals die Machtlage günstig erschien und daß er nur habe zu wollen brauchen, um Sieger zu werden — denn die Gefahr blieb eben doch bestehen. Im Hintergrunde drohte Rußland. Auf die erschöpften und zerwühlten Kräfte der

deutschen Bewegung war kein Verlaß. Das preußische Heer war noch nicht reorganisiert, krankte an alten Versäumnissen, an schweren Mängeln mancher Art. Das preußische Land war voll eigener Kräfte: wie reich diese waren, hat die Folgezeit gezeigt; zu einem großen Unternehmen in Deutschland wären sie wohl hinzureißen gewesen, obwohl die beiden wichtigsten, der Adel und die Armee, damals innerlich oder äußerlich beide noch nicht recht vorbereitet waren. Sie wären ihrem Könige gefolgt, das ist gewiß. In seiner Hand lag damals die tatsächliche Gewalt über Preußen; er hätte sie auch früher nie zu verlieren brauchen. Ein Wagnis jedoch wäre der Kampf um die deutsche Vorherrschaft in diesem Frühjahr 1849 nach allem sicherlich gewesen; wenn Friedrich Wilhelm IV. dies Wagnis jetzt und später von sich wies, so tat er das Begreifliche, das ungefähr Normale, nicht aber das Außerordentliche.

Was an seiner Stelle ein anderer getan haben würde — als verantwortlicher Herrscher, dem wirklich die ganze Last der Entscheidung auf den Schultern lag — das wissen wir nicht. Ein Friedrich II., so hörten wir, hätte anders gehandelt. In der Tat hatte ein König von Preußen, im ererbten Besitze der Staatsgewalt, der Treue seines Landes, er selber die natürliche Verkörperung der gewaltigen, hier aufgesammelten Eigenart und Energie, die im westlichen Deutschland selbst gute Freunde Preußens noch allzu leicht unterschätzten: er hatte die Möglichkeit, auch anders zu verfahren als Friedrich Wilhelm; er hatte eine erheblich freiere Bewegungsfähigkeit als die Nationalversammlung mit ihren so viel näheren und engeren Voraussetzungen. Man kann sich ausmalen, wie Friedrich der Große die Lage von 1848 ausgenutzt, sie beherrscht, gemodelt haben könnte. Immer wäre es ein Spiel um Sein und Nichtsein gewesen. Immer hätte er eine starke, grundsätzliche Kraft des preußischen Wesens, wie es seit vielen Jahrzehnten geworden war, erst überwinden müssen, um dieses konservative Preußen an die Seite der Revolution zu führen. Er hätte damit nichts der großen preußischen Geschichte eigentlich Widersprechendes, aber doch gewiß auch nicht etwas einfach Selbstverständliches getan: das wird man, um Friedrich Wilhelm IV. gerecht zu werden, nicht vergessen dürfen. Aber

gewiß, was dann wirklich in Preußen und durch Preußen, vom März 1848 ab, geschehen ist, das war ebensowenig selbstverständlich und aus keinerlei sachlichen Verhältnissen allein ableitbar. Es ist vielmehr auf das tiefste durchtränkt von der ganz eigenen Persönlichkeit König Friedrich Wilhelms.

Den Bedingungen und Zielen dieser Persönlichkeit, dem Gange der Ereignisse, die unter ihrer unmittelbaren Einwirkung standen, der preußischen Revolution im engeren Sinne, wendet sich Frage und Betrachtung noch zu. Es ist die äußerlich einfachere, elementarere Seite der 1848er Vorgänge, denn hier steht, anders als in Frankfurt, alles auf dem Boden der fest abgegrenzten Wirklichkeit, der wirklichen, historisch gegebenen Macht; innerlich freilich ist auch hier alles an Rätseln reich, die vornehmlich aus jener Eigenart des führenden Mannes herstammen.

Gewiß, er ist das Gegenbild der idealistischen Reichsversammlung mit ihrem hoffnungslosen Ankämpfen gegen die Realitäten, dieser reich begabte König mit dem Künstlerherzen und den mystischen Dogmen seiner politisch-religiösen Weltanschauung — im einzelnen wohl unberechenbar bis über die Schranken des Normalen, des Gesunden hinaus: „des Herrn Kopf ist anders organisiert als der eines anderen Menschen," klagte schon 1849 sein Premierminister Graf Brandenburg; im ganzen aber, über Absprünge und Schwankungen hinweg, ist Friedrich Wilhelm einheitlich und folgerecht gewesen, nur zu einheitlich sogar. Immer wieder kehrt er zu seinen Idealen zurück, solange er überhaupt die Fähigkeit behält, sich nach seinen Wünschen zu bewegen; und das Eigenste dieser Ideale stand im unversöhnlichen Widerspruche mit den nun einmal bestimmenden Gedanken und Kräften der Zeit. Er träumt von der Herrlichkeit des patriarchalisch-ständischen, christlichen Staates, über dessen natürlich gegliederten, freien Volkskreisen der Herrscher frei und väterlich waltet. Und die Zeit will weder diese Stellung des Herrschers ertragen noch den ständischen Staat: sie fordert die moderne, liberale Verfassung, die rechtliche Gleichheit anstatt der ständischen Gliederung nach Landschaften und Geburtskreisen, die straffe, willenskräftige Einheit anstatt der Auflösung des Staates in seine „natürlichen" ständischen Gruppen und Bezirke. Er will ihr nur

aus freier Gnade schenken, soviel er mag; sie weist seine Gaben, all jene Versuche ständischer Versammlungen bis zum Vereinigten Landtage hinauf, die wir früher aufzählten, unbefriedigt zurück und fordert die geschriebene, feste, „papierene" Verfassung, die er verabscheut. Solange er durch eignes Gewähren den Sturm beruhigen kann, versagt er; als er nachgibt, ist es zu spät; sein Volk hat ihn gezwungen. Sein Volk, mit dem er sich in mystischer Treue verschmolzen fühlt, es erhebt die Hand gegen seine Krone; es schlägt den ganzen Bau seiner innerlichen Welt in Trümmer.

Wir dürfen glauben, Friedrich Wilhelm IV. in allen seinen entscheidenden Zügen ziemlich gut zu kennen — soweit man eine Natur wie diese eben kennen kann. Wir blicken in seine brieflichen Bekenntnisse, in seine vertrauten Unterredungen hinein; wir spüren, wie er selbst seinen Nächsten oft nicht ganz durchsichtig ist; das Widersprechende geht in seinen Gedanken und in seinen Handlungen jäh durcheinander. Das königliche Bewußtsein hebt ihn zudem über alle empor, er lebt in der Höhe dieser mystischen Stellung und seiner Ideale und legt um so weniger auf das Einzelne Gewicht, das unten in seinem Namen durch die Werkzeuge seines Willens geschieht. Die Zeitgenossen, von all diesen Widersprüchen und von jener Unvereinbarkeit seiner Art und seines Strebens mit den Bedürfnissen ihres eignen Daseins hundertmal verletzt, haben ihn bitter gescholten und manchmal sicherlich schwer verkannt. Die Historiker haben ihn mit all seinen Eigenheiten und Überraschungen aus dem Ganzen seines Wesens zu begreifen gestrebt, und Heinrich von Treitschke hat uns, in großer einheitlicher Auffassung, mit zartem Nachempfinden und männlicher Aufrichtigkeit, ein künstlerisches Bildnis von ihm gemalt, wie unsere Literatur deren nur sehr wenige besitzt. Sobald man den Windungen seiner Politik in das einzelne nachgeht, stößt man dann freilich immer wieder auf Sonderbares und Rätselhaftes. Ihn selber meinen wir zu kennen; seine Geschichte in ihrer schwer faßbaren Beweglichkeit kennen wir noch lange nicht ganz.

Und gegen diesen feinen, wohlwollenden und eigenartigen Herrscher, der schlechterdings nicht aus der Welt seiner Doktrinen in die harte Welt zu seinen Füßen hinuntertreten will, erhebt sich die Berliner Revolution. Auch sie hat noch dunkle Fragen genug.

Es scheint unzweifelhaft, daß sie angelegt, daß die an sich natürliche, längst heraufziehende Bewegung von radikalen Verschwörern ausgenutzt und geführt worden ist. In diese Zusammenhänge blicken wir aber noch lange nicht klar genug hinein, an ursprünglichen Zeugnissen über dieses Verborgene sind wir noch arm. Berlin war seit Jahren in steigender Erregung. Der Vereinigte Landtag von 1847 hatte sie, durch seine großen und doch unbefriedigenden Debatten, durch seine notgedrungene Unfruchtbarkeit vermehrt. Das Bürgertum grollte dem Könige, der die Verfassung, wie man sie forderte, hartnäckig zurückhielt. Jene wirtschaftlichen Vorgänge, von denen früher die Rede war, hatten das Proletariat der Stadt um die Scharen der Fabrikarbeiter vergrößert, Ausstände, Unruhen hatte es schon früher gegeben, eine Reservearmee von leidenden Arbeitern und eine andere von großstädtischem Gesindel stand zu allen Taten, sobald die überlieferte Ordnung einmal wanken würde, bereit. Daß nun hier der Stoß der allgemeinen Revolution einwirken müßte, war unvermeidlich. Den März erfüllten die Volksversammlungen, die immer heftigeren Reibungen zwischen der Volksmasse und dem Militär. Die Berliner Bevölkerung in ihren mittleren und höheren Schichten wollte eine Verfassung; die Minister wollten sie gewähren; eine Anzahl von Agitatoren wollte mehr. Wir erfahren von Ausländern, von Polen zumal, und von deutschen Radikalen, die nach Berlin geströmt seien. Es ist nach allem, was wir wissen, planmäßig auf den Aufruhr hingearbeitet worden; zu welchem Zwecke, das ist nicht genau bestimmbar. Man beabsichtigte dieses Königtum zu beugen, das festeste Bollwerk der alten Verhältnisse zu stürmen, ohne Zweifel, und was die Polen dabei gewinnen konnten, liegt auf der Hand. Erstrebte man noch anderes? Versprachen sich die republikanischen Fanatiker in Preußen einen unmittelbaren republikanischen Erfolg? Allerlei weitgehende Wünsche werden da wohl durcheinander geflutet sein; in diesen Kreisen, das ist gewiß, *suchte* man den Kampf. Die große Mehrheit der Berliner Demonstranten suchte ihn nicht: sie wurde durch die Strömung mitgezogen, sie strebte nur nach königlichen Konzessionen, sicherlich nicht nach der Niederwerfung des Thrones. Sie war bereit, so wie es in der Luft lag, auch zu den Waffen zu greifen,

wenn man sie von der Gegenseite aus dazu zwänge, und sie ist ehrlich, ja naiv davon überzeugt gewesen, daß man sie gezwungen habe.

Der Losbruch am 18. März war so der Menge der Berliner eine Tat der Notwehr des Volkes gegen das angeblich angreifende Militär; er beruhte zwischen ihnen und dem Könige wirklich auf einem Mißverständnis, und nur von den revolutionären Leitern war er gewollt worden. Was die liberale öffentliche Meinung forderte, hatte der König zuvor eingeräumt. Aber die Spannung der Gegensätze war freilich bereits sehr heftig geworden; im höheren Sinne angesehen, war es doch kein bloßer Zufall, daß sie sich entlud. Die Böswilligen, die es, soviel wir urteilen können, dahin gebracht haben, rechneten nicht ohne guten Grund mit der jahrelangen, bitteren, mißtrauischen Gereiztheit gegen den König.

Der alte Staat seinerseits hatte sich aufgegeben, ehe der erste Schuß losging; die Raschheit und Vollständigkeit seines Zurückweichens war hier wie anderwärts, ich wiederhole es, das deutlichste aller Zeugnisse für das innere Recht dieser Umwälzung. Die Art aber, wie er nachgab, wurde wieder von der Persönlichkeit des Königs bestimmt. Friedrich Wilhelm war es ein entsetzlicher, ein eigentlich ganz undenkbarer Gedanke, sein Volk wider sich in Waffen zu wissen; er *wollte* nicht an die Tatsache glauben. Er ist von widerstreitenden Ratschlägen bestürmt und bewegt worden; zuletzt aber hat doch er allein es veranlaßt — er in dem innerlichen Zusammenbruche seines ganzen Empfindens, in dem fieberhaften Drange nach Versöhnung und Vertrauen, in der zitternden Krankhaftigkeit seiner Erregung und seines Jammers, die aber doch eben aus dem Mittelpunkte seiner Empfindungswelt herstammten; er allein hat es veranlaßt, daß seine siegreichen Truppen vor den Barrikadenkämpfern weichen mußten. Er zieht sie zurück; über die militärische Tragweite des Befehls mag er sich nicht ganz klar gewesen sein, und an Mißverständnissen mag es nicht überall gefehlt haben: das aber ist außer Zweifel, daß nur auf ihn allein die furchtbare Selbstdemütigung der Monarchie zurückgeht. Seine Offiziere waren empört und erschüttert: Roons Briefe aus dem nahen Potsdam spiegeln das ergreifend wieder. Friedrich Wilhelm aber bleibt auf der nun eingeschlage-

nen Bahn: er gibt sich seinem Volke anheim, dessen Schutz soll ihm genügen; er wirft sich der deutschen Bewegung mit jähem Entschlusse in die Arme — er hat sich in allem verrechnet. Durch die Macht allein konnte er seinem Volke das Verfassungsleben schaffen und regeln, das zu gewähren er sich nun endlich entschieden hatte: durch die Macht allein konnte er Deutschland lenken — und die Macht hatte er am 19. März selber von sich geworfen, um sie dann noch lange am Boden hinschleifen zu lassen; er war durch eigenen Entschluß ein besiegter Mann, und als Besiegten behandelte ihn die Welt. Die seelische Notwendigkeit seiner Haltung kann man überall begreifen. Auch das begreift man, daß er, wie er war, in der nationalen Frage damals nichts wirken konnte, nicht nur weil er verspottet wurde und man ihn nicht haben wollte, sondern weil überdies seine innerste Welt von der der Frankfurter durch eine unüberbrückbare Kluft geschieden blieb. Denn so oft er ihnen näher zu kommen schien, im Grunde blieben sie ihm doch gottlose Empörer gegen eine geheiligte Ordnung, in welche Menschenhand nicht hineingreifen darf, und seine Wünsche blieben allezeit auf das alte Reich und dessen mittelalterliche Hierarchie gerichtet, der er sich und seinen modernen Staat gar zu gern eingefügt hätte.

Was der König, seitdem er das von seinen Truppen erst völlig geräumte, dann nur ganz spärlich und ungenügend wiederbesetzte Berlin im Mai dauernd verlassen hatte, den preußischen Verhältnissen gegenüber empfunden und erstrebt hat, darüber wage ich noch kein festes Urteil. Er hatte sich der Berliner Revolution gefügt und ließ sie zunächst gehen; er wollte, scheint es, sein Wort halten und behielt liberale Minister, denen er freien Raum gab; er meinte wohl auch, die Bewegung sich in ihren Übertreibungen erschöpfen zu lassen; die Hauptursache seines Zusehens und Abwartens wird aber doch wohl nicht in bewußten Plänen, sondern in seiner eigensten Anlage gelegen haben. Die zwang ihn zur Tatlosigkeit. Er gab seinen monarchischen Anspruch im Tiefsten seiner Seele nicht auf, er mochte auch rechnen, daß die Zeit kommen würde, ihn wieder hervorzukehren: vor allem aber war er nicht der Mann, diese Zeit kraftvoll selber herbeizuzwingen. Er gehorchte seiner Natur und ging nur schrittweise, nur insofern er

gar nicht anders konnte und die Lage selber ihn vorwärts trieb, allmählich wieder voran.

Über diese seelischen Vorgänge mag man streiten und wird sie noch besser aufklären können; die Folgen seines Verhaltens aber für die Berliner Zustände liegen uns bereits deutlich, in einer Fülle lebensvoller Zeugnisse, vor Augen und bilden in der Menge der sonderbaren Schauspiele dieses Jahres wohl das sonderbarste. Wir können die Truppen auf ihren Kämpfen vor und am 18. März begleiten, wir spüren den fanatischen Haß, der sich auch der Ruhigen unter den Bürgern gegen das angeblich mit Mordschuld beladene Militär, gegen die verfemten Offiziere bemächtigt hat; wir haben Schilderungen des Straßen- und des Häuserkampfes mit all ihrem Entsetzen und ihrer Grausamkeit. Wir sehen den Prinzen von Preußen, als der König den Rückzugsbefehl erteilt, seinen Degen in hellem Zorn auf den Tisch werfen, weil er ihn nun nicht mehr in Ehren tragen könne. Wir fühlen nach, was die Soldaten und zumal ihre Führer auf diesem schrecklichen Rückzuge empfanden, sie, die Sieger, bedrängt, umtobt, verhöhnt, beschimpft von dem Volke, das sie soeben geschlagen haben; sie dürfen sich nicht wehren, denn jede Antwort wäre neuer Kampf, und den hat der König verboten. In den Kasernen stehen die Offiziere, als das Volk auch diese bedroht, in düsterer Verzweiflung: die Verteidigung ist ja ausgeschlossen; dringen die Scharen ein — so lautet der Befehl des Obersten eines dieser furchtbar hart geprüften Regimenter — so werden sich die Offiziere ihnen wehrlos ausliefern und sich hinschlachten lassen, um für die Soldaten Schonung zu erwirken. Das war die Folge von Friedrich Wilhelms großherziger Kapitulation. Endlich sind die Regimenter entfernt. Die Bürgerwehr wird organisiert; die wüsten Auftritte der ersten Tage, der Leichenzug im königlichen Schlosse, die Gefährdung des Prinzen von Preußen und seines Palais, sind verrauscht. Da bricht eine Zeit der unablässigen Unruhe, der steten Unsicherheit über die Hauptstadt herein, eine Zeit, die wir heute mit Mühe noch verstehen, reich an sehr ernsten und reicher noch an seltsam burlesken Zügen; eine Tragikomödie sondergleichen. Die Bürgerwehr hat die öffentliche Ruhe zu wahren und ist selber durchsetzt von politischen Klubs; die Arbeiter erheben das Haupt, die Stadtobrigkeit müht sich, sie zu

beschäftigen, sie bei guter Laune zu halten; Ausstände, Aufläufe, bedenkliche Wirren brechen immer wieder hervor. Dabei eine leidenschaftliche Preßtätigkeit, Anschläge, Aufrufe, Poesien; es ist kein Äußerstes, das da nicht begegnete, kein Wort des Hasses, das man dem Könige selber nicht entgegenwürfe, bis zu der letzten Drohung des fanatischesten der Gedichte: „Verworfner! ha! du, du mußt sterben!“ Anderes klingt, wenn es auch bitterernst gemeint ist, vergnüglicher: „O legen Sie sich schlafen, alter Herr,“ so ruft ein Blatt, der „Publizist“, dem alten Konservativen Bülow-Cummerow zu, der damals seine Stimme zur Versöhnung erhoben hatte: „Die Zeit ist aus den Windeln aufgestanden; der Bart des Mannes ist ihr über Nacht gewachsen, und Sie kennen sie nicht mehr . . .“ Die bärtig gewordene Zeit sah sich mannigfach umworben; als der Humorist Glaßbrenner sich als Kandidat für das deutsche Parlament meldete, da kam er, laut seinem Manifeste, „nicht im engen, herzerstickenden Frack, sondern in der Bluse der Menschenliebe“ und gab sich das Zeugnis: „Ich bin niedrig geboren, nicht wie so viel Hohe niedrig geworden und geblieben.“ Das waren schöne Worte, die pathetisch und packend sein wollten; bewußte Witze blieben auch nicht aus. Wie oft löst in den Erzählungen der Zeitgenossen, wenn das Volk sich aufgeregt versammelt hat und irgendeine Wildheit droht, ein Berliner Scherz die Spannung in gutmütiges Gelächter auf! Es war ein Durcheinander von sittlicher Entrüstung, von roher Gewaltsamkeit und von Freude am Ulk, von Fanatismus und Harmlosigkeit, das bei all seinen Schrecken und seinen großartigen Ansprüchen zuletzt immer von neuem einen unwiderstehlich kleinstädtischen Eindruck macht. Auch die Bürgerwehr hat offenbar recht viele von den schlechten Witzen, die man auf sie gemacht hat, durch kleinbürgerliche Naivität, Zuchtlosigkeit und Pulverscheu wohl verdient. Was alles mußten die guten Berliner aber auch durcharbeiten und entscheiden! Die Weltpolitik, insbesondere das Mißtrauen gegen Rußland, beschäftigte Presse und Volksmeinung stark; die polnische Frage wurde mit Vorliebe behandelt, hatten doch Mieroslawski und seine mit ihm aus dem Gefängnisse befreiten Genossen die jubelnde preußische Hauptstadt im Triumph durchzogen, ehe sie nach Posen gingen, um dort gegen die Deutschen Krieg zu führen!

Die Verbannung und Rückkehr des Prinzen von Preußen gab zu einer ganzen Flut von Reden Anlaß, und dabei sammelte sich, obwohl die Angriffe weit überwogen, doch schon ein Teil der Landwehr um den Namen ihres früheren Generals. Mit den Provinzen, deren zurückgebliebene Politiker den Berliner Fortschritt noch nicht so recht mitmachen wollten, setzte man sich in offenen Briefen auseinander. Vor allem aber die preußische Nationalversammlung lieferte (vom 22. Mai ab) den hauptstädtischen Massen einen unerschöpflichen Stoff: die Versammlung, erheblich unbedeutender und haltloser als die deutsche zu Frankfurt am Main, von einem Radikalismus geführt, der hier, wo es nicht im allgemeinsten eine neue Welt zu bauen, sondern im Einvernehmen mit einer nahen und alten Monarchie einem festen bestehenden Staate die neue Verfassung zu schaffen galt, sehr viel vager und unberechtigter erscheint als dort. Niemand wird in die Versuchung kommen, diesem Landtage, so wenig man seinen ernsten Führern wie Waldeck und Unruh die Achtung und das Verständnis verweigern darf, den Charakter tragischen Heldentums und ehrwürdiger Größe zuzusprechen. Dafür halfen die lärmenden Scharen vor der Singakademie den Abgeordneten gern mit handgreiflichem gutem Rate nach, der nicht immer jovial blieb. Die lange Reihe der Konflikte im Parlament und auf den Straßen folgte nun, der heillose Unfug des Zeughaussturmes im Juni, die harten Zusammenstöße der Arbeiter mit der Bürgerwehr im Oktober, die verschärften Auseinandersetzungen zwischen Kammer und König, der Wechsel der Ministerien, die allmähliche Sammlung Friedrich Wilhelms zu dem Entschlusse, endlich einzuschreiten. Sobald der König ernstlich zugriff oder den Seinen gestattete, ernstlich zuzugreifen, verschwand der wüste Spuk dieses Terrorismus, der Berlin durchtobt hatte, außerordentlich rasch, und die Stadt selber atmete auf. Preußische Truppen haben dann, als im Frühjahr 1849 nach dem Zusammensturze der Paulskirchenversammlung die radikale Demokratie sich in preußischen Städten, in Dresden, Pfalz und Baden erhob, die Ruhe hergestellt. Die neue Verfassung, die Friedrich Wilhelm am 5. Dezember seinem Königreiche oktroyiert hatte, hat die Grundlage der inneren Weiterentwickelung für Preußen gebildet; sie war demokratisch

genug, derart, daß sie nachher reichlich umgearbeitet worden ist; aber vor allem, sie ruhte auf königlichem Machtspruche: seit dem November 1848 stand in Preußen wieder das Königtum aufrecht an der Spitze.

Daß das Alte, der Absolutismus, gefallen war, entsprach der allgemeinen Notwendigkeit; daß dabei die Monarchie und daß Preußens Macht überhaupt so lange ausgesetzt hatte, entsprang dem Charakter des Königs; und alles, was nun noch, vom Winter ab, zwischen ihm und der deutschen Reichsversammlung verhandelt und versucht worden ist, hing wieder ganz an Friedrich Wilhelms Eigenart. Es hat infolgedessen in allen Einzelheiten einen Zug des Irrationellen; aber man muß wiederholen: im großen und ganzen ist doch der Versuch, zwischen der Paulskirche und Berlin das Bündnis zustande zu bringen, aus sehr begreiflichen Gründen, ja, wohl aus Gründen der vollsten Notwendigkeit, gescheitert. Die Versammlung konnte dem Könige nicht geben, was er für sich und alle Monarchien verlangte; sie hätte das höchstens dann über sich gewinnen können, wenn Preußen ihr Steuerruder mit überlegener Hand ergriffen und sie in seine Bahnen hinübergerissen hätte. Der König aber kam aus seiner tiefen Abneigung gegen die Träger der Volkssuveränität auch jetzt nicht heraus; er ließ sich durch seine Berater und das Bruchteilchen preußischen Ehrgeizes, das in ihm war, gelegentlich weit vorschieben: aber innerlich war er nie entschlossen, zu tun, was man von ihm forderte. Es ist eine Selbsttäuschung gewesen, wenn die Männer der Kaiserdeputation gemeint haben, eine plötzliche Einwirkung geheimer Ratgeber, ein plötzlicher Umschwung des Königs habe ihr Werk vereitelt. Der Versuch, Friedrich Wilhelm IV. die Frankfurter Kaiserkrone zu bieten, war immer innerlich aussichtslos, und daß er gescheitert ist, ist nicht die Folge zufälliger Einflüsterung. Der König hat dann (April 1849 bis November 1850) seinerseits versucht, das Gagernsche Programm vom engeren Bundesstaate neben Österreich für sich aufzunehmen und es, als Fürst, mit fürstlichen und preußischen Mitteln durchzuführen. Es war etwas Fremdes, das zu seinem Wesen nicht paßte; er hielt innerlich nicht daran fest, und als sich der Widerstand der Welt dagegen erhob, gab er es kampflos und

ruhmlos zu Olmütz preis. Diese späteren Zeiten der deutschen Bewegung und ihres Nachspieles in der „Union" zeigen bereits alle Elemente derjenigen Lösung der deutschen Frage, die 1866 Wirklichkeit geworden ist: das kleinere Deutschland unter Preußen, ein Mittelwesen zwischen dem lockeren alten Bunde und dem unitarischen Gesamtstaate der Paulskirche, aber dem zweiten verwandter als dem ersten, die Leitung ganz beim preußischen Königtum. Noch aber waren alle diese Elemente nicht reif. Das preußische Königtum war es weder an politischem Willen noch an militärischer Kraft; und Deutschland hatte 1848 zwar die Keime alle in sich aufgenommen, aber es fehlte noch viel daran, daß sie lebensfähig, daß sie allgewaltig geworden wären. Es brauchte noch innere Durcharbeitung, harte Erfahrungen, eine lange Steigerung des Bedürfnisses und der Energie. Dann erst haben die beiden Gewalten, die Nation und Preußen, die 1848 einander nicht finden konnten, sich gefunden, und auch dann nicht ohne bitteren Kampf: Kampf zwischen ihnen beiden und Kampf gegen eine feindliche Welt ging der Erfüllung vorher; sie selber aber wurde, nach aller Vorbereitung, erst durch das lebendige Wirken starker Menschen heraufgeführt.

Das alles sind bekannte Dinge; hier hat darauf hingewiesen werden sollen, weshalb und wie es 1848 zu früh war, und wie die besten Kräfte des großen Jahres einem Verhängnis erlegen sind, das in ihnen und über ihnen waltete und das wir resigniert begreifen.

Ich habe davon gesprochen, wie man später gegen 1848 ungerecht geworden ist, wie man die Fehler jener ersten Kämpfer hervorgesucht und verurteilt hat. Da mochten freilich unter den Ernüchterten und Gereiften — wenn ich einen schönen Ausdruck Theodor Mommsens aus der Römischen Geschichte, bei dem sein Verfasser vielleicht doch zugleich an eigenes Erlebnis gedacht haben mag, auf unseren Gegenstand übertragen darf — „indem sie die Mangelhaftigkeit jener Anfänge belächelten oder beschalten, doch auch eben die Geistreichsten es sich gestehen, daß die Jugendzeit der Nation vorüber war, und vielleicht diesen oder jenen doch wieder im stillen Grunde des Herzens die Sehnsucht beschleichen, den lieblichen Irrtum der Jugend abermals zu irren."

Wir haben es heute besser; wir wohnen im festen Hause der Macht, und will's Gott, so werden wir sie männlich mehren und gebrauchen. Aber auch wir stehen, nachdem die Zeiten nach 1870 das alte Ideal erfüllt gesehen haben und auf der Höhe sicher einhergeschritten sind, wieder in neuen Wirren. Die Aufgaben und Ideale des heutigen Tages sind ungeklärt wie die von 1848; die soziale Unruhe der Sturmeszeit begreifen wir ganz; die große nationale Frage, die Frage zumal nach dem Geschicke der Deutschösterreicher, die damals die Menschen erschüttert hat, greift uns mit all ihrer Tragik und ihren Zweifeln, nach langer Abkehr, heute wieder gewaltig, ja unabweisbar an das eigene Herz. Wir hoffen, daß wir über die Fehler der Kindheitsjahre hinaus sein mögen, aber wir können jene Kindheit wieder besser verstehen, als es inzwischen geschah, ihre Probleme wärmer ergreifen, ihr schmerzliches Suchen, ihre sehnsuchtsvolle Begeisterung müheloser nachempfinden. Und es wird auch einem härter gewordenen Geschlechte ein Segen und, wenn ich nicht irre, mehr und mehr eine selbstempfundene Wohltat sein, wenn ihm ein Anhauch des großen Idealismus der Vergangenheit in die Nöte und Hoffnungen seiner Gegenwart herüberweht.

Kaiser Wilhelm I.

Rede bei der Enthüllung des Kaiserdenkmals zu Heidelberg 1901

Es erwärmt mir das Herz, daß solche Gesinnungen des Dankes und der Verehrung sich in so großer Verbreitung kund tun: denn es ziert die Nation in der Gegenwart und es stärkt die Hoffnung auf ihre Zukunft, wenn sie ihre Erkenntnis für das Wahre und Große zeigt und wenn sie ihre hochverdienten Männer feiert und ehrt."

Diese kaiserlichen Worte hat Wilhelm I. dereinst an seinen größten Diener gerichtet. Wir dürfen ihrer heute gedenken, auch wo es sich um ihn selber handelt, den Suverän: denn auch ihm strömt jene Dankbarkeit und Verehrung frei und reich entgegen, nicht nur dem Fürsten, auch dem Manne. Drei Jahre, nachdem er die Worte sprach, haben wir ihn zu Grabe geleitet; wir haben 1897 seinen 100. Geburtstag feierlich begangen; wir haben seitdem von dem Jahrhundert Abschied genommen, das sein Leben erfüllt hatte. Und allüberall im großen Vaterlande grüßen uns die Ehrenzeichen, dem Kaiser errichtet; er tritt uns entgegen in Erz und Stein, auf den Märkten unserer Städte, im Angesicht unserer Fürstenschlösser, er schaut von unseren Bergen weithin über deutsches Land. Auch die Bürgerschaft von Heidelberg hat ihm, im freiwilligen Zusammenwirken der Liebe, sein Standbild in dieser Stadt erhöht: ein Symbol für die allgemeinen Gewalten, die uns schirmen und leiten, und ein Denkmal der Persönlichkeit zugleich. Und alles beste Leben des badischen Landes zeigt sich ihm heute innig verknüpft: das Fürstenpaar dieses Landes ist herbeigekommen, um ihm von neuem Ehre und Liebe darzubringen, dem erlauchten Vater wie dem Begründer des deutschen Staates, ihm, dem es nahegestanden hat wie niemand mehr in unserer Gegenwart; alle Berufs- und Lebenskreise aber haben sich dabei um Euere Königlichen Hoheiten geschart.

Und wir begrüßen ihn alle, den ersten Kaiser des neuen Reichs. Wir empfinden es wiederum in tiefer Seele, was dieser Herrscher und sein Werk, was Reich und Kaisertum unserm Volke, was sie insbesondere dem Volke dieser rheinischen Gebiete bedeuten. Es klingen uns die Worte in den Ohren, die Kronprinz Friedrich Wilhelm vor fünfzehn Jahren in der Aula der Heidelberger Universität ihr zurufen konnte: „daß sie in dem halben Jahrtausend

ihres Bestehens nie glücklichere Zeiten geschaut habe als die, in denen wir leben," die Worte zudem, die ihm damals in diesem selben Saale aus erlauchtem Munde zurückerschollen sind, das Kaiserhoch auf den Behüter des deutschen Friedens, den Träger unserer Macht und Größe. Wir empfinden es, was uns diese Macht bedeutet, schirmend und deckend, leitend und erhebend; wir spüren dankbar und froh den ganzen Flügelschlag des nationalen Stolzes, der unsere Seele freier und weiter und größer macht, die unendliche Dehnung und Adelung unserer deutschen Welt, unserer Weltstellung, unseres Weltgefühles; wir preisen in unserem nationalen Staate die unaussprechlich segensreiche Voraussetzung aller äußeren Kraft und aller inneren Gesundheit, wir spüren es, ein jeglicher in sich selbst, daß wir nicht mehr zu leben vermöchten, daß wir nicht mehr atmen könnten ohne dieses Reich und sein Kaisertum. Und wo ringt sich solch ein Bekenntnis stärker und notwendiger aus den Herzen empor, als an dieser Stätte, wo aller Ruhm und alles Elend, alles Leid und alle Sehnsucht und aller aufwärtsdrängende Kampf unserer deutschen Geschichte aus den Zeugnissen der Jahrhunderte körperhaft zu uns redet in der unauslöschlichen Sprache unserer teuren Ruinen dort oben und aller lebendigen Erinnerungen rings um uns her? An dieser Stätte allgemein-deutschen Lebens, wo seit langem, in den Tagen der tapferen Vorarbeit für Kaiser und Reich wie seit den Tagen der Erfüllung, Nord und Süd sich einig zusammengefunden und, wie es der Kronprinz gerühmt hat, „den schönen Glauben der Volksgemeinschaft" gepflegt und ausgebreitet haben, „der unser Hort und unsere Stärke ist"; hier, wo die Liebe zu dem schönen engeren Vaterlande und seinem lebensvollen und altgetreuen Staate und die zu dem weiten Deutschland sich inniger verbinden konnten als fast irgendwo sonst. Gewiß, die Stadt Heidelberg durfte sich ihr Kaiserbild wünschen und schaffen, wenn eine in Deutschland; und unsere Hochschule — das darf ich wohl aussprechen — wird es freudig preisen, daß Kaiser Wilhelm gerade hinreitet auf sie. Als die Verkörperung des großen Ganzen steht dieses Bildnis künftig in unserer Mitte. Und wir beugen uns vor dieser Verkörperung unseres Reichs: denn es gibt keine, so ganz umfassend, so hoheitsvoll und so rein wie sie. Längst ist es uns so gut wie selbst-

verständlich geworden, daß diese ehrwürdige Gestalt der Ausdruck alles dessen ist, was wir gemeinsam besitzen und ehren: wir müssen uns fast gewaltsam daran erinnern, daß heute vor erst fünfzig Jahren die Welt in zitternder Bangigkeit auf Paris, auf den Staatsstreich des dritten Napoleon, auf den neuen Störer und Lenker des Erdteils sah; wer hätte damals in dem vielgehaßten Prinzen von Preußen in seinem Koblenz den Besieger Napoleons, den ersten Kaiser eines stärkeren Deutschlands geahnt? Und es sind vor wenig Wochen erst 40 Jahre gewesen, daß König Wilhelm sich zu Königsberg, unter dem Mißfallen der deutschen Welt, die preußische Krone auf das Haupt setzte; damals grollte der aufsteigende preußische Verfassungskonflikt; und kurz darauf hat er einem englischen Staatsmanne gesagt, „er selbst werde die Einigung Deutschlands wohl nicht mehr erleben, aber hoffentlich sein Sohn oder Enkel". Kaum ein Jahrzehnt danach, so war er Deutscher Kaiser, und 1881 erklang aus seinem Munde die kaiserliche Botschaft des 17. Novembers über die Welt: er stand auf der Höhe.

So starker Wechsel in so schnellen Wandlungen, in harten Kämpfen, hat dieses lange Leben durchzogen und erhoben, das unser Auge jetzt beinahe anschauen möchte wie einen einzigen, müheloſen, selbstverständlichen Sieg. Es ist Arbeit und Not und Leistung gewesen von Anbeginn an: erst darin ruht für uns Erben sein innerster Wert. Wir schreiten auch heute mit raschem Schritte den wundersamen Gängen dieser Laufbahn nach.

Aus dem alten Preußen kam Kaiser Wilhelm her: das ist die Heimat seines Wesens geblieben. In dem alten Preußen, als Teile des alten Deutschlands, ist er geboren worden, in dem festen, harten Sonderstaate, dem Beamten- und dem Soldatenstaate, den auch im neuen Jahrhundert immer wieder von neuem der Geist Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen durchweht hat. Zwar schon der Knabe sah das System des alten Absolutismus bei Jena erliegen und aß in schweren Jahren das Brot des Kummers, beinahe der Verbannung; er schaute die Erhebung von 1813

und machte sie mit, er spürte damals den Hauch des deutschen Ideals, der auch seinen Staat ergriff. Und er sah die umgestaltenden Gedanken der Scharnhorst-Stein-Hardenbergischen Reform in dessen Gefüge eindringen; er erlebte das gewaltigste Gesetz des 19. Jahrhunderts, das Boyensche Wehrgesetz, das Gesetz der allgemeinen Dienstpflicht: er erlebte es in seinem eigensten Lebens- und Arbeitskreise. Aber dann trat neben die neuen Antriebe volkstümlicher Reformen in ungebrochener Kraft von frischem das alte Preußentum; neben und über Stein und den Seinigen blieb Friedrich II. der Zukunftsgenius dieses Staats. So standen die Gegensätze in den letzten Jahrzehnten König Friedrich Wilhelms III., in der eigentlich entscheidenden Lehrzeit seines Sohnes. Die alte Zucht, ein Stück von der alten Trockenheit, aber auch die alte Eigenart dieses Gebildes herrschte wieder vor; es war der alte Sonderstaat, der seine besonderen Wege in der Welt zu gehen beanspruchte, abgeschlossen und selbständig, ein europäischer Großstaat noch mehr als ein Teil der deutschen Staatenwelt. Es war ein Staat, von welchem Prinz Wilhelm rühmte, daß er seiner Kleinheit, seiner „körperlichen Schwäche" nachhelfen müsse „durch intellektuelle Kräfte": „und diese", so sagte er, „müssen vornehmlich in dem Heere geweckt und erhalten werden" — es war ihm der Staat des Geistes und der Waffen. Ihm diente er, in den freilich eng gewordenen Kreisen des alternden Vaters, ein fester Legitimist, und zumal: ein preußischer Offizier. Im Heere stieg er auf; das lernte er völlig kennen und beherrschen, er wurde Fachmann von Grunde aus und gewann sich damit für alle Aufgaben seiner Zukunft das feste klare Maß; zunächst jedoch ergriff er in seiner Armee das Preußentum mit all seiner Wucht und all seinem Ernst. Es war das Heer der allgemeinen Dienstpflicht, und an der hielt er fest: aber er wollte es gleichzeitig weiterbilden; er wurde von frühen Jahren an der vornehmste und sachkundigste Führer einer realistischen, militärischen Partei, die manchen doktrinären Auswuchs aus diesem Volksheer entfernen wollte und die unablässig Verbesserung, aber auch unablässig Verstärkung des Heeres forderte. Er aber forderte sie im Sinne der Macht. Im Hause Friedrich Wilhelms III. war er der Einzige, der den hohen Ehrgeiz seines Staates, den fridericianischen Sinn stolz und un-

geduldig durch die Stille der matten Friedensjahre dahintrug; wohl Schulung des Geistes und Schärfung der Waffen — aber alles im Dienste g r o ß e r Ziele, einer lebendigen preußischen Zukunft. Darin ragte er weit über seine Umgebung hinweg; im übrigen wollte er, und bis auf die Höhe des Mannesalters hinauf, nichts weiter sein als seines königlichen Vaters getreuer wesensverwandter Sohn. So erschien er, das vornehmste Bild eines preußischen Militärs; hoch und straff, gütig und heiter, pflichteifrig und klar; in Antlitz und Wort und täglicher Arbeit schlicht und getreu, von einfach großen Zügen, all sein Wesen verständig-gesund, entschieden, echt, von tiefer Wärme und weichem Herzen — nur in der Stille hinter dem allem ein Zug von unbewußt heroischer Größe des Willens, bereit, einmal hinauszudrängen in die weite Welt der Tat.

Auf diese ruhige Entwickelung aber traf seit seines Vaters Tode, seit 1840, der wirbelnde Strom der unruhigen Zeit, mit ihrem doppelten Streben, dem liberalen und dem nationalen. Lange vorbereitet, in Wirtschaft und Gesellschaft, in Geist und Staat, oft zurückgedrängt und doch niemals bezwungen, brauste die neue Forderung jetzt stürmisch daher. Sie verlangte für die Deutschen die Einheit in Handel und Wandel, und vor allem die Einheit des Staatslebens; nach innen die geordnete Teilnahme der Nation an ihrer Regierung, das längst erstrebte Recht zumal des Bürgertums; nach außen hin, inmitten der großen Völker Europas, endlich auch unserem Volke Achtung und feste Macht. Sie verlangte das alles, nach langen und bitteren Erfahrungen, mit heißem Eifer, mit leuchtendem Glauben an ihr eigenes Recht, im Namen der Nation, des souveränen nationalen Willens. Sie wollte die alten Gewalten unseres staatlichen Daseins hineinzwingen in die neue Bahn; und als aus natürlichem Widerstande und persönlichem Mißverstehen, aus hundert verborgenen Quellen dann die Revolution von 1848 hervorbrach, da sollte alles mit einem Schlage neue Gestalt gewinnen, in Einheit und Freiheit, nach einem einzigen, lebensvollen, leidenschaftsvollen Ideal. Damals wurden ja die Gedanken durchgedacht, Gedanken der Zerstörung und des Wiederaufbaues, Gedanken tragisch notwendiger Ablösung des engeren Deutschlands von dem alten Bunde mit

Österreich, und die neuen Formen für das neue Deutschland — Gedanken, die dann die Zukunft zur Grundlage der Wirklichkeit gemacht hat; aber sie alle noch einseitig, grenzenlos, maßlos: alle aber abgeleitet aus der Allmacht, der Alleinberechtigung des nationalen Willens.

Durchgesetzt worden sind sie später in Kampf und Ausgleich mit den altbestehenden Mächten, unter der Gegenwehr der alten Staaten und lebendiger Menschen, durch die Hand lebendiger Menschen, nicht abstrakt und souverän, wie man sie 1848 gedacht, sondern mit anderen Elementen gemischt, gedämpft, verwandelt. Und der sie als König und Kaiser zum Sieg führen sollte, freilich zugleich sie durchdringen sollte mit der historischen Eigenart *seines* Wesens und seines Staates, das war Prinz Wilhelm von Preußen, er, der diesen Ideen von Hause aus entgegengesetzt schien und war wie kaum ein anderer sonst.

Sie sind auf ihn eingestürmt und er hat sie lange verworfen und bekämpft; er hat sich ihnen nähern müssen, zuerst da sein Bruder, der neue König, es gebot; er hat sich von ihnen ergreifen lassen, als sie im Sturm des 1848er Frühlings allüberall die Gegner brachen und selbst die Herzen so vieler Widerstrebenden eroberten; er hat die Verfassungs- und hat die Einheitsgedanken charaktervoll und ernsthaft in sich aufgenommen — der Barrikade ein unversöhnlicher Feind, der Notwendigkeit maßvoll neuer Entwickelungen erschließbar, in ehrlicher, innerer Arbeit, in langsamer pflichtgetreuer Prüfung und Umbildung seiner Ideenwelt, seines ganzen inneren Lebens. Er war von jeher ein Deutscher, aber er war vor allem, in erster Reihe, Preuße gewesen. Und da war es nun der immer wiederholte Hergang seines seelischen Werdens und Weiterwachsens, daß er das Neue voller in sich aufnahm und verarbeitete und daß dann doch, stets von frischem, seine Eigenart in allem Neuen sich wiederfand, daß sein Altpreußentum, in verwandelter Welt, in verwandelter Richtung seines eigenen Wollens, doch immer wieder hervortauchte und sich mit allem Neuen, Liberalem und Deutschem, durchdrang. Die Führung in seinem Innern gewann stets wieder diese seine eingeborene Kraft, der heimatliche Kern seines Geistes und seines Strebens; der hat sich in Kaiser Wilhelm innerlich, durch alle Weiterbildungen hindurch,

behauptet und Kaiser Wilhelm hat ihn behauptet und durchgesetzt in ganz Deutschland. Dieser preußische Fürst und Offizier trug in sich selber das Maß für jede Aufgabe und jeden Anspruch des Lebens, die ihm von außen nahten: er fügte sich in die Welt, aber er fügte zugleich dem neuen Weltbilde, das ihm erstand, die Elemente seiner Gesinnungen ein, seiner Monarchie, seines Heerwesens, seiner staatlich selbstbewußten Kraft. Und nur dadurch wirkt ja der historische Mensch, daß er den Notwendigkeiten seiner Zeit ein Eigenes hinzuzubringen hat, an dem er festhält, das er inmitten jener Notwendigkeiten durchsetzt, das er aus seiner Persönlichkeit hinüberführt in die Erscheinungswelt. Dasjenige altpreußische Wesen aber, von dem Prinz Wilhelm ausging, war nicht nur Vergangenheit. Es blieb auf Wirksamkeit und Tat gerichtet, es war erfüllt von jenem Glauben an die Bestimmung, an die Größe seines Staates; der Prinz von Preußen zog 1849 aus dem Mißlingen der deutschen Revolution die positive Folgerung: wer Deutschland regieren will, muß es sich erobern. Das blieb die Sehnsucht und die Kraft seiner eigenen Zukunft.

Und dafür hat er gearbeitet, unabgelenkt, in den Jahren der Enttäuschung. Er stand von 1850 ab in stiller und offener Opposition; er verschmerzte die Demütigung seines Staates, den Tag von Olmütz, nicht. Er schuf an der Heeresreform; er gewann seinem Heere schon damals die dreijährige Dienstzeit zurück. Und als ihn dann 1857 die Erkrankung König Friedrich Wilhelms zum Lenker Preußens machte, da ging er den Aufgaben der neuen Zeit mutig zu Leibe, mit ihren Mitteln, vielfach in ihrem Geiste, aber im Grunde doch immer er selber, der Hüter und Wahrer der Eigenart seines alten Staates. Er hat von 1858 ab in bewegten Jahren der preußischen und der deutschen Welt bedeutungsvollen Anstoß gegeben; er sprengte die Eisdecke der Reaktionszeit, er brachte nach seiner Art, bedächtig, aufrichtig, mit vornehmer Selbstlosigkeit und tiefem Ernste, die stockenden Probleme in Fluß. Er ließ sich wohl hemmen durch die furchtbare Schwere der Verantwortung: denn die deutsche Frage lösen hieß doch den Krieg mit Österreich wagen, es hieß die alte Legitimität zerbrechen, es hieß, die eigene Krone, den eigenen Staat, es hieß alles an alles setzen. Auf einem Gebiete hat er selber bereits das Notwendige

bis an das Ende vollbracht: er reorganisierte das Heer, vergrößerte es, beseitigte endlich alle die gefährlichen Mängel, die sein sachkundiger Realismus seit Jahrzehnten erkannt und angegriffen hatte: er war hier der Bahnbrecher und der Vollender zugleich, er setzte hier die Ziele und er entschied über die Mittel aus tiefster Kenntnis heraus, es war seine eigenste Tat, und alles, was fürder geschah, ruhte auf dieser Heereserneuerung. Und überall öffnete er selber dem kommenden, großen Jahrzehnt die Wege; von 1858 bis 1862 hat er im unmittelbarsten Sinne selber regiert, selber geschaffen. Aber gegen die Heeresreform erhob sich der politische Widerstand, und die tragische Wirrnis des preußischen Konfliktes begann. König Wilhelm sah genau, worum es sich handelte: um den Fortbestand der königlichen Vorgewalt in Preußen, um den Lebensnerv des altpreußischen Staates. Und er sah zugleich, daß diesem Staate die große Arbeit des Kampfes um Deutschland heraufstieg. Er hatte von 1858 ab die Dinge persönlich geführt. Auch den furchtbaren Doppelkampf, der sich jetzt aufzwang, auszufechten hat er, nach schmerzhaft schwerem innerlichem Ringen, er der Tiefbescheidene, der 65jährige, der sich als Sohn einer vergangenen Epoche empfand, zuletzt dennoch beschlossen, in königlichem Entschluß: er hat ihn ausgefochten, aber nicht mehr er allein; er hat ihn als Herrscher ausgefochten, als Staatsmann — wie bis zum September 1862 — nicht mehr. Er ist der Herrscher geblieben, auch als er die riesenhafte Aufgabe, das zu bezwingen, was nun auf Preußen eindrang, in die Hände des Staatsmannes legte, des Genius, den ihm sein Schicksal wies, des Gewaltigsten, den die Geschichte des vergangenen Jahrhunderts kennt: er hat ihn berufen, er hat ihn ertragen und ihn gehalten, er hat, in starker Auseinandersetzung und starkem Ineinanderwirken, mit ihm zusammen gekämpft und gelitten und gesiegt. Er hatte Roon neben sich gestellt, den Tapferen und Getreuen, seinen großen Kriegsminister, der ihm half, das Heer umzuschaffen, und ihm half, die Krone festzuhalten im Beginne des inneren Sturmes; er hat mit Bismarck den Bund geschlossen in jener weltgeschichtlichen Stunde zu Babelsberg; er hat Moltke die Bahn seiner Schlachten aufgetan: die größte Zeit unserer neuen Geschichte, von der höchsten Wirkenskraft unvergleichlicher Männer herbeigerufen

und durchstritten, brach an. Und zwischen ihnen allen, wie sie so reich und machtvoll selten derselbe Lebenskreis vereinigt hat, blieb König Wilhelm allezeit der Herr. Er hat in alles eingegriffen und nie auf die oberste Leitung verzichtet: er hätte es nicht gekonnt; er hat die letzte Verantwortung stets für sich beansprucht und sie ganz durchgekämpft; er hat mit jenen und mit sich selber gerungen, bis er ganz klar war; er hat in fester Weisheit zwischen ihnen ausgeglichen, wo ihre starke Leidenschaft sie gegeneinander stieß, er hat die oberste Ordnung gebildet und festgehalten inmitten des Wetteifers naturgewaltiger Menschen; er hat die Kreise der anderen auseinandergehalten und alle Tätigkeiten allein in seiner eigenen Entscheidung gipfeln lassen, Staatslenkung, Heeresverwaltung, Strategie: nur e r vereinigte alles in sich, es blieb über allem ein höchster Wille bestehen. Über den ragenden Großen behauptete sich so Seine schlichte und königliche Natur: in sich selber von keiner Mißgunst berührt, von keiner Empfindlichkeit jemals dauernd gestört, der eigenen lebhaften Erregbarkeit immer bald wieder Meisterin, stets ihres auf das Sachliche gekehrten Adels, stets ihrer klaren Majestät, ihres göttlichen Auftrages sich einfach bewußt — eine Vereinigung von leitender Seelengröße, die sich selber und die heilsame Einheit der Taten unverbrüchlich wahrt, mit der Schöpferkraft drängender Genialität, wundervoll wirksam und wundervoll anzuschauen: schon allein als historischer Anblick so groß und zugleich so rein. Die Ungeduld der suveränen Streiter, die wahrlich natürliche Leidenschaft des heißen Augenblicks klingt wohl hinein; aber sie ist stets wieder verhallt, und Weisheit und Versöhnung, ein erhabener Einklang sind immer das letzte Ende. In diesem Verhältnis zu seinen Paladinen hat König Wilhelm die ehrwürdigsten Eigenschaften seines persönlichen Wesens entfaltet. Fürst Bismarck selber hat ihn mit dem Worte aus dem Lear gefeiert: „Jeder Zoll ein König", und die vielfältigen Beteuerungen in Bismarcks Briefen, die dem stolzen Manne sichtbarlich aus tiefster Seele hervorgequollen sind, umschreiben seinem Herrscher gegenüber stets von neuem das andere Wort, das der verkleidete Kent dort zu seinem König spricht: „Es ist etwas in Euch, das ich gern Herr nennen möchte". „Und was ist das?" „H o h e i t!"

In reiner Hingabe und Ehrfurcht, in wahrhaftiger persönlichster Liebe gipfelt schließlich das Empfinden all dieser Großen zu ihm — am Ergreifendsten das des eisernen Kanzlers selbst; und ein Besitz für immer bleibt seinem Volke gerade dieses menschlich vornehme Bild, das Kaiser Wilhelm ihm hinterlassen hat, wie um den Einen sich die Schar seiner mächtigen Diener schließt, in letzter und höchster Einigkeit; und all der Reichtum hoher Menschen, der ihn mitschaffend umgibt, aus seinem eigensten Hause, aus dem deutschen Fürstenstande, und all der Mitarbeiter weit hinaus in Heer und Nation.

Wo aber wäre aus diesem Kreise die eigene Wirksamkeit Kaiser Wilhelms hinwegzudenken? Am Inneren und Äußeren, an Politik und Krieg ist er beteiligt mit handelnder und ausschlaggebender Kraft. Wir wissen wohl, es ist ihm schwer geworden, all die Daseinskämpfe auf sich zu nehmen, 1864, 1866, wie 1870 und 71. Es ist ihm schwer geworden, sein konservatives Gefühl und sein Verantwortungsbewußtsein der Notwendigkeit des deutschen Krieges zu beugen. Es ist ihm bitterschwer geworden, den Stolz seines Daseins, den preußischen Königsnamen, die preußische Sonderart aufgehen zu lassen im deutschen Kaisertum, im neuen Reich — war es doch eben seine eigenste Leistung gewesen, daß er, seinem Kanzler darin ganz wesensverwandt, seinen Sonderstaat wirklich gegen die nationale Souveränität der 1848er Gedanken behauptet und die alte preußische Machtpolitik von neuem hinausgeführt hatte. Nun mußte er Abschied nehmen von diesem Höchsten und Liebsten aus seiner angestammten Welt. Er hat sich in herzerschütterndem Kampfe, in Schmerzen und Gebeten überwunden und hat sein Altpreußentum hingegeben für die Nation. Eine Selbstüberwindung, die auch ihre Ehrfurcht heischt, und deren Schwere wir preisen sollen: kostbare Gewissenskräfte sind so mit eingemauert worden in die Fundamente unseres Reichs. Und wenn König Wilhelm sich die Taten schwer abgerungen hat nach seiner getreuen Art: wie hat er dann auch dem einmal gefaßten Entschlusse alle seine Kräfte restlos hingegeben, wie war die Tat dann einheitlich, folgerichtig, fest, so daß Ein majestätisch großer Zug durch alle die dreißig Jahre der Regierung dieses gewissensstarken Mannes geht. Wie war er zuverlässig in einem heroischen Sinne:

denn wo in aller Welt ist die Staatsform und ist die Persönlichkeit, die einen Bismarck über ein Vierteljahrhundert hindurch ununterbrochen in der Macht, an der Spitze der Geschäfte, gelassen hätte, wie diese Monarchie und dieser Monarch, der doch Monarch war in allen Fasern seines Wesens? Und vollends im Kriege! Wer vermag sich die beispiellose Einheitlichkeit unserer Heerführung vorzustellen, im Kriegswinter 1870 zumal, in einem neugebildeten, weithin zerstreuten, vielköpfigen Heeresorganismus, wie es der der Deutschen damals war, ohne die unbedingte Einheit und Sicherheit der obersten Leitung durch ihn? Ja, mehr noch: alle Sturmeskraft der stolzen Offensive, die diesen Feldzug durchweht hat von Weißenburg bis nach Le Mans und Pontarlier, war sie nicht mit den hundert geheimnisvollen Fäden, die den Feldherrn und sein Heer miteinander verknüpfen, an die Person dieses obersten Feldherrn gebunden? Strömte sie nicht lebendig von ihm hernieder auf das ganze Heer? Der unbedingte Wille zu siegen, die kostbare Frucht seiner militärischen Jugenderfahrungen und eines langen, reichen, unendlich fruchtbaren militärischen Lebens, und die Frucht zugleich seines Charakters, seiner Furchtlosigkeit und Mannhaftigkeit — dieser Wille zu siegen, in dem er mit seinem genialen Strategen so völlig Eins war, der ist doch die eigentliche Seele unserer Erfolge gewesen, und Kaiser Wilhelm, der große Soldat, der Heereskönig, ist ganz gewiß nicht nur dem Range nach der erste gewesen unter den Siegern unseres heiligen Kriegs.

Wir wissen es alle, was dieser Krieg uns vollendet hat; wie nach allen Opfern des Blutes und der Überlieferungen die Einheit aus ihm emporstieg, die wir heute und immer feiern, wie auf das ehrwürdigste Haupt, das über Deutschland walten konnte, die Kaiserkrone herniedersank; ich habe hier nichts zu sagen von der Weihestunde des 18. Januars. Und wir wissen es, aus dem Vierundsiebzigjährigen wurde ein Neunziger. Und er war nun der Kaiser. Inmitten des flutenden, immer breiteren, immer wirreren Lebens einer verwandelten Zeit blieb er der Alte und blieb doch ihr lebendiges Oberhaupt. Er blieb der Preuße und wurde nun doch völlig zum Deutschen, er hatte die besten Kräfte seines Wesens in die deutsche Welt überführt und fand in dieser jetzt sich selber wieder; er hütete und mehrte die Einheit und wachte doch über

dem Rechte eines jeglichen Souveräns und Staates; er ließ die Dinge wachsen und reifen und sah noch selber die Scheuern sich reicher und immer reicher füllen. Er regierte ein Jahrzehnt hindurch mit den Gewalten der neuen Epoche, und schritt dann, als Achtzigjähriger, mit seinem Kanzler zusammen, noch einmal auf neue Bahnen hinüber. Er ging mit ganzer Seele an das Werk weitausschauender sozialer Reform; er lebte in allem mit, in allen Sorgen der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, religiösen Krisen der 1870er Jahre, in der Umwendung der inneren Politik, in den Wandlungen und Erweiterungen der deutschen Weltstellung, sowohl in Europa wie jenseits der See. Er lernte unablässig fort und freute sich am Lebendigen; und wo wir nur je in das Getriebe an der Spitze unseres Staatslebens hineinblicken können, da finden wir den Kaiser von 1875 und 1885, in inneren und äußeren Fragen, doch wohl noch immer so unmittelbar beteiligt wie einst den König seines ersten Jahrzehnts: er blieb auch jetzt, mit seinem großen wirkenden Staatsmanne im engsten Bunde, doch der Monarch. Und dem greisen Helden strömte jetzt die Liebe, die Ehrfurcht, der Dank seiner Deutschen brausend entgegen; er wurde die Verkörperung des Sieges und nun des Friedens, die Verkörperung der Einheit und der Macht; mit sagenhaftem Glanze und doch so menschlich schlicht leuchtete sein weißes Haupt über der Nation. Ein jeder von uns liebte ihn und traute auf ihn; ein jeder strebte zu ihm hin und wollte ihn sehen, ihm huldigen, ihn grüßen. Er trat bei seinen Gedenkfeiern — dem 80., dem 90. Geburtstage, dem 80. Jahrestage seines Eintrittes in das Heer — mit herzlicher Bescheidenheit und doch mit Worten von monumentaler Größe vor sein Volk. Wie groß der Rückblick, den er 1887 auf jene acht Jahrzehnte der Heeresgeschichte warf, der Blick, der von den alten Niederlagen und Siegen seiner Jugend sich bis auf die Höhen von 1870 erhebt, der Dank an seine geliebte Armee, das Bekenntnis zu ihrem Geiste, der sein Geist war; wie erschütternd groß der Abschied von dem Treuesten der Treuen, von dem sterbenden Roon, den sein Kriegsherr an seinem letzten Lager besucht: er spricht leise zu ihm, dann hebt er seinen Arm, der noch von der Kugel des Mörders gelähmt war, aus der Binde heraus und weist nach oben: Grüßen Sie die alten Kriegskameraden! Sie

finden viele! und im Nebenzimmer drückt er das Tuch vor die naſſen Augen und ſchluchzt.

Uns ſteht er vor der Seele, wie er damals war: noch immer der Erſte ſeines Volkes in Waffen; arbeitſam bis an die letzte Stunde, ſtattlich und gütevoll, ſchlicht und fromm; rüſtig bis in die höchſten Jahre hinein, und ſchon ſeit Jahrzehnten ſeines Endes gewärtig. Wir leſen ſeine Bekenntniſſe aus einſamer Neujahrsnacht, Rückblicke auf das, was er erlebt hat, was ihn erhob und ſchmerzte, mild aber entſchloſſen im politiſchen Urteil, ſtets voll ergreifender Demut gegenüber ſeinen Siegen, und immer des Gefühles voll, daß er nur ein Werkzeug ſei in höherer Hand: er lebt im Angeſichte der Ewigkeit.

Und dann ſeine letzten Lebensnöte und ſein Tod. Was bei dem majeſtätiſchen Begängniſſe in der Winterkälte des 1888er Märzes, was bei der Aufbahrung des toten Herrſchers in ſeinem Dome, gegenüber ſeiner Siegesſtraße zu Berlin, ſeine Kampfesgenoſſen empfanden, das komme — denn dieſes Bild und dieſer Klang gehört zu ſeinem Gedächtnis! —, das komme auch in dieſem Saale, beſſer als der Hiſtoriker es ſagen könnte, durch den Dichter[1] zu Worte, der ſein Offizier geweſen war.

. . . Noch einmal auf Knieen vor ihm will ich liegen,
Meine Stirn an die purpurne Ruhſtatt biegen.
Bei Gravelotte, ſpät war die Stunde,
Der König! rief es in weiter Runde,
Und jauchzend hemmten wir ſeinen Zügel,
Bedeckten mit Küſſen ihm Hand und Bügel.
Die Sonne in ſinkender Abendflut
Umrahmt ſeinen Helm in Gloriaglut,
Sein Auge tropft, ſeine Lippe bebt —
Mit ihm, mit ihm hab' ich's durchgelebt.

[1] Detlev von Liliencron, In einer Winternacht.

Das iſt Kaiſer Wilhelm.

Und ſo tönt es wohl auch heute noch durch die Herzen derer, die ihn gekannt und nahe geſchaut. Aber auch durch die unſeren, der Entfernteren, der Jüngeren, tönt es nach. Wir brauchen nicht der Reflexion, um ihn zu fühlen, wie er war: den Mann des alten Preußens und des alten Deutſchlands, und uns vertraut, als ſtünde er, ein Lebendiger, noch immer mitten unter uns; war es uns doch, als er ſtarb, als ſtürbe jedem deutſchen Hauſe der Vater. Vertraut und unmittelbar verſtändlich klingt auch uns ſein Wort aus ſeinen Briefen, aus den Jünglings- wie aus den Greiſentagen, entgegen, altfränkiſch und doch ſchwungvoll, ſachlich und warm, echt, kräftig, ergreifend: wer ihn da ſieht, der hat ihn lieb. Aber indem wir ihn ſo menſchlich vor uns ſchauen, da wächſt er uns doch zugleich empor. Nicht in die Höhe unberechenbar ſchaffender Genialität — und doch in das menſchlich Große, ja in das menſchlich Ewige hinauf, in ſeiner ſicheren Tapferkeit, in der Erhabenheit ehrwürdigſten Herrſchertums. Und in dem einfachen Manne erſcheint uns, aus dem Perſönlichen zum Sachlichen geſteigert, eine hiſtoriſch unſterbliche Macht: wir fühlen es, als ſolche wird er dahinragen über kommende Jahrhunderte, der Ausdruck einer Zeit und eines Ideals. Ich habe ſein Standbild ein Symbol ſeines Werkes zugleich und ein Denkmal der Perſönlichkeit genannt: beides iſt dasſelbe, das eine geht in das andere über. Er iſt und bleibt uns Er ſelber, — und er iſt uns der Inbegriff von Siegen, auf denen wir ſtehen, von Kräften, deren Fülle noch ringsum unſere Gegenwart durchwirkt. All das, was er wollte und war, iſt rings um uns her lebendig: Einheit und Monarchie und Heer, die Zucht des Staates und des Charakters. Sein altes Preußen hat ſich mit deutſchem Weſen durchtränkt und ſeine Eigenart erweitert, aber es hat auch Deutſchland durchtränkt mit ſich. Wir ſtreben weiter, über Wilhelms I. begrenzte Zeit hinaus; neue Aufgaben, neue Horizonte, neue Beſonderheiten erwachſen einem jeden neuen Geſchlecht — aber unſer ganzes Daſein iſt noch und bleibt noch durchdrungen von ſeiner Erbſchaft: wir bedürfen jener Kräfte noch, die er geführt hat und die er darſtellte, immer von neuem, heute und alle Tage.

Und über alle Endlichkeit hinweg, über den unmittelbaren

Kampf hinweg, den seine Gestalt noch unter uns mitkämpft: ja! er bleibt uns ein Symbol: der Ausdruck wirklich für das, was den Deutschen gemeinsam ist, was wir halten, wahren und mehren möchten, der Ausdruck deutschen Wesens, wie wir es erwünschen, der Ausdruck deutscher Macht und Größe an sich. Wir empfinden ihn als ein kostbarstes Stück der gemeinschaftlichen Habe unseres Volkes, als etwas, das uns zusammenschließt und das uns aufwärts weist; aus seinem Namen und seinem Gedächtnis quellen uns Wärme und Liebe und Vertrauen entgegen; er ist uns etwas, dem einzelnen und der Nation, er ist es dem heutigen Geschlechte und wird es sein für Kind und Kindeskind — etwas Reines, Starkes, Erhebendes, das unverlierbar bleibt. So trete denn sein Erzbild unter uns, wie der Künstler es uns geformt hat, als eine belebte und lebenschaffende Gewalt! Wir werden ihn vor Augen haben, heute und immer wieder, als den Kriegsherrn, wie er an festlichem Tage durch seine Truppen und durch sein Volk dahinritt, würdig, einfach, in Majestät; umrauscht von dem Hauche unsterblicher Vergangenheit, von dem Zuge des klaren und großen Willens, der in ihm war, von aller selbstlos schlichten Hoheit seiner Natur. Und so bleibe er unter uns, sammelnd, tröstend, mahnend in Stunden künftiger Not, der Mann der Treue, der die Treue aufruft für sein Angedenken und für sein Werk, der Mann der Pflicht, der Selbstbeherrschung und des Gewissens, der Mann der festen Kraft und des heldenhaften Mutes. So bleibe er unter uns, ein Wirkender für und für; und die Hand, die sein Erzbild über diese Stadt und dieses Tal ausstreckt, mit der Gebärde des Grußes und fast des Segens, — ströme sie Willen und ströme sie Segen aus, Segen über unser Vaterland und über all seine Zukunft!

Albrecht von Roon

Zum 100. Geburtstage 1903

Im 30. April 1903 sind es hundert Jahre geworden, daß in einem kleinen hinterpommerschen Dorfe der große Kriegsminister Wilhelms I. geboren worden ist. Man wird in diesen Wochen Roons bei uns stärker gedenken als es wohl sonst geschieht. Denn mancher wird die Erfahrung gemacht haben, daß von den „drei Paladinen" des alten Herrschers, die man dereinst, von 1866 an, nur miteinander zu denken gewohnt gewesen, dieser, der ihm am frühesten zur Seite trat und der ihm herzlich am nächsten gestanden hat, wenigstens dem allgemeinen Bewußtsein am ehesten fremder geworden ist: man kann fast von einer Art von Vergessenheit reden. Woher stammt sie? Roon ist bereits 1873 zurückgetreten, bereits 1879 gestorben; der volle Schwung der monarchisch-nationalen Empfindungen, der die achtziger Jahre erfüllte und der damals die hohen Greisengestalten aus Kaiser Wilhelms Kreis erst ganz in das Heroische emporhob, traf ihn nicht mehr an. Überdies, er ist zeitlich enger bedingt und enger begrenzt als seine großen Genossen; und vollständiger als bei ihnen allen ist seine eigentliche Leistung mit dem bittersten Streite verknüpft, den unser Verfassungsleben durchgemacht hat: noch heute erhebt sich gegen den Kriegsminister des preußischen Konfliktes gelegentlich, sogar bei Historikern, Abneigung und Tadel. Er hat nicht das Leuchtende der beiden oder der drei anderen: man sucht und kennt ihn weniger. Und doch ist seine allgemein geschichtliche Bedeutung, die mittelbare wie die unmittelbare, erstaunlich groß und reich. Es ist ja der eine herrschende Zug unseres 19. Jahrhunderts gewesen, daß das alte Preußen sich und seine Eigenart in das alte Deutschland hineingebildet hat: aus der Mischung der beiden ist unser heutiges Wesen entstanden. Preußen ist dabei innerlich deutscher, noch mehr aber Deutschland innerlich preußischer geworden: es ist durchtränkt worden mit organisatorischer und zusammenfassender Kraft, mit Zucht, Festigkeit, Staatlichkeit, und durchtränkt worden mit Realismus. Unser Vaterland ist aus der Welt des Geistes in die der staatlichen und wirtschaftlichen Wirklichkeit übergetreten; kein Faktor hat auch darin so stark wie der preußische gewirkt. Der größte Träger dieses Wirklichkeitssinnes

und Wirklichkeitsstrebens, das Deutschland erzog und durchdrang, ist sicherlich Fürst Bismarck gewesen; auch für die große realistische Bewegung, die in allem, in Wissenschaft, Kunst und Technik, in Wirtschaft, Gesellschaft und Staat, in der gesamten Denkweise der Menschen durch dieses Jahrhundert hinflutete, bleibt sicherlich er der monumentalste Ausdruck und der wichtigste Führer. Aber in seiner dichten Nähe wird eine jede Nachwelt, auch wenn sie nur auf diese weitesten Zusammenhänge und auf die höchsten Höhen blickt, Albrecht von Roon finden. Von jenem preußischen Wesen vertrat er, der Offizier und Organisator, eine besondere, wenn man will eine besonders einseitige Art, aber sicher eine seiner leitenden schöpferischen Kräfte. Keiner, der das vergangene Jahrhundert verstehen will, kommt um die volle Würdigung dieser Kräfte herum. Und erst in den Taten Roons, in der lebendigen Einzelpersönlichkeit sind sie zur unmittelbaren Wirkung gelangt. Auch um Roon selber, eckig und mächtig wie er inmitten der Strömungen seiner Tage stand, wird keine Betrachtung ihrer Geschichte herumkommen: wenn sie ihn nicht ganz erfassen wollte, in aller herben Eigentümlichkeit und allem Reichtum seines Daseins, sie würde sich selber berauben. Zwar: was er in Deutschland *geschaffen* hat, ist uns noch heute in vollem Sinne modern; wie er *war*, erscheint er selber heute überwiegend als der Mensch einer vergangenen Generation. Dennoch gebietet und belohnt auch das Persönlichste an ihm die Aufmerksamkeit in einem ganz ungewöhnlichen Maße. Wir können ihm in die Seele blicken wie wenigen. Die Erinnerungen an ihn, und zumal der Schatz seiner eigenen Briefe, die sein ältester Sohn in den „Denkwürdigkeiten" zu Roons Leben zusammengefaßt hat, bilden eines der kostbarsten Zeugnisse zur hohen Geschichte der Epoche, und darüber hinaus, das darf man wohl sagen, eines der schönsten Zeugnisse eines Menschenlebens überhaupt: es ist durchaus und für jeden ein ergreifendes Buch. Den Mann, der da redet, wird in seiner knorrigen und rauhen, seiner warmen, treuen und zähen Art schwerlich jemand idealisieren: aber wer Augen hat, zu sehen, der gewinnt ihn lieb und hält ihn auch innerlich fest. Der Historiker jedoch, der seinem Werden und Wesen nachgeht, folgt dabei ganz von selber zugleich dem Gange des alten Preußens in das neue Deutschland hinein.

Albrecht (oder wie die Familienbriefe ihn nennen: Albert) von Roon stammt aus altniederländischem Blute; seine Voreltern sind als stramme Calviniſten im 16. Jahrhundert aus Holland ausgewandert, ſie haben dann als Bürger und Kaufleute zu Frankfurt am Main gelebt, ſpätere Generationen wandten ſich nach Frankfurt an der Oder und wurden preußiſche Beamte und Offiziere. Man ſpürt in dem Feldmarſchall leicht ein altcalviniſtiſches Element. Ob er ſein Weſen von den väterlichen Vorfahren ererbt hat, möchte ich dennoch nicht entſcheiden. Mindeſtens war ſein Vater von völlig anderer Art: ein ſtattlicher, leichtfertiger, abenteuernder Mann, ein Frauenverführer, früh mit ſeinen Kräften zu Rande; die ſchwache und ſchwächliche Mutter lebte mit ihm in unglücklicher Ehe; beide ſind ſie in früher Kindheit des Sohnes aus deſſen Daſein ausgeſchieden. In höchſt unerquickliche Verhältniſſe hinein ward dieſer (30. April 1803) in dem Dorfe Pleushagen bei Kolberg geboren. Er hat die Stätte ſeiner erſten Jahre ſpäter geſchildert: das Gutshaus, dem Strande nahe, die Dünenhügel, das Schlummerlied, das ihm „die brüllende Brandung“ der Oſtſee ſang. Der Knabe ward dann einem Landpfarrer in Pflege gegeben; der Schulmeiſter war zugleich Dorfſchneider und komiſche Figur. Aus allen Jämmerlichkeiten holte 1812 den Neunjährigen die Großmutter heraus: es war die verwitwete Majorin und frühere Oberhofmeiſterin von Borcke, eine geborene v. d. Oſten, aus wohlhabendem hinterpommerſchem Land- und Dienſtadel, eine ſtrenge, energiſche und ſtolze Frau; inmitten der franzöſiſchen Beſatzung brachte ſie in dem belagerten Altdamm am 3. Auguſt 1813, dem Geburtstage Friedrich Wilhelms III., tapfer am geöffneten Fenſter ihr Königshoch aus. Bei ihr erfuhr der Enkel zuerſt feſten, geregelten Ernſt; er meinte noch als Siebziger, daß er ihr ſehr viel zu verdanken gehabt habe; ihr Beiſpiel ſei ihm unvergeßlich geblieben. Auf ihr Weſen am eheſten ſcheinen die Grundzüge des ſeinigen zurückzudeuten. Nur anderthalb Jahre lang lebte er unter ihren Augen; er machte damals die Wechſelfälle jener Belagerung durch, wurde ſelber einmal leicht verwundet; dann verlor er die Großmutter durch den Tod, und die Mutter verfiel in Schwachſinn. Eine harte Kindheit, die ihren Einfluß wohl üben mußte — zerſtörenden oder ſtählenden, je nach

dem Stoffe, auf den sie traf. Auf Roon hat sie vielleicht härtend gewirkt, verhärtend nicht, und niederdrückend erst recht nicht. Und nun endlich begegnete er liebevoller Pflege. Verwandte seiner Mutter, die Franckenberg, später die ihnen nahverbundenen Blanckenburg auf Zimmerhausen, nahmen sich des Vereinsamten und Verwahrlosenden an; sie brachten ihn 1814 auf die Schule nach Berlin und 1816 in das Kadettenhaus zu Kulm in Westpreußen. In harter Zucht, auf einem dürren Kulturboden, hat er dort seine erste folgerichtige Ausbildung genossen. Für sein Leben fruchtbar wurde die väterliche Sorge, die ihm der Hauptmann von Chappuis zuwandte, ein jugendlicher Invalide aus dem Freiheitskriege, ein reiner und fester, ideal und streng gerichteter altpreußischer Offizier von reicher Bildung und warmem Herzen. Er ersetzte seinem Zögling einigermaßen den Vater und blieb ihm mit Rat und Liebe nahe. Er wies ihm auch den Freiheitsgedanken der neuen Zeit gegenüber, die den 1818 — und zwar, mit seinen Kameraden zusammen, auf großen Leiterwagen! — in die entfernte Hauptstadt Übergesiedelten im Berliner Kadettenkorps verwirrend berührten, den einfachen Weg und mahnte ihn zur Zurückhaltung und inneren Selbständigkeit. Sein junger Freund hat ihm Ehre gemacht; den Unterricht wie die Charakterzucht der Kadettenbildung genoß er mit Freuden, er wuchs in Sparsamkeit und Frische kräftig heran. Freilich die Kosten eines Besuches bei den Verwandten oder gar die der militärischen Equipierung machten jedesmal Sorge, er mußte auf den Pfennig sehen; aber er besaß doch in Zimmerhausen für sein Herz eine Heimat, und stieg im Dienste mählich empor. Er wurde 1821 Leutnant; er lernte nachher im Laufe der Jahre den Frontdienst im Osten und Westen kennen, noch mehr freilich die zentralen Bildungs- und Arbeitsstätten in Berlin. Er besuchte seit 1824 die Allgemeine Kriegsschule, die Vorläuferin der heutigen Kriegsakademie, und hörte zugleich an der Universität, er trat hier wie dort zumal Karl Ritter dem Geographen nahe. Er wurde 1828 Lehrer am Kadettenkorps und war ein eifriger und gestrenger Erzieher; „Albrecht mit der offenen Stirn“ nannten ihn wohl die Kameraden, die Schüler „den groben Roon“; aber er nahm auch an ihren Kampfspielen und an ihrem persönlichen Leben gerne teil.

Und er gelangte, an der Hand pädagogiſcher Arbeit für ſein militäriſches Lehramt, zu literariſcher Tätigkeit, die für viel weitere Kreiſe fruchtbar wurde: er ſchrieb (1832—1844) eine Anzahl geographiſcher Werke, zwei Lehrbücher zumal, die weiteren „Grundzüge“ und die engeren „Anfangsgründe der Erd-, Völker- und Staatenkunde“; man kannte und benutzte ſie lange als den „großen und kleinen Roon“. Sie alle ſtanden auf Ritterſchem Boden und wollten es nicht anders: ſchöne, ernſthafte, inhaltreiche und weitausgreifende Arbeiten von hiſtoriſch-geographiſchem und zudem von militäriſch-geographiſchem Zuge. Man ſieht den künftigen Miniſter hier mit Vergnügen über Staat und Staatslehre handeln; die Selbſtändigkeit der Forſchung tritt wohl hinter die geſchickte und kräftige Zuſammenfaſſung der Lehren ſeines Meiſters zurück, aber das Geſicht Roons blickt überall charaktervoll hindurch; er urteilt ſehr beſtimmt und poſitiv, einigermaßen dogmatiſch, er ſpricht als Chriſt und Monarchiſt, er preiſt gegenüber der modern-konſtitutionellen die eigentliche, ſei es abſolute, ſei es ſtändiſche, Monarchie — die andere iſt nur verhüllte Republik. Die geiſtige Luft des alten Preußens und auch die der großen Wiſſenſchaft ſeiner Tage weht durch Roons Buch, aber geſchrieben hat es ein Praktiker, der die Dinge ſicher ordnet und verwertbar macht und allen Stoff in den Dienſt einer geregelten und bekenntnisfrohen Geſinnung ſtellt.

Wie Moltke alſo iſt Roon groß geworden: ein gut Teil geiſtiger und ſchriftſtelleriſcher Tätigkeit vereinigt ſich mit der militäriſchen, und die Honorare, die nicht eben fett ſind, helfen doch auch wirtſchaftlich nach. Einmal (1832) trat angeſichts der niederländiſchen Wirren eine Art Mobilmachung in der Rheinprovinz dazwiſchen, die Roon mitmachen durfte und aus der er lernte. 1833 aber wurde er zum Generalſtabe kommandiert, von 1835 an ihm dauernd zugeteilt; zugleich lehrte er an der Allgemeinen Kriegsſchule. Und Reiſen, die mit der Generalſtabsarbeit zuſammenhingen, führten ihn einmal, im Jahre 1834, in Hinterpommern, in ſeines Neffen Moritz von Blanckenburgs Geſellſchaft, dem jungen, neunzehnjährigen Studenten Otto von Bismarck zu; ſie brachten ihm im Jahre darauf, bei einem Beſuche von Verwandten, in dem ſchleſiſchen Pfarrhauſe von Großtinz, in der achtzehn-

jährigen Anna Rogge die Braut. Sie haben, beide ohne Vermögen und ohne Rang, den zuversichtlichen Entschluß nicht zu bereuen gehabt. Nach einjährigem Brautstande sind sie — auf eigenem Schimmelgefährt — frohmutig in die Welt hinausgezogen; dem ernsten und wuchtigen Manne blieb bis an sein Lebensende die liebenswürdig helle Gefährtin erhalten, und die Briefe an sie begleiten seitdem in immer gleicher Wärme und Treue seinen Lebensweg.

Seine Laufbahn führte ihn das erste Ehejahrzehnt in stillen, aber sicheren Gleisen aufwärts. Dann wurde 1846 der Major von Roon zum militärischen Begleiter des Prinzen Friedrich Karl ernannt; neue, weitere Aussichten begannen sich aufzutun. Was war Roon bis dahin geworden? Er war vor allem ein durchgebildeter militärischer Fachmann, erzogen in der Schule des preußischen Heeres. Eine Familienheimat im vollen Sinne hatte ihm gefehlt, seine eigentliche Heimat war vom Eintritte in das Kadettenkorps an das Heer gewesen. Hier hatte er sich seine reiche Geistesbildung geholt; er nahm teil an der Welt der Forschung, am allgemeinen Leben seiner Zeit; aber sein Daseinskreis blieb die Armee.

ꕥ ꕥ ꕥ

Die Welt jedoch, inmitten deren er so zum Manne herangereift war, war das Preußen des alternden Friedrich Wilhelms III. Ich habe es hier nicht zu schildern, mit seinen Vorzügen und seinen Mängeln, in der bescheiden engen, so fruchtbaren und dennoch matten Friedensarbeit dieses stillen Vierteljahrhunderts, das letzte Zeitalter des patriarchalisch altpreußischen Königtums; auch nicht zu schildern, wie die Blüte unserer großen Literatur verwelkte, die unserer großen Wissenschaft sich entfaltete und verwandelte; wie im außerpreußischen Deutschland, unter dem Drucke der Restaurationszeit, das politische Leben seine bittere Schule durchmachte, der Liberalismus emporkam und sich aus- und umformte, wie alle die großen Fragen der Nation, die Fragen der Freiheit und dann auch der Einheit, immer wieder aus allen Nöten und aller Niederhaltung emportauchten, immer erkennbarer und immer dringender wurden; wie sich um den preußischen Mittelpunkt

seit 1827, im Zollverein, im werdenden Eisenbahnsysteme, langsam ein neues Deutschland fügte. Überall reiften neue Gestaltungen heran: liberal die neuen staatlichen Gedanken; bürgerlich die aufsteigende Macht eines neuen wirtschaftlichen Lebens; ein Mittelstand, der sich allmählich durch Deutschland hin ausglich und zusammenschloß, das Bürgertum als vornehmster Träger des geistigen wie des ökonomischen Daseins, mit eigenen Ansprüchen und Idealen, noch vielfach unreif, gequält, verbittert, durch die Schuld der Regierungen und manchen Mangel der Verhältnisse wie seiner selbst. Das, worauf es hier hauptsächlich hinzuweisen gilt, ist die besondere Schwierigkeit, die der Erziehung unseres Volkes zum staatlichen Leben ohnehin im Wege stand: der wesentlich unpolitische Charakter der besten und höchsten deutschen Bildung. Wie er entstanden war, ist hier nicht einmal zu streifen; aber vorhanden war er in dem Deutschland der ersten Jahrhunderthälfte überall; man weiß, wie er unsere große Dichtung und Philosophie durchwehte, wie das Denken unserer Literaturzeit, auch wo es dem Staate näher trat, doch in seiner ganzen Richtung, seiner Methode unpolitisch war, idealistisch-allgemein bis zur Ideologie; wie das Allgemeine, das Geistige, die Theorie die Führer unserer Bildung und ihre Jünger beherrschte und auch das politische Interesse der neuen Zeit noch lange durchdrang und färbte. Und ich sprach eingangs von jener gewaltigen Wandlung, die über dieses Deutschland des alten Idealismus zum mindesten seit den dreißiger Jahren hereinbrach, deren erste Stadien Heinrich von Treitschke uns noch packend dargestellt hat, das Vordringen der realen Kräfte in Wirtschaft und Politik, in Literatur, Kunst, Philosophie, in allen Zweigen der Wissenschaft, die beginnende materielle Bereicherung des Lebens, Denkens, Wollens. Aus dem Allgemeinen wendet der deutsche Geist sich langsam zum Besonderen hinüber, vom humanistischen Ideale des allumfassenden Menschentums und der allseitigen Durchbildung der Persönlichkeit zum Praktisch-Fachlichen, von der Theorie zum Greifbar-Wirklichen, vom weiten und freien Gedanken zur einzelnen Tat, zum Einzelberuf. Der Philosoph tritt zurück, der Fachmann vor.

Der gleiche Gang der Entwicklung aber ist innerhalb der Geschichte des preußischen Heeres nachgewiesen worden: hier wirkte

er besonders früh und besonders stark. Und hier stellt sich uns neben die bürgerlich-liberale Welt, die soeben als die eine Trägerin des Neuen in Deutschland gekennzeichnet worden ist, und die auch in Roons Leben immer wieder bedeutsam hineinragt, eine andere, eigene, von bedeutsamer Zukunftkraft auch sie: die altpreußische, die preußisch-militärische, bestimmt, mit jener ersten zu ringen, sich schließlich mit ihr zu vereinen und zu ergänzen, sich siegreich, und doch nicht allein, im allgemein-deutschen Wesen der neuen Zeiten zu behaupten.

Auch in diesem preußischen Heere scheiden sich die beiden Generationen, die sich in ganz Deutschland abgelöst haben: auf ein idealistisches Geschlecht, die Kinder der großen Bildungsepoche, folgt ein Geschlecht der Fachmänner und der Realisten: auf Boyen folgten König Wilhelm I. und Roon. Die Umgebung, durch die wir Roons persönlichen Lebensgang ein Menschenalter lang verfolgt haben, beschäftigt uns hier nach ihrer sachlichen historischen Stellung.

Der große Kriegsminister der preußischen Reformzeit, dessen Werk und Wesen und weite Zusammenhänge wir jetzt aus Friedrich Meineckes glänzender Biographie bis in die Tiefen hinein kennen, Hermann von Boyen, der Nachfolger und Erbe Scharnhorsts, der Schöpfer des Wehrgesetzes von 1814, der Bildner des preußischen Volksheeres mit seiner allgemeinen Dienstpflicht, mit seiner Linie und Landwehr — auch er war ein durchgebildeter Offizier aus der Schule Friedrichs II., und ein Phantast war er wahrlich nicht. Aber bei ihm, der zugleich den ganzen Inhalt der Aufklärung und des Idealismus in sich aufgenommen, dem Ostpreußen, der zu den Füßen Kants gesessen hatte, stand auch die militärische Organisationsarbeit im Zusammenhange einer großen idealen Weltanschauung. Er hegte die humanistische Ehrfurcht vor der Persönlichkeit, der Freiheit und Freiwilligkeit, vor der Volksmäßigkeit und Volkstümlichkeit, vor Menschengleichheit und Menschenrecht; er wollte auch den Heeresneubau völlig in den Gesamtbau der sittlichen, sozialen und politischen Reformen einfügen, dem er und die geistesverwandten hohen Männer seines Kreises ihre ganze Seele gewidmet hatten. Deshalb war ihm neben der Zucht des Linienheeres die Landwehr der eigentliche Liebling; sie

sollte möglichst frei auf sich selber stehen, als das Volksheer im eigentlichsten Sinne, unberührt von allem Aristokratischen, mit dem er überall im Streite lag, von allem Kastenmäßigen; die Berufsoffiziere wünschte er ihr fernzuhalten. Boyens Leistung war ebenso wirksam wie sie in sich selber ehrwürdig war; man hat sein Wehrgesetz mit gutem Grunde das größte Gesetz des 19. Jahrhunderts genannt; alle Teile seiner Schöpfung, das hat Meinecke dargetan, bilden eine psychologisch festgefügte, innerliche Einheit. Freilich, seine politischen Ideale sind 1819 gescheitert: die Reformpartei wurde aus der Leitung Preußens verdrängt, und man kann behaupten, daß Boyens starre Treue gegen sich selbst an diesem Sturze und seinen bösen, sachlichen Folgen doch auch nicht ganz unschuldig war. Und auch seine militärische Gründung war von gewissen technischen Mängeln nicht frei, die aus seinem Ideale und den Zeitbedingungen begreiflich, aber doch unbestreitbar sind. Er hat Preußen mit der Zucht und Volkskräftigkeit der Wehrpflicht durchdrungen, das Volksleben mit dem Heere, das Heer mit dem Volksleben: aber von Anfang an war die Landwehr zu groß, zu abgetrennt vom Feldheere, in ihrem Offizierkorps wie ihrem Ersatzwesen lagen von Anfang an militärische Mißstände und wirkliche Gefahren. Sie wurden erhöht durch die Sparsamkeit Friedrich Wilhelms III.: die Dienstzeit sank, die Zahlen wuchsen nicht, das Heer litt ernstlich unter dem Geldmangel und der Mattigkeit der Zeit, es entwickelte sich jahrzehntelang nicht recht fort. Dazu der lange Friede; die Ungeduld, die aus den Jugendbriefen des Prinzen Wilhelm spricht, kehrt auch bei Roon wieder: immer nur Vorbereitung, niemals lebendige Tat! Der Offizier sehnt sich nach der Ausübung seines Berufs. Das preußische Offizierkorps blieb dennoch frisch, in der geistigen Arbeit, deren Genosse auch Roon war, in der Nachwirkung der Reformzeit und der Freiheitskriege mit all ihren Lehren; es versank nicht in Friedensträgheit, in aller Dürftigkeit waltete ein sehniger Ernst, Moltke und Roon, Blumenthal und Goeben sind damals herangereift, aber freilich Moltke rettete seinen Tatendrang in die türkischen, Goeben in die spanischen Kämpfe hinaus. In Anderen warf sich der gleiche Drang auf die innere Weiterbildung der Organisation. Und dabei vollzog sich, gleich von 1819 ab, die große Wandlung: das jün-

gere Offizierkorps hörte auf Boyenſch zu ſein. Auf die liberalen Reformen von 1807 und 1814 folgte der Rückſchlag der alten Monarchie: das alte Preußen, ſtreng königlich, mit ſtarkem ariſtokratiſchem Beiſatz, betätigte ſich von neuem, auf allen ſtaatlichen Gebieten, es betätigte ſich auch im Heere. Das Offizierkorps wurde wieder ganz, wozu es immer geneigt hatte und wovon Boyen es gern entwöhnt hätte: der feſte, ariſtokratiſche Berufsſtand, feſt und kräftig in ſich geſchloſſen, durchaus nicht verknöchert oder dem allgemeinen Leben abgekehrt, auch keineswegs ohne eine ſtattliche Anzahl liberaler Elemente: indes als Ganzes nicht ſo volkstümlich und frei, wie es der Idealiſt und Reformer gewünſcht hatte, etwas enger, fachmänniſch nüchterner, poſitiver, aber dafür auch fachmänniſch reich und mit der vollen Sammlung auf die greifbaren und ſpeziellen Aufgaben des Berufs: frei von der doktrinären Hauche des philoſophiſchen Organiſators. Der höchſtgeſtellte Führer dieſes jüngeren Geſchlechts wurde ziemlich früh der junge Prinz Wilhelm. Praktiſch gründliche Durchbildung, Schulung, techniſche Vollendung; dazu Erweiterung des Heeres, ſeiner Mannſchaftsbeſtände, Zurückführung der verkürzten Dienſtzeit auf die urſprünglichen drei Jahre; und andererſeits: Heilung der Gebrechen der Landwehr, ihre Heranziehung an das ſtehende Heer, die Vermehrung der Linienoffiziere in der Landwehr, beſſere Schulung der Landwehr durch dieſe — und zugleich eine überwiegende Entwicklung der eigentlichen Feldarmee, ihre Verſtärkung und die Beſchränkung der Landwehr: das ſind die Gedanken, die von 1819—1859 unabläſſig vertreten, die Forderungen, die an erſter Stelle und mit entſcheidender Beharrlichkeit und entſcheidendem Gewichte gerade von Prinz Wilhelm immer wieder geſtellt worden ſind. Er hat ſie gegenüber dem Geldmangel und gegenüber der — von Boyen ſelbſt hartnäckig verteidigten — Überlieferung niemals durchſetzen können, aber er blieb ihr unermüdlicher Verfechter unter Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV., der eigentliche Träger der militäriſchen Staatsanſicht, der große Berufsſoldat, der ſeine fachmänniſche Art, die ſtählerne Kraft der ſelbſterlebten militäriſchen Facherziehung, dem Widerſtande des alten Geſchlechts gegenüber durchzuſetzen ſtrebte. Denn ſo war es: gegen das alte Ideal der weiten Menſchlichkeit er-

hob sich hier das neue, das jetzt modernere der strammen Berufsdurchbildung; keineswegs mit tauber Einseitigkeit, aber mit bewußter Konzentration. Es fand seine eifrigen Vertreter in den Söhnen der alten monarchisch-konservativen Schichten Preußens. Es war von früh auf, in Prinz Wilhelm und in so manchem seiner Waffengenossen, verbunden mit einem starken Gefühle für staatliche Macht, mit einem fridericianischen Zuge, der Preußen und seinem Heere neue Betätigung in der Welt ersehnte: nur eine Großmachts- und Waffenpolitik könne den kleinsten der Großstaaten lebendig und zukunftsvoll erhalten.

Das waren die entscheidenden Bewegungen innerhalb des preußischen Heerwesens der Jahrzehnte nach 1815. Zum guten Teile sind in dieser engen Retorte die tatenfähigen Kräfte der deutschen Wiedergeburt des großen Jahrzehnts gekocht worden, in starker innerer Sammlung, Kräfte, die sich dann ausgedehnt haben weithin über Deutschland und Europa. Das war zugleich die Welt Roons: die Welt des konservativen alten Preußens. Alles ist da organisiert, königstreu, gläubig, fest in Zucht und in Arbeit: konservativ im sozialen wie im politischen Sinne, und gleichzeitig doch vorwärtsdrängend, von jener neuaufsteigenden, realistisch-fachlichen Geistesart des Jahrhunderts erfüllt. Roon selber war ganz ein Kind und ein Vertreter dieser Welt: all sein geistiges Leben, soweit es auch hinausblickte, doch in diese Schranken gebannt, mit diesen Zielen verbunden. Auch äußerlich ganz der Offizier, dem man den Schriftsteller wenig ansah: von hoher, breiter Gestalt mit „Bärenkräften", jeder Anstrengung gewachsen und gesund; ein prachtvoller Kopf mit ernsten, blauen Augen, festen Zügen, mächtiger Stirn. So zeigt ihn das Jugendbildnis in den „Denkwürdigkeiten", so zeigen ihn seine Briefe. Sie stehen an Anmut, an silberner Klarheit denen Moltkes, an Wucht und Tiefe des inneren Lebens denen Bismarcks vielleicht nicht ganz gleich; sie erzählen vielleicht — auf Reisen — etwas viel Tatsachen; aber auch sie spiegeln, und von Anfang an, eine kraftvolle und in sich arbeitende Natur. Und seit die großen Gegenstände in Roons Dasein traten, von 1848 an, wächst wie ihr Inhalt, so die Empfindung und die Form: sie öffnen den Einblick in ein starkes, leidenschaftliches Herz und packen dann durch eine wundervolle Kraft

und Größe der Bilder, durch den schlichten und doch dröhnenden Klang der Sprache, durch das elementare Überströmen einer Persönlichkeit, die sich sonst gewöhnt hat, sich selber zu erziehen und zu beherrschen.

Zwei Jahre lang hat Roon den schwierigen Prinzen Friedrich Karl zu leiten gehabt: er war der Mann für die Aufgabe. Sie führte ihn nach Bonn, wo sein Prinz studierte, und in die Universitätskreise hinein, dazwischen in das Ausland, nach Italien, Frankreich, in die Alpenländer, sie bereicherte sein Weltbild, sie brachte ihn auch dem Hofe nahe. Dann aber riß ihn, den Mann des alten Preußens, die achtundvierziger Revolution in ihre Wirbel. Er hat sie zu Potsdam, Berlin, Koblenz mit durchlebt. Seine Briefe sind wohl die ergreifendsten Zeugnisse der Einwirkung, welche die ungeheure Veränderung auf die Seele eines preußischen Offiziers übte. Erst nimmt er die Bewegungen in der Hauptstadt leichter; dann überrascht ihn jäh die Unterwerfung Friedrich Wilhelms IV. Es siegt in Deutschland und in Preußen die neue Zeit, das liberale Bürgertum, der Gedanke der politischen Freiheit, und, wie es scheint, der nationalen Einheit. Die alten konservativen Gewalten sind geschlagen. Der König erreicht es weder, die neuen Kräfte niederzuschlagen noch sie zu leiten, er demütigt — die Tatsache ist ja gewiß — sich selber und seine Truppen vor der Barrikade. Ruhmlos und haltlos stürzt das absolutistische Preußen zu Boden. Roon war außer sich. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du uns verlassen?“: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod.“ Aber er ist kein Mann der bloßen Klage, er klammert sich an seinen Glauben und an die Notwendigkeit weiterzuleben. „Rufe mich an in der Not!“ Und: „Jetzt gilt es die Zähne zusammenzubeißen und sich wiederzufinden in der neuen Lage der Dinge; jetzt mit allen Kräften in das neue Schiff, wenn auch mit gebrochenem Herzen.“ Es ist der Entschluß des Offiziers, Worte, die an die gleichzeitigen des Prinzen von Preußen erinnern. Roon hat dann Friedrich Wilhelms Potsdamer Ansprache an die Offiziere mitangehört, die Bismarck so packend schildert; er blieb tief unbefriedigt, und

hat die kommenden Monate in Groll und Sorge durchlebt, im Groll auf den Liberalismus, der jetzt vor den Radikalen bebe, auf die Undeutschheit und den Leichtsinn der Rheinländer, in deren Mitte er geführt ward, aber zugleich auf die Haltlosigkeit des Königs. Sein Trost war die Armee: „ja, das Heer, das ist jetzt unser Vaterland"; es wird auch wieder sein Wort mitreden, wie es der Grund der preußischen Größe, wie es durch seinen Offiziersstand der Volkserzieher gewesen ist bisher. Denn auch jetzt noch ist „Zeitungsgeist und Zeitgeist" bei weitem nicht dasselbe.

Der Sturm brauste vorüber; die Stimmung Roons blieb grimmig. Als der Prinz von Preußen und seine Gemahlin ihm Ende 1848 die Führung ihres Sohnes Friedrich Wilhelm antrugen, lehnte er sie ab: er meinte, bei aller Einsicht in die Notwendigkeit einer Weiterbildung der vormärzlichen Zustände in Preußen und Deutschland, doch für ein solches Amt nicht „zeitgemäß" genug zu sein, er hätte auch die Entfernung des fürstlichen Zöglings aus der Hofluft ausbedungen. Der schöne Briefwechsel mit dem Elternpaare klang in eine hochherzige Würdigung von Roons charaktervoller Offenheit durch seinen künftigen Kaiser aus.

Das Schicksal Roons aber hielt ihn auch so in Wilhelms Kreisen fest. Unter des Prinzen Augen, als Generalstabschef des einen preußischen Armeekorps, machte er 1849 den badischen Feldzug mit. Dann erlebte er in Koblenz, der Residenz des Prinzen, den Einbruch der Reaktionszeit. Daß die liberalnationale Strömung zurückflutete, war für Roon kein Kummer; aber die Revolution hatte Preußen als den Hort der deutschen Zukunft ausgerufen und der Gegenschlag, der nun seinen Staat traf, traf auch den Kern von Roons Gesinnungen. Er beklagte mit Wilhelm die Demütigung von Olmütz bitter, er neigte in den fünfziger Jahren nicht eben der halbliberalen Opposition zu, wie der Prinz sie machte, aber seiner preußischen Opposition durchaus. Er stand — von Koblenz Ende 1850 nach Thorn und Königsberg verschlagen, dann bald nach Köln zurückgekehrt — äußerlich und innerlich der Gruppe des Thronfolgers nahe; mehrere seiner militärischen Freunde gehörten ihr zu, politisch brachte ihn, den im Rheinlande nun fast Eingewurzelten, sein Bonner Freund, der Rechtslehrer Clemens Theodor Perthes, mit ihr in Verbindung. Das bedeut-

samste Ergebnis dieser Beziehungen war eine Denkschrift über die Erweiterung von Preußens militärischem Einflusse in Deutschland, die Roon im Januar 1854 für Perthes, tatsächlich aber für die Koblenzer verfaßte. Von der wissenschaftlichen Schriftstellerei hatte er sich abgewandt; die schriftstellerische Schulung, die er ihr verdankte, hat er für seine politische Arbeit auch künftig gut brauchen können. Seine Denkschriften sind vortrefflich geschrieben, wohlgegliedert im Aufbau, und kräftig, lebensvoll, gelegentlich von straffer Größe in der Form, gleich seinen und über seinen Briefen. Der Aufsatz für Prinz Wilhelm erklärt die gegenwärtige Lage so Deutschlands wie Preußens, die Machtlosigkeit, die Zersplitterung, die Anmaßung der Kleinen, den Dualismus zwischen den Großen für unerträglich: Preußen muß früher oder später Deutschlands Schirmherr werden. Setzt es aber jemals seine Existenz für das Ganze ein, so muß ihm dafür vor allem die Leitung des deutschen Kriegswesens zufallen. Nicht mit der Bundesverfassungsreform, sondern mit der Heeresorganisation wird die deutsche Reform dann zu beginnen haben. Roon dachte an Militärkonventionen, an eine Gleichmachung des Heerwesens unter Preußen; er rief die preußische Politik zu Taten auf, im Rahmen seiner Vorschläge, vielleicht auch über diesen hinaus; er sprach dabei unter dem Eindrucke der Gelegenheiten der gegenwärtigen europäischen Krise, des Krimkrieges. Er wolle, sagt er freilich, nur als Offizier reden, er nennt sich einen politischen Dilettanten. Aber man sieht wohl, zwischen diesem Offizier und dem Gesandten von Bismarck war eine Verständigung sehr möglich: auch Bismarck hat ja der Methode preußischer Militärkonventionen neben dem Bunde gelegentlich das Wort geredet; und vor allem, die politische Gesinnung führte die beiden zusammen. Auch in Roon war der ausschließliche Stolz des Preußentums, der ungeduldige Ehrgeiz des Großmachtsgefühls: eine handelnde preußische Politik wird, so meint er, je nach ihren Leistungen, „uns entweder zur vollen weltmächtigen Ebenbürtigkeit oder von neuem nach Olmütz oder gar weiter führen." Aber wer vor solcher Gefahr zurückbebt, verurteilt Preußen zu einer „rein vegetierenden Fortdauer" und zum ruhmlosen Tode. Die Schwere der Aufgabe verhehlt sich Roon nicht: das zerrissene Deutschland wird der stärksten innerlichen Umkehr oder

der „Heldentaten und Leichenhügel" bedürfen; all seine Fetzen wirklich zusammenzuheilen, „wer kann, wer wird es unternehmen, wer es vollbringen?" Das waren Worte und Gedanken voll preußisch-deutschen Schwunges und kräftiger Einsicht: Gedanken eines deutsch, aber zunächst preußisch gesinnten, preußischen Realisten und Offiziers; sie verdienen ihren Platz in der Vorgeschichte der Einigung, in der Nähe Bismarcks.

In Koblenz fanden sie Anklang, aber keine praktische Zustimmung; und der Krimkrieg ging ja vorüber ohne einen größeren Gewinn. Roon ward 1856 in den Osten zurückversetzt, und der Prinz bedauerte die Trennung lebhaft. Roon selber war in Posen nicht allzu wohl; die Arbeit für seine Brigade füllte ihn bei weitem nicht aus. Da ward ihm endlich der Ruf zu höherer Tätigkeit. Der König erkrankte im Herbst 1857, und noch vor dem Antritte der eigentlichen Regentschaft, im Juni 1858, ließ sich Prinz Wilhelm von dem Manne, dessen Stellung und Begabung bereits vor Jahren die Aufmerksamkeit konservativer Politiker auf sich gezogen und der zu ihm selber ehedem von den militärischen Organisationsfragen gesprochen hatte, zu Babelsberg seine Klagen und Pläne entwickeln; er forderte ihn auf, sie schriftlich aufzusetzen; Roon verfaßte zu Kolberg, im Juli, seine Denkschrift zur „vaterländischen Heeresverfassung". Seine große Zeit brach an.

Um welche Gebrechen des preußischen Heerwesens es sich handelte, ist oben dargelegt worden. Die Mängel der ersten Jahre waren seit 1819 ungeheilt geblieben; im einzelnen hatte Wilhelm vieles bessern dürfen, — an die Gesamtreform konnte er erst jetzt herangehen, da er die Macht erhielt. Und es war gewiß: das Instrument der preußischen Größe war mannigfach eingerostet. Die Mobilmachungen hatten es vollends an den Tag gebracht; die Landwehr war zu matt, zu wenig militärisch geschult, zu ausgedehnt, zu bejahrt; noch immer bedurfte es ihres festeren Anschlusses an die Linie; noch immer war das Heer als Ganzes und zumal die Linie selber zu klein, die Heeresziffer der seit einem halben Jahrhundert erheblich gestiegenen Bevölkerungsziffer nicht

nachgefolgt. Die Mängel schrieen nach Abhilfe; als Roon befragt wurde, waren die Verhandlungen im Kriegsministerium längst im Flusse. Roons Denkschrift griff in schneidender Kritik und eindringlich, ja feurig vorgetragenen Änderungsvorschlägen das Problem in allen seinen Teilen an: Vermehrung des Bestandes an Offizieren, Unteroffizieren, Mannschaften für das stehende Heer, enge Verschmelzung der jüngeren Jahrgänge der Landwehr mit der Feldarmee, in die sie tatsächlich, wenn auch nicht dem Namen nach, „einverleibt" werden sollten, zeitigere Entlassung der älteren Landwehrleute in das zweite Aufgebot, Beibehaltung der dreijährigen Dienstzeit, Entwicklung des Kadettenwesens zugunsten der Söhne des armen Militäradels. Roons Plan und Roons Persönlichkeit haben in den kampfesreichen Vorberatungen der Militärreform während der Jahre 1858 und 59 eine bedeutende Rolle gespielt. Ich darf diesen Fragen hier nicht, wie ich es an anderer Stelle („Kaiser Wilhelm I.", besonders S. 168 ff.) getan habe, auch nur in ihre technischen Hauptrichtungen hinein nachgehen. Es muß genügen, festzustellen, daß nicht Roon es gewesen ist, der den Dingen den entscheidenden ersten Anstoß gab, und daß auch seine Vorschläge nicht unmittelbar angenommen worden sind. Die Grundlage der Reformen haben vielmehr Entwürfe gebildet, die bereits vorher im Kriegsministerium aufgestellt worden, die in einigen Dingen nicht ganz so radikal waren wie die Roons, die auf das Wirtschaftliche, die Entlastung der verheirateten älteren Landwehrleute ein noch stärkeres Gewicht legten als er. Die Organisation wurde, in Einteilungen, Namen, Zahlen, schließlich mannigfach anders, als er sie 1858 anriet; aber sie entsprach allerdings, den Hauptsachen und dem Geiste nach, seinen Wünschen durchaus, und einiges, zumal die dreijährige Dienstzeit, wurde aus seinem Plane in den ministeriellen erst übertragen. Es entstand, nach Reibungen, Überlegungen, Umgießungen mancher Art, die neue Armee: die Linie ganz außerordentlich verstärkt; die drei jüngeren Jahrgänge der Landwehr in die Linienreserve einbezogen, des Landwehrnamens wie -Charakters völlig entkleidet; die vier älteren traten zum zweiten Aufgebot über, und diese Landwehr, die nun als solche selbständig bestehen blieb, wurde erleichtert, zugleich aber in Leistung und Bedeutung erheblich hinter die bis-

herige zurückgedrängt. Es wurde erreicht, was man lange erstrebt hatte, und was auch Roon vor allem wollte: Vergrößerung und erhöhte Schlagfertigkeit der Armee, straffere Durcherziehung aller ihrer Teile, Stärkung des Berufsoffizierkorps und seines Einflusses: was an der älteren Einrichtung milizartig gewesen war, verschwand so gut wie ganz. Von allem dem Neuen gehört, militärisch und vollends politisch, die eigentliche Urheberschaft dem Prinzen von Preußen zu: sein Werk war die Heeresreform durchaus. Die einzelnen Maßregeln sind von verschiedenen unter den hohen Offizieren vorgeschlagen und umgestaltet, vom Prinzregenten geprüft, ergänzt und endgültig festgelegt worden. Unter diesen Mitarbeitern hat Roon sachlich an einer der ersten Stellen gestanden, persönlich an erster. Er hielt keinen Augenblick lang eigensinnig an den einzelnen Ratschlägen seiner Denkschrift fest; er wirkte weiter, auch auf den etwas abweichenden Wegen, die andere gewiesen hatten; er durfte sich auch im Technischen ein reichliches Teil der Miturheberschaft zusprechen, — aber was er hauptsächlich hinzutat, das war die Geschlossenheit und feurige Kraft seines Charakters, des unbedingt auf das Ziel gerichteten Willens, die rastlose Mahnung, die über alle die Bedenken, die Widerstände am Hofe und im Ministerium, über die zögernde Milde des Regenten hinweg ihr stetes, ungeduldiges, schöpferisches Vorwärts hallen ließ. An dem Verdienste der Tat hatte er so, nächst Wilhelm I., doch den entscheidendsten Anteil. Die Heeresreform ward beschlossen; der liberale Kriegsminister Bonin nahm seine Entlassung: es war so gut wie selbstverständlich, daß Roon in seine Stelle einrückte. Schon ein Jahr vorher hatte der Prinz es ihm angekündigt; Roon selber graute wohl ein wenig vor den Schwierigkeiten des Amtes, aber Kraftgefühl und hoher Ehrgeiz, mit dem Pflichtgefühle des Königsdieners und des Reformators vereint, trieben ihn doch zugleich vorwärts: er nahm „mit Seufzen" und dennoch, so scheint mir, freudig an; er trat auf den Platz, für den er gemacht war. „Es gilt, Großes zu leisten; nur ein Schelm denkt immer nur an sich. Das Reformwerk ist eine Existenzfrage für Preußen, es muß vollbracht werden." Am 5. Dezember 1859 wurde er zum Kriegsminister ernannt. Von da ab hat er für die Durchführung der Reorganisation das Entscheidende getan.

Und dieſe Leiſtung war die eigentlich große in ſeinem wie in ſeines Herrſchers Leben. Das hiſtoriſch und ſeeliſch Beſondere daran aber ſei hier noch einmal ausdrücklich formuliert. Die reformierenden Offiziere waren Fachmänner: ſie wollten feſte fachmäßige Ordnung und feſte Zucht, ſie ſchoben das Volkstümliche zugunſten ihrer Berufsauffaſſung und ihres Berufsſtandes in den Schatten. Das alles aber geſchah ja bereits in einem neuen Preußen. Seit 1848 hatte es eine Verfaſſung, das Volk nahm an ſeiner Regierung teil, ein Stück der liberalen Ideale war verwirklicht, das Bürgertum drang politiſch vor. Neben ihm erhob ſich jetzt die konſervative Gegenmacht, das konſervative Heer. Die Männer der Heeresreform vertraten neben dem Neuen das fortwirkende Alte, das Altpreußentum, die Gedanken der Diſziplin und der Autorität, das altpreußiſche Staatsgefühl; ſie vertraten das alles im Geiſte moderner Technik; und — ich wies bereits darauf hin — ſie erfaßten das Staatsleben unter dem Geſichtspunkte der Macht, des großſtaatlichen Ehrgeizes, der herausdrängenden, erobernden Kraft. So tat es Wilhelm I. ſelbſt, ſo ſeine bedeutenden Offiziere. Der Ehrgeiz der Macht aber erwies ſich auch ihnen, wie allen ihren Vorläufern in der großen Geſchichte des preußiſchen Staates, als ſchöpferiſch zugleich nach innen hin. Roon wollte in ſeiner Denkſchrift die Notwendigkeit von Preußens Stärke und Selbſtbehauptung aus den gottgewollten, menſchheitlichen Aufgaben Preußens begründen, für die es ſich erhalten müſſe; er brachte aus ſeiner wiſſenſchaftlichen Vergangenheit dieſen Drang zum allgemeinen, teleologiſchen Denken mit. Aber das hinderte ihn nicht, ſeine weiteren Folgerungen im vollen Maße realiſtiſch zu ziehen. Das Heer iſt für Preußens Beſtand und Schutz notwendig; wohl muß Preußen zugleich ſparſam ſein, aber es darf nicht kleinlich rechnen; Vernachläſſigung der Waffenrüſtung iſt eine falſche und koſtſpielige Erſparnis, und auch die Wirtſchaft gedeiht beſſer „unter den mächtigen Schwingen des Adlers als in dem engen Pfahlbürgertum eines machtbeſchränkten Handels- oder Induſtrieſtaates“. Der ererbte kriegeriſche Schwung aber beſteht noch heute „in dem lebendigen Bewußtſein des Volkes“ fort. Für Roon war Macht, ihre Entfaltung und ihre Erweiterung gleichbedeutend mit Leben überhaupt: ſo hatte er 1854 die Wahl geſtellt

zwischen dem Hinvegetieren und dem kühnen Vordringen; immer von neuem schlug er später in seinen Reden diese Töne an; und sein Herrscher stimmte ihm bei.

Diese realistische Hochschätzung der Waffenmacht, der politischen Macht, der Weltstellung eines Landes ist oben als altpreußisch, als fridericianisch bezeichnet worden. Sie klingt uns zugleich im höchsten Sinne modern, sie ist uns allen wieder ganz vertraut geworden. Das Zeitalter von 1860 an hat für Deutschland und dann für Europa, das von 1890 an für den Erdball die alte Lehre und Übung wieder frisch erneuert. Macht ist Lebendigkeit und schafft Lebendigkeit: das hat Fürst Bismarck seinem Volke immer wieder vorgehalten, und Kaiser Wilhelm II. hat voll an ihn angeknüpft. Es ist ein Hauptgewinn, eine Hauptkraft einer neuen, auf das Wirkliche, Starke und Weite gerichteten Zeit, einer Zeit, die nicht arm ist an Einseitigkeit, aber auch nicht an Kraft; dahinter steckt, als seelischer Antrieb, der Glaube an die Tat, an den Charakter, den großen Willen als führende Mächte des Menschentums.

Das also ist das Neue, das von der konservativen Seite kam, oder, wenn man will: das erneuerte Alte, das wiederbelebte Erbe Friedrichs II., das Roon in seinen Tagen von entscheidender Stelle aus befürwortet, durchgesetzt, verkörpert hat: eine eigene, preußische, staatliche, eine realistisch-politische Weltansicht.

Doch gegen die konservative Neuerung erhob sich der Widerstand. Er kam von der anderen, ebenfalls zukunftsreich vordringenden Zeitgewalt her, der liberalen. Das Bürgertum war in Deutschland, entsprechend seiner politischen Erziehung in überwiegend kleinstaatlichen Verhältnissen und unter dem bösen Druck des Restaurationszeitalters, von jeher dem Militarismus abhold; auch das preußische Bürgertum, soeben von den bitteren Erlebnissen der fünfziger Jahre ganz durchtränkt, traute den Militärplänen nicht. Der preußische Liberalismus idealisierte, in Boyens Sinne, die Landwehr, die, als das eine der wenigen, ganz ausgeführten und bisher unzerstörten Vermächtnisse der großen Reformperiode, für heilig galt. Es war kein Zufall, daß man sie

festhielt, und daß die Parteigänger der Freiheit, der politischen wie der persönlichen, die Erben des humanistischen Ideals — und auch des Schlagwortes! — von der Selbständigkeit, Freiwilligkeit und Allseitigkeit des Einzelnen sich gegen die Ausdehnung zugleich des fachlich-militärischen Wesens, der militärischen „Abrichtung", und der organisierten Zwangsgewalt von Staat und Krone sperrten. Unter den Offizieren selber gab es Liberale, die das alte „Volksheer" gegen Roon verteidigen zu müssen glaubten; sein Vorgänger Bonin teilte ihre Ansicht; er warf Roon vor, daß er das „Heer vom Lande trennen" wolle. Im Lande selber klagte man über die drohende finanzielle Last, die den Volkswohlstand erdrücken müsse; über die Offiziers- und Adelsreaktion, der hier das große Werkzeug geschaffen werde, — und in der Tat sind ja Monarchie und Aristokratie in der Reorganisation die leitenden und unmittelbar gewinnenden Mächte. Wie nun Ministerium und Parteien der neuen Ära dies Mißbehagen durch Fehler aller Art verschärft, wie die Einflüsse der deutschen Frage es gesteigert haben, wie Mißverständnisse sich einfanden und vergiftend wirkten, — das kann hier nicht erzählt werden. Die eigentliche Hauptsache blieb doch, daß an die Heeresfrage ganz natürlicherweise sich die Verfassungsfrage anschloß: sich anschließen mußte, so möchte man nachträglich urteilen. Denn im neuen Preußen war das Verhältnis von Krone und Landtag tatsächlich noch ungeklärt und unentschieden. Unter Friedrich Wilhelm IV. hatte die Krone sich behauptet, aber ihr Regiment war, dem Charakter der fünfziger Jahre gemäß, ein Ausnahmeregiment, ja, fast ein konservativ-adliges Parteiregiment gewesen; jetzt erst wollte der Prinzregent und König Wilhelm dem Konstitutionalismus ungefesselte Entwicklung gewähren, jetzt erst sollte das Verfassungsleben wahrhaft beginnen. Die Liberalen wünschten der Parteiherrschaft die Parteiherrschaft, nunmehr natürlich in ihrem Sinne, folgen zu lassen; sie wollten sich durchsetzen. Dem Regenten schwebte von vornherein eine selbständige Stellung der Krone, über den Parteien und über dem Parlamente, vor. Der Zeit aber erschien es fast selbstverständlich, daß Preußen nun irgendwie in die Reihe der parlamentarischen Länder einzutreten hätte. Überall im Westen regierten die Parlamente, in England, den Niederlanden, Italien, zu normalen

Zeiten in Frankreich; mußte nicht auch Preußen, groß und lebensvoll, wie sein Staat doch ebenfalls war, jetzt, wo es Ernst machte mit dem Neuen, in das gleiche Fahrwasser einlenken? Oder würde es eigene, erst noch zu findende Formen des konstitutionellen Wesens ausbilden? Die Frage bestand; längst war sie erwogen, politisch und grundsätzlich umstritten worden, jetzt wurde sie von Neuem praktisch, aber eben praktisch war sie noch immer ungelöst; die Art ihrer Lösung konnte von vielerlei Einwirkungen abhängen, sie konnte in Schwankungen, konnte vielleicht in unmerklicher Entwicklung vor sich gehen: da rollte ihr, gleich in den ersten Tagen des neuen Systems, der Felsen der Militärreform in ihren Weg. Sollte diese Reform dem Königtume einen neuen starken Zuwachs an Macht bringen? Oder dem bewilligenden, entscheidenden, Veränderungen erzwingenden Abgeordnetenhause? Sollte das Parlament sich selber schwächen, indem es Heer und Krone einseitig verstärkte? Oder würde es Bedingungen stellen, die seine eigene Macht sicherten und erhöhten? Der unausgetragene Gegensatz der Macht stand hinter allen Einzelstreitigkeiten, die die Reform aufwühlte; die Heeresfrage, die erste große politische Frage der Verfassungsära, brachte diesen politischen Gegensatz zur vollen Klarheit. An das Heer war im brandenburgisch-preußischen Staate seit zwei Jahrhunderten auch alle innere Fortbildung des Staatswesens vornehmlich gebunden gewesen; es war in diesem Staate das bedeutendste, das maßgebende Organ; daß sich auch diesmal die Prinzipien von Freiheit und Persönlichkeit, von Zucht und Zwang, die innerlichen Zeitgedanken an die Heeresumgestaltung anknüpften, wurde dargelegt. Nunmehr zeigte sich, daß der Kampf um das Heer zum Kampf um das Übergewicht in der Verfassung führte: jenes Machtverhältnis von Krone und Landtag wurde immer deutlicher zum eigentlichen Gegenstande des Ringens um das Wehrgesetz. Gewollt haben das von Anfang an weder der Herrscher noch die liberalen Parteien; aber es lag in den Dingen begründet, es wurde immer bewußter und immer zwingender: in wessen Sinne die Militärreorganisation mit ihren anscheinend technischen und finanziellen Streitfragen geregelt wurde, der wurde der Sieger überhaupt. Diesen weiteren Kampf hat Roon sehr früh aufgegriffen; un-

trennbar von der Heeresreform, bildet diese Verfassungsentscheidung den zweiten, nicht minder wichtigen Inhalt seines politischen Lebens. Er blieb dabei seiner Vergangenheit, seinen alten Anschauungen folgerichtig treu. Sicherlich wird die Staatslehre des Konservatismus, wie Stahl sie ausgebildet hatte, diese Anschauungen geklärt und fortentwickelt haben: im Grunde aber war es die Wirklichkeit des alten Preußens, das in Roon wie in seiner ganzen Umwelt lebte, die hier in ihm ihre Stimme gewann.

Sollte Preußen wirklich regiert werden wie die vorangeschrittenen Nachbarländer? Oder war sein altes Königtum dafür zu stark? War das Land, weit hingestreckt, zerstückelt, unfertig, von Feinden umgeben, wie es war, imstande, den Parlamentarismus zu ertragen? War das preußische Parteileben dafür selber reif genug? Was man da mit rückblickendem, subjektivem Urteil für möglich und für heilsam halten will, wird allezeit umstritten bleiben; die objektive Antwort der Tatsachen ist bis heute im Sinne Roons gefallen. Die leitende Monarchie, durch das Parlament ergänzt, aber nicht beherrscht, ist in Preußen aufrecht geblieben, und dieser Ausgang hat die gesamtdeutsche Verfassungsgeschichte seit 1860 maßgebend beeinflußt; ich sagte: im Sinne Roons. Denn es ist merkwürdig, auf diesem, dem politischen Boden hat der Militär Roon noch selbsttätiger, man darf es so nennen: schöpferischer, gewirkt als auf dem militärischen; dort gab der Prinzregent den bestimmenden Anstoß, hier hat es für eine Weile, in ebenso bestimmenden persönlichen Handlungen, Roon getan, der General.

Denn das ist nach allem, was wir wissen, der Hergang gewesen: Die Kämpfe um das Heergesetz beginnen, Roon führt sie, aber tritt dabei zunächst noch nicht in den eigentlich politischen Vordergrund; allmählich jedoch enthüllen sich jene tieferen politischen Gegensätze selbst, und sie erfaßt Roon alsdann mit mutiger Entschlossenheit. Sie kamen aus dem innersten Gefüge der preußischen Verhältnisse heraus: so sah er selber sie an. Er trat zuerst als Fachminister in ein gemäßigt liberales Kabinett ein; daß er Konservativer war, verbarg er niemandem, am wenigsten seinem Herrn; er wollte die Stelle ausfüllen, die jener ihm zuwies. Daß er dabei zugleich politischer Minister werden mußte, lag in der

Sache: war doch eben das Heerwesen der nächste Quell der Streitigkeiten. Aus seinen eigenen Vorlagen gingen seine ersten Zerwürfnisse mit seinen Amtsgenossen hervor; dann aber erweiterte sich sein Widerstand. Der Konflikt zwischen Krone und Kammer stieg auf; um so mehr wollten die Minister den neuen König zu liberalen Maßnahmen drängen; es gab einen langwierigen, stillen Kampf. Wilhelm hat ihn erst in sich selber durchgerungen, er hat sich erst langsam entschlossen, seine monarchische Ansicht, die allezeit in ihm war, handelnd gegen seine Umgebung und sein Land durchzusetzen: in diesem innerlichen Ringen ist ihm, das scheint unzweifelhaft, Roon überaus wichtig geworden. Roons Zuspruch, seine Mahnungen und Warnungen, die Schriftstücke, die wir aus den Denkwürdigkeiten kennen, müssen auf die innere Selbstbefreiung des Königs, dann auf seine offene Abkehr einen starken, vielleicht den entscheidenden Einfluß geübt haben. Roon wendet sich darin, in unmittelbarem, verborgenem Verkehre mit dem Suverän, gegen seine Mitminister; das ist gewiß konstitutionell unerlaubt — aber Roon erkannte sich hier nicht als konstitutionell gebunden an und konnte das auch gar nicht. Er erkannte eben kein liberal-konstitutionelles System in Preußen an — rechtlich so wenig wie praktisch-politisch —, das die Monarchie in Fesseln lege. Er trat neben seinen Fürsten als der Soldat, der es für ungeheuerlich hält, wenn andere den Herrscher nötigen wollen zu Einräumungen, die jener verwirft: darin sah er zugleich ein Widerrechtliches. Er bekannte sich, gelegentlich mit juristisch bedenklichen Theorien, der Hauptsache nach im Anschlusse an die historische und politische Wirklichkeit, ohne Doktrinarismus und ohne Mystik, zu der Lehre von dem starken Königtum, das sich nicht knebeln und nicht beugen lassen darf, wenn Preußens Staatsleben nicht das Rückgrat gebrochen werden soll; er trieb seinen König, zu tun, was dieser doch in sich selber für richtig hält, und bei grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten zwischen Kabinett und Monarchen die einzig richtige Folgerung zu ziehen: die Abdankung nicht des Monarchen, sondern der Minister. Wilhelm bedarf anderer Minister; es dürfen keine Parteiminister sein, welcher Färbung auch immer; Königsdiener müssen es sein. Das alles faßt Roon, nach erregten Sitzungen, nach Auftritten des Streites zwischen Wilhelm und

dem Ministerium, aus bewegter Seele in Worte, ganz persönlich, herzlich, kraftvoll, aufrichtig. Eine Falschheit gegen seine Kollegen war es ihm selber nicht, und auch heute wird sie niemand behaupten dürfen; es war für Roon die äußerlich wie innerlich einfach selbstverständliche, die sicher pflichtgemäße Haltung. Alles andere, schweigende Fügsamkeit wie entsagender oder protestierender Rücktritt, wäre ihm Untreue gegen König und Vaterland gewesen, und nicht einmal Treue gegen die Verfassung. Er handelte nicht ins Blaue hinein, er „kannte sein Terrain" und die Personen; er schlug Töne an, monarchische und militärische, wohlgeeignet, auf Wilhelm Eindruck zu machen: auch so aber tat er nur das ihm Natürliche; denn er war wirklich genau der Gesinnungsgenosse seines Herrn. Man wird auch nicht sagen können, daß er für eine Partei handelte; er handelte in allem aus persönlichster Notwendigkeit heraus. Was er aussprach, klug erwogen, wie es war, quoll ihm zugleich aus tiefster Seele, die Entrüstung und der Ratschlag; es zeigt die volle Farbe des innerlich Erlebten, die volle Furchtlosigkeit der unbedingten Hingabe, und es formt sich ihm zu Sätzen von hinreißender Kraft. „Das Vollgefühl Ihrer Königlichen Machtvollkommenheit darf Eurer Majestät nicht abhanden kommen, oder die Monarchie Friedrichs des Einzigen, Friedrich Wilhelms des Gerechten ist keine Monarchie, ist überhaupt nicht mehr. Um ein solches Ende abzuwehren, muß jeder treue Mann Kopf und Kragen daransetzen. Wohlan! ich wage es, Eurer Majestät die ganze volle Wahrheit zu sagen; es *muß* geschehen, auch auf die Gefahr hin, Mißfallen zu erregen." Er spricht von dem „Scheinkönigtum Belgiens, Englands oder Louis Philipps". Wilhelm *kann* auch Preußen dahin lenken, es zu einem Belgien machen, mit der Vergangenheit brechen; das gäbe Frieden, „und an Beifallsjubel würde es nicht fehlen". „Der andere Ausweg heißt: Geltendmachung des gesetzlich berechtigten königlichen Willens. *Er* löset die Fesseln des Adlers; der König von Gottes Gnaden bleibt an der Spitze seines Volkes der Schwerpunkt des Staates, Herr im Lande, unbeherrscht von ministerieller Vormundschaft und parlamentarischen Majoritäten; mit der Vergangenheit wird *nicht* gebrochen, und die bessernde Hand kann mit weisem Maße an den

Ausbau unseres öffentlichen Lebens gelegt werden. Dieser Weg führt auf freilich anfangs rauher Bahn, aber mit allem Glanze und aller Waffenherrlichkeit eines glorreichen Kampfes *zu den beherrschenden Höhen* des Lebens; es ist der Preußens Könige allein würdige Weg." „Womit ich die Kühnheit dieses Schreibens rechtfertigen kann? Mit dem Eifer des tapferen Soldaten, der seinen Fürsten in Banden, des treuen Dieners, der seinen Herrn am Rande des Abgrundes erblickt."

Das ist der ganze Roon: der Mann der Wirklichkeitsmächte, der starken Überlieferung, des Willens. Und sicherlich ein Schauspiel sondergleichen, in der Stille der königlichen Gemächer: der vierundsechzigjährige König, unbefriedigt, noch nicht durchgedrungen mit sich selber, ja, zu sich selber; bei ihm sein Offizier, mit diesen Worten, mannhaft stolz und rückhaltlos groß, — in diesem einsamen Kampfe und Zusammenwirken aber in Wahrheit die Krise unseres Verfassungslebens. Ist das zuviel gesagt? Ich glaube nicht. Auch in der Verfassungsgeschichte machen sich ja die Dinge nicht, mechanisch, von selbst. Hier springt es zutage: blieb Wilhelm I. in jenen Jahren nicht fest — und von ihm läßt Roon sich nicht trennen — so wich die Monarchie in schicksalsvollster Stunde, nach Menschenermessen wohl unwiderruflich, hinter das Parlament zurück; die Kräfte, die nach ihrer Erbschaft griffen, standen bereit. Jene Männer haben das alte Königtum gehalten, in Lagen, die den Zeitgenossen verzweifelt erschienen. Die Machtgegensätze entscheiden sich durch lebendige Tätigkeit lebendiger Menschen. So erst wurden die allgemeinen, die organisierten, die sozialen Gewalten, die hinter der Krone standen, wirksam, Gewalten, die natürlich da sein mußten, die aber selbst nicht handelten, das Heer, die Staatsmacht, die konservative Überlieferung; und die Weiterwirkung der leitenden Einzelnen auf eine lange Zukunft, in die Breite des Volkslebens hinaus, wurde riesengroß.

Das geistig Wesentliche aus Roons Geschichte ist entwickelt worden. Heer und Monarchie hat er ergriffen, mit der Eigenart des altpreußischen und des neurealistischen Offiziers. Die Tat-

sachen folgen daraus. König Wilhelm hat von 1860—1862 den Kampf, den er nicht vermeiden konnte, immer vollständiger aufgenommen: der Kampf ward zum Verfassungskonflikt, die in sich berechtigten und historisch notwendigen Bestrebungen von rechts und von links stießen mit einer Wucht, die sie die Schranken des formellen Rechtes überspringen ließ, aufeinander. Nur in solcher Abrechnung voll harter und tragischer Ausschließlichkeit konnten die Gegensätze sich klären; aber vorerst war die Aufgabe, den Kampf selber mit all seiner Wirrnis und Schwierigkeit zu führen. Aus den inneren preußischen Problemen hatte er sich ergeben; bald wurde es klar, daß er nur mit den Mitteln und im Rahmen auswärtiger, d. h. zumal deutscher Politik entschieden werden konnte. Seit 1859 war die nationale Bewegung wieder im Flusse; neben und über die preußische Frage stellte sich die deutsche Frage; die Regierung konnte beide im positiven Sinne nur zusammen lösen. Roon wußte, daß er nicht der Mann, nicht der Staatsmann dazu war. Er holte sich Bismarck. Daß Bismarck der Berufene sei, empfanden ja Manche; aber es ist kein Zweifel, daß Roon es war, der in langen Anstrengungen und schließlich in siegreicher Tat Bismarcks Ernennung wirklich durchgekämpft hat. Ihrem Meinungs- und Nachrichtenaustausche vor diesem Erfolge verdanken wir Schriftstücke von hohem, charakteristischem wie tatsächlichem Werte; im September 1862 reichten sich dann die beiden alten Freunde von 1834, der fast Sechzigjährige und der Siebenundvierzigjährige, vor aller Welt die Hand zu ihrem gemeinsamen geschichtlichen Werke. Sie haben von da ab, in treuester Waffenbrüderschaft, zusammengestanden, Roon hat Bismarck in allen Dingen gestützt, ohne Roon ist Bismarcks ja freilich genialere, erst im eigentlichsten Sinne schöpferische Wirksamkeit gar nicht denkbar. Der König und seine zwei Minister wirkten ineinander. In der Heeresfrage behielt der König selber die Führung, in der Verfassungsfrage nahm sie Bismarck; in beidem war Roon für beide der unentbehrliche Helfer. Seine Kammerreden hatten sich 1860 und 61 wesentlich auf technisch-sachliche Vertretung seines Ressorts — Heer und Flotte — beschränkt; seit 1862 wurden sie weiter und voller. Sie zogen jetzt nicht nur die wirtschaftlichen Rücksichten, sondern alle die Streitfragen innerer und

bald auch äußerer Politik in ihren Bereich, die sich mit der Heeresreorganisation verschlungen hatten. In Abwehr und Angriff, in tief und breit angelegter, historischer, militärischer, allgemein-politischer Begründung, in der sicheren Erfassung des Augenblickes, in schlagfertiger Polemik gegen Richtungen und Einzelne, in der Stärke ihrer leitenden Gedanken — jener Gedanken von innerer und äußerer Macht, von Autorität, preußischem Großstaatsgefühle und preußischem Monarchismus: in allem wurden sie je mehr und mehr zu Staatsreden des großen Stiles, nicht von der überwältigenden persönlichen Kraft und dem genialen Reichtum der Bismarckschen Reden, aber auch sie, in ihrer geschäftlicheren Art, doch überaus umfassend und zugleich eindringlich, wuchtig, volltönend, mannhaft: auch sie gehören zu den klassischen Zeugnissen der eisernen Zeit. Roon hat, wie die gesamte Regierung, den budgetlosen Zustand immer bedauert und immer nur als vorübergehend anerkannt; Anläufen zu gewissen militärischen Konzessionen, die er wie Bismarck dem Abgeordnetenhause mehrmals machen wollte, ist König Wilhelm jedesmal in den Weg getreten; im ganzen aber waren die drei hohen Männer den inneren Nöten gegenüber vollkommen einig. Den großartig kühnen Flug seiner auswärtigen Politik hat Bismarck, wie man weiß, ganz selbständig nehmen und hier auch seinen Herrscher erst mühsam und allmählich mit sich reißen müssen. Roon war auch dabei Bismarcks bester Bundesgenoß. In ihm war nicht von vornherein die alles vor sich niederwerfende, die umstürzende Rücksichtslosigkeit seines gewaltigen Freundes; er war seinem Wesen nach konservativer; aber die volle Wucht des preußischen Staatsgedankens und seines kampfesfreudigen Ehrgeizes besaß ja auch ihn. Er hätte der großen Politik weder ihre Ziele setzen noch ihre Bahnen suchen können so wie Bismarck — aber er hatte Staatsmannschaft und Charakterstärke genug in sich, um mit dem Allbefehdeten, durch entsetzlich schwere Jahre hindurch, getreu und heldenhaft zusammenzuhalten, bis an das Ende. Er hat zu ihm gestanden gegenüber dem Widerstreben seines königlichen Herrn, bei dem er warb, vermittelte, drängte; gegenüber der Feindschaft der königlichen Familie; gegenüber den Parteien und aller Welt. Auch gegenüber seinem eigenen besten Freunde, dem Professor Perthes, gegen

dessen zartes Empfinden und dogmatischere Weltansicht er immer von neuem die Persönlichkeit und den derben Realismus des Amtsgenossen zu verteidigen hatte. Perthes schreibt mit freundschaftlicher Eifersucht Roon die entscheidenden Verdienste zu und mahnt ihn, angesichts des unberechenbaren Genius, unablässig zu Argwohn und Wachsamkeit. Roons letztes Wort ist demgegenüber die bescheidene „Selbstverherrlichung“: seine eigentliche Leistung sei gewesen, Bismarck zum Minister zu machen. Und getrost schritt er, mit diesem vereint, in wundervoller Ergänzung, auf die Höhen des Sieges zu. —

Auf der Höhe seines Lebens und Wesens stand er schon damals, in den heißen Jahren von 1858 an. Es ist ergreifend, wie viel Liebe seine Briefe gerade damals ausstrahlen; wie bei Perthes' Tode (1867) ihn eine dumpfe Betäubung packt, die sich dann erst, als näherer Bericht eintrifft, in befreienden Tränen löst; wie geduldig und gütig er die Jahre vorher auf alle politischen Einwürfe und Vorwürfe des feiner, aber auch schwächer geschaffenen Freundes eingeht: dabei er selber ganz sichere und vordringende Kraft. Denn dieser Freund seiner Freunde war damals ja der große Kämpfer. Es war etwas Grimmiges in ihm. Er schlug seine Landtagsschlachten; er meinte von Hause aus kein Redner und kein Debattierer zu sein, er erzog sich dazu; er war von Hause aus von auffahrender Hitze, er bändigte sich — scharf blieb sein Wort doch. Man muß anerkennen, daß er es tapfer im Zaume hielt: einige Male führte ihn die Heftigkeit des Streites freilich in dramatische Auseinandersetzungen von explodierender Leidenschaftlichkeit hinein; auch dann blieb er, so schilderte es sein Sohn, äußerlich von erzener Ruhe. Er stand stramm und hochaufgerichtet, die Stimme von dröhnender Kraft, der ganze Mann Geschlossenheit und Festigkeit, seiner Sache und seiner selbst völlig gewiß. Mit dem Fortgange der parlamentarischen Kämpfe, mit der wachsenden Schärfe der Gegner und den wachsenden Erfolgen der eigenen Taten wuchs in seinen Worten die Anklage gegen die „Tendenzpolitik“ des Landtages, die Geringschätzung der Demokratie, der sichere Stolz des Fachmannes und des Staatsmannes. Man begreift, daß er verletzte. Allein hinter der stählernen Geschlossenheit barg sich ein Innenleben voll von Bewegung und

nicht arm an Schmerzen. 1859 starb ihm sein siebenjähriges Lieblingskind; der Schlag, so schrieb er, traf ihn „niederschmetternd, erschütternd bis in die tiefsten Lebenswurzeln"; Glaubenszweifel peinigten ihn, er suchte Zuspruch und Trost bei dem „Zeugnisse des christlichen Laien" Perthes. Stets arbeitete es in ihm und an ihm; der Grundton seines Empfindens hatte etwas Herbes, beinah Düsteres. Wie einsam und hart war seine Jugend gewesen! Dann hatte ihn sein Leben mit den strenggläubigen Lutheranern in Hinterpommern in Berührung gebracht; Moritz von Blankenburg blieb seinem Herzen besonders immer nah. Auch Roons Innenleben war religiös, auf religiöse Gedanken bezog er alles Irdische, aber zugleich haben ihn auch religiöse Kämpfe bis in sein Greisenalter begleitet. Eigentlich pietistisch empfand er wohl niemals, zur religiösen Ausschließlichkeit und Absonderung, zu irgendwelcher Mystik neigte dieser Mann des Wirkens und der praktischen Klarheit nicht; 1835 beschrieb er seinen Schwiegervater als „ernsten, frommen, fast zu orthodoxen Mann". Seine Gläubigkeit ist ganz persönlich; man möchte sagen: sie hat einen altprotestantischen Klang, sie ist, wie sein ganzes Wesen, positiv und streng, aber sie ist zugleich ruhelos, vom Sündengefühl durchdrungen; denn Zucht und Lebensdrang, Ewiges und Irdisches liegen in ihm im Streite. Er empfindet diesen Widerstreit: neben dem Gebote des Christentums, an das er glaubt, dem „das ganze Schattenspiel dieses Erdenlebens nichtig und gleichgültig ist, das wahre Leben erst nach diesem beginnt", die Fülle seiner eigenen, auf das Diesseits und auf den Augenblick gerichteten Kräfte und Wünsche, die ihre Betätigung heischen — denn er sei kein Asket. Er grollt in den tatenlosen Jahren vor 1859 über die Kleinheit seiner Arbeiten innerhalb des alltäglichen Dienstes: „das sind keine Hebel für den inwendigen Menschen." Er tröstet sich dann wohl über seine eigenen Klagen mit dem Gedanken, daß die göttliche Erziehung ihm Leiden auflege, um ihn innerlich zu reinigen; aber er ist so ehrlich, zu gestehen, daß er diesen Trost doch „bloß mit dem Kopfe" denkt. Ihn drängt es allzu mächtig auf das Irdische hin, und zwar auf die großen Aufgaben, auf die starken Taten, auf ein weitgedehntes Feld. Später hat er sich mehr als einmal rückblickend seiner Leistungen gefreut; sein starkes Selbstgefühl weiß

sehr wohl, daß er den Grund gewaltiger Dinge gelegt hat — aber auch die Kritik ist stark in ihm; sie zeigt ihm zu deutlich, „die Nichtigkeiten und Erbärmlichkeiten" an all den Erfolgen, „die die Welt anstaunt": wie viele eigene „Sünden, Verkehrtheiten, Unterlassungen, Übereilungen", „wie viel Zerrbilder, die man einst für Meisterstücke zu halten geneigt war!" Er urteilt dann schneidend, wie über sein Leben so über die Anderen. Er verhehlt es sich gar nicht, daß das Ziel seines Strebens, der Krieg, ein „Entsetzliches" sei; er erklärt die Notwendigkeit dieses Schlimmsten aus menschlicher, allseitiger Schuld: „die Sünde ist der Leute Verderben." Trotz allem treibt es ihn gebieterisch in die Kämpfe hinaus; er muß handeln und streiten und sein persönliches Geschick durchleben: das bleibt immer das letzte Wort. Und dabei entringen sich den Lippen des Kämpfers, bereits des Sechzigers, Klagen über das allgemeine Menschenschicksal, das auch ihn trifft, über seine Stumpfheit, seine asthmatischen Leiden, seine Verbrauchtheit. Mit Wehmut besucht er 1867 das heimatliche Dorf Pleushagen: er hat „dieselben Dünen wieder mühsam durchkrochen, die einst den kleinen Beinen des Bübchens wie Chimborassos erschienen". Und zum Schlusse der resignierte Satz: „die See aber hatte das alte Gesicht und das alte Lied."

Überall in Albrecht von Roon ein volles, drängendes, ringendes Menschenleben und Seelenleben; im Sturme des Augenblicks und der Gefühle, in Gegensätzen und Gärungen der Kräfte, in stetem rastlosem Auf und Nieder wirklich ein ganzer Mensch. Freilich, zu einem Mittelpunkt wendet der Pendel sich immer wieder zurück; der Kern seines Wesens ist einheitlich: die preußisch-soldatische Tat. Da liegt die eigentlich belebende, die allgemeine und — man muß doch sagen — die ideale Gewalt seines Daseins. Auf der Schwelle des inneren Kampfes 1862 ist ihm „zumute, wie den Kämpfern in einem Gottesgerichte zu Sinn gewesen sein mag"; auf der des österreichischen Krieges 1866 wie „dem Kämpen und Ritter für Recht, Licht, Freiheit, Wahrheit und alle höchsten und heiligsten Güter des Erdenlebens". Diese feierliche Empfindung war ihm damals nicht die einzige, und er selber meint, dem Beobachter Perthes werde sie gewiß eine „eitele Donchixoterie" sein. „Aber war der Ritter von La Mancha nicht ein sehr ehren-

werter Mann? Ein jeder redlicher Kämpfer muß eine Ader von dem edlen Ritter in sich haben, um Großes und Neues hervorzubringen." Er selber *mußte* in die Welt hineinsprengen, um für sein Heiligstes zu fechten, und er glaubte inbrünstig an seinen Staat. Er sah das preußische Königtum aus nächster und menschlichster Nähe und sprach wohl über seine Träger, impulsiv, wie er war, einmal ein scharfes Wort. Dennoch hat er auch an die Monarchie geglaubt; das Wort „mein König" tönt mit einem Klange von tiefer Innigkeit aus diesem herben Munde. Er hat mit Wilhelm I. gerungen, gelegentlich um ihn und mit ihm diplomatisiert, er hat, der Starke und Rauhe, so manches Mal begütigend zwischen ihn und Bismarck treten müssen, auch er ist ungeduldig aufgeflammt, — aber er hat dem *Könige*, an dessen Amt und an dessen persönlichste und oberste Mitarbeit in diesen großen Zeiten doch alles gebunden war, freudig gedient, er hat den erhabenen und ehrwürdigen *Menschen* geliebt und verehrt und ist ihm innerlich allzeit verwandt und vertraut gewesen. Er wußte genau, was der König dem gemeinsamen Werke bedeutete: „ein König, der ein tapferer Mann, kann alles; er kann Zauberdinge tun, weil sein Mut der Blitz ist, an dem sich das ganze große Feuerwerk allgemeiner Begeisterung entzündet". Und er diente und fügte sich ein, mit all seinen widerspruchsvollen Kräften, mit all seinem eigenen „trotzigen" Mute, bis die Stunde der großen Befreiung schlug. Gewiß, kein anderer unter den Werkmeistern des neuen Reiches kommt an persönlich fesselnder Gewalt wie an Breite und Wucht der Wirksamkeit „dem größten unter ihnen so nahe wie Roon". Mit gutem Recht hat Friedrich Meinecke Bismarck und Roon auch innerlich zusammengestellt: sie gehören innerhalb der Zeitgegensätze überall auf die gleiche Linie, sie sind einander ähnlicher als irgendwelchem Dritten. Bismarck ist *souveräner* in Wesen und Tat, ohne irgendeinen Zweifel der Führende über allen; Roon steht in jedem Belang zwischen ihm und dem Könige in der Mitte; wie hoch aber ragt, Persönliches und Allgemeinstes zusammen, Roon unter den anderen empor! Wie packt er überall, wo man ihm begegnet; wie strahlt — um doch das eine zu erwähnen — seine Echtheit und Männlichkeit über Theodor von Bernhardi hinweg, den klugen kritischen Be-

obachter und Gloſſierer, der uns ſo manches Geſpräch mit Roon aufgezeichnet hat und ihn auszuforſchen und zu überſehen vermeinte! Er ſelber hat ſich beſcheidentlich einmal den „Feldwebel“ ſeines Königs, als des Hauptmannes der preußiſchen Kompagnie, genannt: das Bild mag ihn, im höheren Sinne, bezeichnen. Und das andere Bild, in dem dies ganze, feſte und tiefbewegte Weſen ſich damals ſpiegelte, das Bild ſeiner äußeren Erſcheinung. Er war „der alte Roon“ geworden, die immer noch dichten Haare ergraut, die Falten um den Mund, unter dem Auge, auf der Stirn vertieft; die Augen ſelber ſind anſcheinend kleiner geworden, das obere Lid hat ſich etwas geſenkt; um ſo ſchärfer, ſicherer, kriegeriſcher zeigt ſich der Blick. Die Linien ſind überaus vornehm geſchnitten; alles in dieſem Antlitz iſt groß, kräftig, ſtark; charakteriſtiſch der derbe, graue Schnurrbart; alles militäriſch, mannhaft und eiſern. So war ſein hiſtoriſches Geſicht, das Geſicht des Sechzigers, — ein Geſicht, das man niemals wieder vergißt.

Und ſicherlich: auch ſeine Taten nicht. Er ward der wirkliche „Waffenſchmied“ der großen Kriege, der Erzieher und Einiger im Gefüge des Heeres; er hat ſich in den ſechziger Jahren durchgeſetzt, der Fachmann wie der Monarchiſt; damals trug er, mit König Wilhelm und Bismarck zuſammen, die beſten elementaren Kräfte des alten Preußens in das künftige Deutſchland hinüber. Nur noch mit raſchen Schritten gehe ich den Stufen dieſes mächtigen Schaffens nach.

Im Konflikte bis 1864, in der däniſchen Angelegenheit, dann im däniſchen Kriege war Roon ganz an Bismarcks Seite, im Kriege trieb er zu durchſchlagender Tat; bis 1866 blieb er im innerpreußiſchen Kampfe wie in der Arbeit für die notwendige deutſche Entſcheidung auf gleicher Bahn. Er nahm ſein redliches Teil an der Kühnheit aller Wagniſſe, an dem Bewußtſein ungeheurer Verantwortung auf ſich, die nicht nur das eigene Selbſt in die Schanze geſchlagen hat, ſondern „die ſchwere, ſchwankende tote Laſt“ des ganzen Preußens „auf dem Nacken über den Niagara trägt“; er war nicht ſelbſt der leitende Staatsmann und ſeine

Natur nicht in dem Maße vulkanisch wie die Bismarcks, aber auch ihm ward sein Stück zerdrückender Arbeit und zerreibender Spannung. Endlich kam die Lösung, der Sieg, der Ruhm. „In Nikolsburg," so schreibt Roon am 28. Juli 1866 seiner Frau, „sprang" König Wilhelm, nach der Unterzeichnung des österreichischen Friedens, „auf, umarmte und küßte dankend und weinend, mit viel beweglichen Worten zuerst Bismarck, dann mich und Moltke." „Alle Welt gratuliert und bückt sich tiefer, und ich — ich kann mich — dir sei es gestanden, aber nur dir — gar nicht so recht darüber freuen. Denn in diesem „siebentägigen" Feldzuge habe ich keine Gelegenheit gehabt, mir besonderen Dank zu verdienen; höchstens hat er bewiesen, daß ich *vorher* kein fauler Knecht gewesen." Er selber hatte im März 1864, im dänischen Kriege, die Zuziehung des Generalstabschefs zu den entscheidenden Vorträgen beim Könige beantragt: jetzt traf ihn das Schicksal, daß der große Stratege, dessen volle, nach außen sichtbare Betätigung ja auf die kurzen Kriegszeiten zusammengedrängt war, den Kriegsminister eben für diese Zeiten der höchsten Tatenfülle in den Schatten drängte und daß ihm selber die höchste Befriedigung des Offiziers versagt blieb; er schäumte ins Gebiß. Während der heißbewegten Juliwochen, als die französische Einmischung die Frage des französischen Krieges, des Krieges mit zwei Fronten brennend machte, war er, als der Staatsmann und Organisator, freilich zu seinem Rechte gekommen: er wäre fähig gewesen, auch den Doppelkampf zu organisieren, aber er wirkte mit Bismarck für die Selbstbescheidung des Siegers, für den Frieden. Vier Jahre des Friedens folgten. Er sah sein Werk bewährt, seinen Namen glorreich, seine Mühen dankbar belohnt, seine Reorganisation anerkannt, vollendet, über den Norddeutschen Bund ausgedehnt, in die Südstaaten übertragen. Schon wollte der Fünfundsechziger zusammenbrechen, er ging nach Italien, sich zu erholen; entbehrlich war er in Berlin noch keineswegs, weder mit seiner Arbeit noch mit seiner Vermittlung zwischen dem Bundeskanzler, der jetzt neuen Notwendigkeiten gehorchend weiterschritt, und den alten konservativen Freunden. Ihm selber behagte der deutsch-liberale Gang der Politik nicht immer; da hob ihn noch einmal das Jahr 1870 hoch empor. Alle Welt kennt den Auftritt im Bundeskanzler-

palais, wie ihn Bismarcks Erinnerungen geschildert haben, das Mahl der drei Paladine am 13. Juli, die Niedergeschlagenheit und die Aufrichtung der beiden Generale; und am 15., auf dem Potsdamer Bahnhofe zu Berlin, hallte aus der Gruppe, die den heimgekehrten König umgab, Roons mächtiger Baß heraus: „Es ist alles vorbereitet, Majestät!“ Er konnte versichern, man werde es den Franzosen „bestens besorgen“: er hielt sein Wort. Die Wogen des unvergeßlich großen Jahres strömten dahin: alles in machtvoller Ordnung, — von neuem für den Namen Roons ein ewiger Ruhm und hier erst der höchste: die kostbarsten seiner Früchte sind erst jetzt gereift. Dennoch war es für ihn ein Jahr der Schmerzen. Wieder gab es von Anfang an gewisse Reibungen und Unzufriedenheiten, mit Moltkes Stellung und gelegentlich mit Moltkes Kriegführung; vergeblich versuchte Roon am 18. August beim Könige der gewaltigen Offensive des Generalstabschefs, die ihm übermäßig erschien, entgegenzuwirken. Dann wurde bei Sedan sein Sohn Bernhard auf den Tod verwundet. Im höchsten Sinne heldenhaft hielten sich Vater und Sohn; Roon durfte ihm weder die Augen zudrücken noch seinem Begräbnis beiwohnen, die Pflicht riß ihn weiter; und in eben der Stunde, da sein Sohn den letzten Seufzer aushauchte, sprach König Wilhelm an seiner Abendtafel seinen drei Großen in majestätischer Schlichtheit seinen Dank aus für die Fülle des Siegs. Verwunden aber hat Roon den Schlag, den er tapfer aushielt, nicht. Und nun folgten die schweren Wintermonate von Versailles: für keinen so schwer wie für ihn. Er war leidend, überlastet, aber er fand auch zu klagen und anzuklagen. In der dornigen Frage der Beschießung von Paris stand er, der sie eifrig forderte, mit Bismarck zusammen gegen Moltke, Blumenthal, den Kronprinzen. Es ist hier nicht der Ort, die altbekannten Gegensätze dieses Winters zu erklären und zu beurteilen, und auch diesen einen, bittersten unter ihnen sachlich näher zu entwickeln. Vorwürfe hat man von Anfang an ausgetauscht, die Leidenschaftlichkeit war auf beiden Seiten groß, und selbst in dem Schriftwechsel zwischen Roon und Moltke klingt ein deutlich unfreundlicher Ton; die zornigen Anschuldigungen, die Roon, wie Bismarck, gegen die militärische Sachlichkeit der Beweggründe seiner Gegner ausgesprochen hat, wird man in der Hauptsache

ebensowohl ablehnen dürfen wie den Tadel, der noch heute von manchen gegen ihn selber gerichtet wird. Im Grunde bleibt es doch offenbar dabei, daß, trotz aller unleugbaren technischen Schwierigkeiten, und wenn auch Recht und Unrecht vielleicht nicht ohne Rest zu sondern sind, das bessere Recht durchaus auf seiten der „Schießer" war, an deren Spitze schließlich der König selber stand, das Recht vor allem des stärksten Willens zur Tat. Hier genügt dieser Hinweis, und die Angabe, wie heftig Roon unter diesen Kämpfen und Verstimmungen litt — der Wunsch, die Last seines Amtes bald von den alten Schultern abwälzen zu können, wurde ihm wieder lebhaft. Und er blickte ohne Freude in die Zukunft. Die Verhandlungen mit den Südstaaten hat er als Kriegsminister führen geholfen, nach seiner zäh-preußischen Art; der Badener Julius Jolly fand ihn in den militärischen Fragen anfangs nicht eben entgegenkommend [1]. Das Gelingen der politischen Verhandlungen machte ihm lange Sorgen: noch am 18. November fragte er sich angstvoll, ob das „Kaiserhühnchen" wohl auch „wohlgestaltet aus dem Ei kriechen" werde? Dann sah er das neue Reich sich vollenden. Ihn feierte am 9. Januar, bei seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum, sein König und sein Heer; er aber war krank, an das Haus gefesselt und von weher Seele. Über alles Augenblicksärgernis hinweg kränkte ihn gerade das, was den anderen das herrlichste an diesen Siegen war: das Deutsche Reich ersteht; sein altes Preußen, das konservative, ostdeutsche Preußen, die „patriarchalisch-konservative Staatsidee", in der er groß geworden, wird zu Ende gehen. Das scheint ihm unvermeidlich, „eine Naturnotwendigkeit", die man unbefangen hinnehmen, über die man so wenig wehklagen soll, „als wenn man jammern wollte über sein eigenes zunehmendes Alter"; er weiß, es

[1] Ich kann mir nicht versagen, aus Hausraths Erinnerungen an Jolly (S. 249) das Folgende abzudrucken: „Ergreifend war für ihn eine seiner Konferenzen mit Roon. Dieser hatte den einen Sohn im Felde verloren und der andere trat ihm zum ersten Mal wieder unter die Augen, während Jolly zu Verhandlungen über die Militärkonvention bei Roon erschienen war. Überwältigt von seiner Rührung erhob der General sich und breitete die Arme aus: ‚Mein lieber . . . ' Dann aber winkte er ab: ‚Ich habe Geschäfte.' Jolly wollte sich zurückziehen, Roon aber schüttelte nur trocken den Kopf und fuhr mit seinen Auseinandersetzungen fort." Vgl. übrigens Lorenz, Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reiches, S. 350.

ist eine Frucht auch seiner Siege, auch seiner Arbeit — aber seine Welt ist es nicht mehr und kann es niemals werden. „Ich kann in einer meiner Vergangenheit nicht entsprechenden Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse wohl noch mitleben, aber nicht mitschaffen."

Hier stoßen wir an die Grenzen seines Wesens. Bismarck trat in das neue, weitere Zeitalter über; er hat in seinen eigenen Grundkräften den preußischen Heimatsboden nie verleugnet, aber er wurde ganz zum Deutschen. Wilhelm I. wurde es schwerer — ich habe an anderer Stelle nicht nur die Tragik im Leben dieser altpreußischen Sieger, sondern auch die Kraft gewürdigt, die in ihrer Treue gegen das Alte lag, und die dem Alten das Fortwirken innerhalb des Neuen gewährleistete. Indessen auch Kaiser Wilhelm lebte sich im neuen Reiche ein. Roon hat das nicht mehr vermocht. Er war fast siebzigjährig; er war krank und verstimmt, aber er war auch einseitiger, bei all seinem Wirklichkeitssinn doch politisch-gläubiger, prinzipiell-gebundener als sein jüngerer Freund. Und es geschah: alle Verhältnisse verschoben sich von 1871 ab, eine zweite „neue Ära" brach jetzt vollends durch, liberal und bürgerlich — es war nicht anders möglich. Die zweite Gewalt, die neben Heer und Preußentum Roons Lebensgang begleitet hatte, dieses deutsche Bürgertum, lebte all ihre Kräfte nun siegreich aus, das wirtschaftliche Leben entfaltete sich breit, der Reichstag stand in seinen glänzendsten Zeiten. Freilich, es war zugleich die Epoche der Gründer und ihres Zusammenbruchs; und der vierte Stand regte sich und drängte nach, eine ätzende Kritik, Drohungen sozialer Revolution überzogen Deutschland. Roon hatte nicht mehr die Frische, das alles zu überwinden. „Glücklich, wer jetzt noch jung, noch in neue Bahnen lenken kann ohne Schmerzen, ohne einen Teil seiner Persönlichkeit aufzugeben"; so hatte er bereits im März 1848 ausgerufen. Mit jener Wendung war er fertig geworden — mit der von 1867 und gar von 1871 konnte er es nicht mehr. Er erkannte die Gegenwart wohl an, er begleitete Bismarcks mächtiges Wirken auch weiter mit Verständnis, und manchmal mit treffendem und großartig geprägtem Worte, er betonte Bismarcks Unentbehrlichkeit; er war nicht stets einverstanden mit ihm, aber blieb immer sein Freund und

ſein Verteidiger. Einmal, im Februar 1873, prallten — dem hiſtoriſchen Betrachter ein prächtiges Schauſpiel — die beiden Eiſernen aufeinander, und die Funken ſprühten. Bismarck hatte Roon mündlich beſchuldigt, er leiſte ſeinem angegriffenen Rufe nicht die Hilfe, die der Freund von ihm erwarten könne, und es hatte heftige Worte beiderſeits gegeben; Roon verteidigte ſich in einem gehaltenen Briefe, bat um künftige Schonung auch ſeiner „Exploſivität", Verkennung und rückſichtsloſe Behandlung dulde er nicht — dann reichten ſich beide doch wieder in ehrlicher und männlicher Verſöhnung die Hand. Und als Roon, krank und erſchöpft, das Amt verläßt, da hören wir die Klage Bismarcks über den Verluſt. Er hatte vor Jahren von ſeiner „von Jugendheimweh getragenen Freundſchaft" für Roon geſprochen; er ſchrieb ihm jetzt, aus bitteren Kämpfen heraus, den traurig-ſchönen Abſchiedsbrief: „Im gelben Sitzungszimmer werde ich die Lücke auf Ihrem Sofaplatz nicht ausgefüllt finden und dabei denken: ich hatt' einen Kameraden —".

Denn Roon ging wirklich. Noch hatte er im Dezember 1872, zur konſervativen Löſung innerer Schwierigkeiten im Miniſterium, das preußiſche Miniſterpräſidium übernommen — es konnte nur eine Aushilfe ſein. Der Parteienkampf, der Kulturkampf (in dem er preußiſch und ſtaatlich dachte und handelte), die Laſten des Amtes waren ihm zuviel; im November 1873 trat er endgültig zurück. Es war ſein Wunſch ſeit Jahren. „Mir iſt ſehr abendlich zu Sinne; die Sehnſucht nach Ruhe erfüllt alle Tiefen meines Herzens," ſchrieb er bereits 1868. Jetzt rettete er ſich in die Wärme des Südens; dann wurde ſein Dotationsgut Krobnitz in der Lauſitz der Sitz ſeines Greiſenalters. Die dankbare Freundſchaft ſeines Kaiſers begleitete ihn; ſie hatte ihn zum Grafen, zum Generalfeldmarſchall erhoben; ſie ſprach ihn jetzt aus tiefgütigen Briefen an, in denen der alte Herrſcher dem getreueſten und ſeelenverwandteſten ſeiner Berater, zumal über militäriſche Dinge, das Herz ausſchüttete. Sie tauſchten ihre Gefühle aus über die neue Zeit — Roon als der „alte Fuhrmann, der, wenn er auch nicht mehr fährt, doch noch gelegentlich mit dem Peitſchenknallen ſich erluſtigt". Stets von neuem packen ihn die Sorgen dieſer Zeit, obgleich „ein alter Mann wohl beſſer täte, an ſeiner Seele Seligkeit

zu denken". Allein die demokratische und ungläubige Welt erschreckt ihn, ihre Zuchtlosigkeit, ihre Gottlosigkeit, ihre wilde Auflehnung. Er selber wird noch bitterer im Urteil, noch strenger in seinem Bedürfnisse nach starker Zucht von oben her als zuvor. So klagt er Wilhelm I. seine Nöte, so erlebt er 1878, in tiefem Herzensjammer, die Attentate, er ruft Bismarck auf: „handeln Sie!" Er möchte es noch erleben, daß jener „andere Bahnen sucht". Er hat den Beginn der konservativen Ära noch eben kommen sehen. Die Ideale Roons, eine ganz feste christliche Autorität, hat auch Bismarck in den neuen Zeiten nicht einfach durchführen können; wohl aber würde Roon die neue Bewegung der achtziger Jahre mit ihrem monarchischen, sozialreformerischen, zugleich auch christlich-positiven Zuge freudig mitgemacht haben. Indessen, sein Leben erlosch. Nach fünf Ruhejahren sanken die Abendschatten schwerer hernieder. Die Briefe dieser Jahre, die uns zugänglich sind, spiegeln gelegentlich die ganze Innigkeit der Liebe zu den Seinen, fast immer die Lebendigkeit gesteigerten religiösen Ernstes ab: er lebt dem Tode und dem Jenseits entgegen; daß die Probleme „dieses unseres fröhnerischen Erdendaseins" den alten Kämpfer doch nicht losließen, sahen wir; sein letztes Trostwort für sie ist jetzt geworden: Gott sitzt im Regimente. Sein Sohn bezeugt, daß er auch in diese Jahre hinein mit Zweifeln, „oder doch um die Gewißheit des Glaubens" zu ringen gehabt habe, bis er auch da zu einem letzten, zuversichtlichen Abschluß gekommen sei; die innere Arbeit war ihm also auch treu geblieben bis an das Ende. Er hat damals Betrachtungen aufgezeichnet, zu denen das Bruchstück einer Grabschrift gehört. Er prüft und beurteilt sein Wesen, er spricht von Sünden und Unterlassungen, von Reizbarkeit und Herbigkeit von dem Bösen, das er nicht gewollt und dennoch getan, von Gläubigkeit und Freudigkeit: streng und aufrichtig, wie stets, und in dieser Aufrichtigkeit seiner starken und bewegten Seele wahrlich ehrwürdig.

Im Februar 1879 suchte er seinen von den Wunden des Juni wieder geheilten Herrn in Berlin auf. Der Kaiser begrüßte ihn herzlich, umarmte und küßte ihn; bald danach warf eine Erkältung den beinahe Sechsundsiebzigjährigen auf das letzte Lager. Er blickte von seinem Krankenzimmer aus auf die Fenster des kaiser-

lichen Palais. Die Seinen umgaben ihn; zuletzt, am 21. Februar, zwei Tage vor Roons Tode, kam ſein Kaiſer oder, wie er es empfand und ſagte, ſein König zu ihm. Die Witwe hat geſchildert, wie Wilhelm ſich auf einen Lehnſtuhl neben dem Bett niederließ, wie die Köpfe der beiden alten Herren dicht zuſammen waren und ſie leiſe ſprachen, Roon immer von neuem das eine: „Dank, Dank, mein König.“ „Dann ſtand der geliebte Herr noch am Bett, hielt die eine Hand, und die andere aus der Binde nehmend, ſtreckte er die Finger nach oben: „Dort ſehen wir uns wieder“, drehte ſich langſam um, ſah noch einmal zurück und rief: „Grüßen Sie die alten Kriegskameraden! Sie finden viele!“ Das war erſchütternd. Im anderen Zimmer hielt er ſich das Tuch vor die naſſen Augen und ſchluchzte.“

So ſchlicht-heroiſch und ſo groß war das Lebewohl der beiden Greiſe, die ſo viel miteinander getan hatten. Sie werden in der Geſchichte untrennbar ſein. Eine jede Erzählung vom Leben Roons muß mit dieſem Abſchiede ſeines Königs ſchließen.

Ich wende mich zum Eingange zurück.

Roon war als Mann über das ältere, idealiſtiſche Geſchlecht unter ſeinen Zeitgenoſſen hinausgegangen. Als Greis iſt er wieder abgelöſt worden durch ein nachwachſendes, jüngeres; die flutende, maſſenerfüllte Gegenwart entzog ſich ihm, er blieb hinter ihr zurück. Daß auch ſie von ſeinen Kräften miterfüllt iſt, hat uns ſein Leben dargetan. Heute noch iſt ſeine Einwirkung, dieſe Einwirkung nicht nur des Realismus, dem er gedient und vorgekämpft hat, und der Deutſchland noch jetzt im weſentlichen beherrſcht, nicht nur des Staatsmannes, ſondern zumal des Eigenſten, das in ihm war, des militäriſchen Altpreußentums, die Einwirkung des preußiſchen Militärs von 1860—1870, ganz greifbar unter uns; und ſie wird weiterwirken, auch wenn ſich ihre unmittelbaren Spuren nach menſchlicher Art allmählich mehr und mehr verwiſchen. Noch ſind ſie völlig unverwiſcht: die Nachwelt wird in der Neubegründung unſerer Flotte — auch er hat dereinſt ihren erſten Anfängen manch gutes Wort geredet! — vergleichend und

verbindend einen Folgeakt aus Wilhelms I. und Roons Neubegründung unseres Landheeres erblicken und sicherlich feststellen, daß die Kräfte von 1860 um 1900, wenn auch mannigfach verwandelt, doch wieder zutage getreten sind. Gewiß, das Lebenswerk Roons ist den Deutschen in das Blut übergegangen. Andere Einwirkungen sind neben der seinigen einhergeschritten und ihr nachgefolgt; die einen, die Bismarck verkörpert, schwungvoller und von großartigerer Genialität als die seine, aber von verwandter Richtung; indessen, auch entgegengesetzte haben sich wieder geregt. Auch das Berechtigte der Roonschen Art bedarf der Ergänzung; andersartige Kräfte des deutschen Wesens, leichtere, freiere, geistigere, künstlerischere sind wieder am Werke, und wir müssen wünschen, daß auch sie sich lebendig in unserem Vaterlande behaupten und entwickeln. Auch diese aber, sicherlich, dürfen sich des Mannes freuen, wie er war und bleibt: in seiner starken und einfachen Monumentalität wird er, der große Handler, auch dem künstlerisch schauenden Blicke immer eine der Zierden seines Zeitalters sein, für jedes künftige reizvoll und unausschöpfbar, weil er — so trat er uns vor Augen — in sich selber lebensvoll, reich und tief war, ein ganzer Mann und ein ganzer Mensch. Er wird weiterwirken, lange über uns hinaus; weiterleben aber wird er in aller Zeit.

Wettiner und Hohenzollern

Zu einem Briefwechsel aus dem neunzehnten Jahrhundert
Herbst 1911

In der Geschichte der deutschen Einzelstaaten ist jahrhundertelang die Geschichte des deutschen Staatslebens, soweit es lebendig war, verlaufen; die Einzelstaaten und ihre Dynastien sind in dieser langen Entwicklung zu festen Individualitäten geworden — ebenso verschieden- und eigenartig, wie es auch die Individualitäten der deutschen Stämme und der deutschen Landschaften sind; das zu beobachten, gehört zu den feineren Reizen unserer vielgespaltenen, aber auch vielgestaltigen deutschen Geschichte. Es ist jetzt gerade ein halbes Jahrtausend, daß im mittleren Norddeutschland Wettiner und Hohenzollern nebeneinander stehen: der Ursprung der Staaten ist verwandt, ihre Entwicklung möglichst verschieden gewesen. Das reichere Sachsen ist früh ein Staat mehr der Kultur, das ärmere Brandenburg mehr der Macht geworden; uns scheint von früh her Brandenburg der zukunftsvollere. War es aus inneren Gründen notwendig, daß er der größere wurde? Geographische Vorbedingungen haben ihm sicherlich geholfen, über die weiten Flächen der norddeutschen Tiefebene hin ungehemmt zu wachsen; Sachsen stieß, wenn es sich dehnen wollte, im Westen gegen die Berge. Ich würde nicht wagen zu behaupten, daß diese Naturschwierigkeiten irgendwie unüberwindlich und eigentlich maßgebend gewesen wären; historische, menschliche, persönliche Ursachen scheinen mir entscheidender gewesen zu sein. Die Wettiner haben durch die Spaltung ihrer Linien ihre Kraft von Anfang an zersplittert; sie haben im sechszehnten Jahrhundert eine Weile lang unter den deutschen Fürstenstaaten überhaupt die Führung gehabt und unvergeßliche Tage gesehen: aber die Spaltung lähmte sie, und nach Moritzens Tode erlahmte auch ihre persönliche Kraft, ein politisch-persönlicher Niedergang begann, der eigentlich niemals wieder gutgemacht worden ist. Mit den Hohenzollern, die im Reformationsjahrhundert an historischer und persönlicher Bedeutung hinter ihnen zurückstanden, rangen sie im stillen um das Übergewicht: der entscheidende Landzuwachs, Magdeburg, fiel aber ihrem märkischen Nebenbuhler zu. Von 1600 an versanken die Albertiner in ein unbewegtes, wenig produktives Dasein; sie hatten die Führerschaft des deutschen Protestantismus geerbt, sie wußten sie nicht zu entwickeln; seit 1640 wuchs ihnen der Nachbar, der Große Kurfürst, persönlich, politisch, konfessionell,

territorial über den Kopf. Noch einmal hat einer von ihnen die Nebenbuhlerschaft kräftig, mit einem Zuge fast von Genialität, aufgenommen: August der Starke gewann die polnische Königskrone, sein Ehrgeiz ging weit über den deutschen Nordosten dahin. Mit der dauerhafteren Energie der Hohenzollern nahm es aber auch diese politisch stärkste Entfaltung Wettins nicht auf; angesichts des Militär- und Beamtenstaates der großen preußischen Fürsten lebte sich das Kursachsen des achtzehnten Jahrhunderts üppig und geistvoll aus, eine der Heimstätten der deutschen künstlerischen und literarischen Bildung, ganz anders als das Preußen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II.: aber an Macht, an Spannkraft war es weit zurückgeblieben, die Führerschaft des Protestantismus hatte es längst abgegeben, den Vortritt in eine große politische Zukunft überließ es den Nachbarn. Die Wettiner suchten, katholisch wie sie geworden waren, beim Hause Habsburg Deckung gegen den überwuchernden Ehrgeiz, der von Berlin her bereits auch gegen den Donaustaat anging. Sie blieben Glieder des alten Deutschlands, des Reiches; Preußen wuchs aus dem Reiche hinaus, in eine europäische Machtstellung hinein. Daß Friedrich August gegen den erdrückenden Rivalen an der Seite der Maria Theresia focht, war natürlich genug; natürlich auch das starke Gefühl des Gegensatzes, das die Preußen erfüllte: Sachsen war ihnen zu nahe, um anders denn als zuverlässig fügsamer Freund von Preußen geduldet werden zu können; solange es der nicht war, war es der Feind, den man sich mühen mußte, zu verkleinern und, wenn es sein mußte, zu verschlingen. Friedrich der Große behauptete sich; in seinen konservativen Spätzeiten gewann er, auf dem Boden der Reichspolitik, auch Sachsen bereits zum Bundesgenossen: ein Menschenalter hindurch gingen die beiden Gegner des Siebenjährigen Krieges freundlich miteinander. Friedrich August der Gerechte, der letzte Kurfürst und erste König von Sachsen, strebte nicht zu erobern. Er prägte den Charakter seines Hauses, wie er sich seit langem durchgebildet und die sachliche Entwicklung mitbestimmt hatte, endgültig aus: Korrektheit und Selbstbeschränkung bezeichneten ihn. Kein rücksichtslos ausgreifender Ehrgeiz; auch was er an Ehrgeiz besaß, betätigte sich vorsichtig, rechtlich, aber schwunglos; in den Länderaufteilungen um den Jahrhundertwechsel blieb Sachsen denn auch von neuem weit hinter Preußen zurück. Man wollte

hier nur das Erlaubte, man wollte nichts sein als ein deutscher Mittelstaat auf dem Boden des Deutschen Reichs. Das war das Ergebnis der sächsischen Geschichte eines Vierteljahrtausends, von 1550 ab, das Ergebnis auch für das Wesen, für die politische Weltanschauung des albertinischen Hauses: ehrenwert, aber nicht lebenschaffend; es war in allem zu dem Schicksal, dem Wesen, den Erfolgen der Hohenzollern das Gegenstück. Der Wirbel der napoleonischen Kämpfe riß dann zwar auch den König Friedrich August mit sich fort und zuletzt in den Sturz des Imperators hinein: 1815 verlor der getreue Verbündete des Geschlagenen die Hälfte seines Landes an Preußen, und Preußen hätte beinah das Ganze verschluckt. Nichts begreiflicher, als das Gefühl des Gegensatzes, als die Feindseligkeit des Dresdener Hofes und seines Volkes gegen den gesetzlosen, durch seine Stärke und Lebendigkeit emporgetragenen Rivalen. Der alte Prozeß war bis dahin immer weiter vorgeschritten: der eine immer größer, der andere immer kleiner geworden; sein Dasein selber schien auch für die Zukunft durch diese Nachbarschaft bedroht. Erinnerungen und Eigentümlichkeiten jeder Art rückten die beiden Genossen schroff gegeneinander; wie sehr die Dynastie den deutschen Sonderstaat darstellte, ihn geformt hatte und trug, wie sehr er sich um sie kristallisierte und eben ein und dasselbe Wesen sie beide durchdrang, Land und Staat einerseits, das Herrscherhaus andrerseits — dafür ist dieses Paar norddeutscher Staaten ein klassisches Beispiel.

Aber nun umschloß die beiden Feinde der Deutsche Bund von 1815; er deckte sie auch gegeneinander; und auf die Unruhe und die grenzenlosen Möglichkeiten des großen Revolutions- und Kriegszeitalters folgte die Stille der Jahrzehnte der Restauration. Und in diesen Jahrzehnten reichten sich, über jeden Riß der Vergangenheit hinweg, aus den beiden gegnerischen Häusern jugendliche Fürstensöhne freundschaftlich die Hände. Der preußische Kronprinz und der künftige Thronfolger Sachsens, die Prinzen Friedrich Wilhelm und Johann traten einander herzlich nahe: die neuen Verhältnisse der konservativen Staatenwelt, der sie ja beide angehörten, ermöglichten das, und Gleichheit der Bildung und der Weltanschicht verwirklichte es. Sie standen beide auf dem Grunde des Deutschen Bundes, auf deutschem Grunde, den sie beide mit charakteristischer Ausprägung den „teutschen" nannten; sie waren beide Zöglinge der großen Geistes-

epoche, die eben auf ihrer Höhe angelangt war und sich in Fülle und Ruhe auslebte; sie waren beide Gläubige der Nationalität im konservativen Sinne, der religiösen und politischen Romantik. Die beiden Staaten bedrohten einander in diesen Ruhezeiten nicht. Ihre Überlieferung ging freilich weiter. In Johann war die des wettinischen Staatslebens: er war gebildet, konservativ, bundestreu, gutdeutsch, korrekt, wie das beste Wettinertum; wieweit in Friedrich Wilhelm die härtere preußische Überlieferung sich mit den Idealen der stillen Tage von 1820 stieß, werden wir noch zu fragen haben. Aber er war dazu geboren, sich mit Prinz Johann zu verstehen. Sie wurden Freunde auf Lebenszeit.

Friedrich Wilhelm und Johann waren seit 1823 Schwäger: sie hatten Zwillingsschwestern geheiratet, zwei von den fünf Töchtern des Königs Max Josef von Baiern, von denen die dritte, als Gemahlin des Erzherzogs Franz, zur Mutter Kaiser Franz Josefs geworden, die vierte später Königin von Sachsen geworden ist. Wir wissen von Prinz und König Johann seit längerer Zeit ziemlich viel: das sächsische Königshaus hat einer befreundeten Geschichtschreibung früh allerhand wichtiges und intimes Material ausgeliefert, und sächsische Staatsmänner haben wichtige Denkwürdigkeiten hinterlassen. Auch von vertraulichen schriftlichen Lebensäußerungen Friedrich Wilhelms IV. und seiner nahestehenden Freunde besitzen wir bereits eine Menge, und manches Bedeutsame und Tiefpersönliche aus der Feder seines Bruders Wilhelms I. In diesem Herbste aber hat Prinz Johann Georg von Sachsen diesen Reichtum durch eine unendlich dankenswerte Gabe vermehrt: er hat, von Hubert Ermisch sachlich unterstützt, den „Briefwechsel zwischen König Johann von Sachsen und den Königen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. von Preußen“ in einem vornehmen Bande von 500 Seiten, in mustergültiger Form, herausgegeben und damit eine Fülle neuer, sachlich-allgemeiner und zumal persönlich-intimer Kenntnis erschlossen, die, in der Rückhaltlosigkeit ihres Inhaltes, der völlig zwanglosen Leichtigkeit und Unmittelbarkeit ihres Tones, den uns bekannten Stoff auf das wertvollste ergänzt, ihn in manchem übertrifft, in allem farbig belebt. Der Reiz dieses Briefverkehres, der den Leser durch

48 Jahre hindurchleitet, der mit Billetten zwischen Prinz Wilhelm und Prinz Johann 1825 beginnt, dann Friedrich Wilhelm und Johann in dreißigjähriger vertraulichster Aussprache zeigt (1827 bis 1857), zuletzt Wilhelm I. und seinen sächsischen Freund in ernster Auseinandersetzung und warmer Freundschaft, bis an Johanns Tod (1873), ist vielseitig und groß. Dieser Aufsatz hegt den Wunsch, die allgemeine Bedeutung dieses fürstlichen Austausches im Rahmen des Verhältnisses, das wir bis 1820 verfolgt haben, des Verhältnisses zwischen Wettin und Hohenzollern, im Rahmen der deutschen Gesamtentwicklung besonders herauszuarbeiten. Denn alle die schillernden Wandlungen zartester persönlicher Beziehungen, die der Leser dieser 348 Briefe miterlebt, stehen im Zusammenhang einer entscheidungsvoll großen Zeitgeschichte: alle Stufen unserer Einigungsgeschichte, alle Stufen des deutschen staatlichen Werdens in einem gewaltigen Halbjahrhundert treten in warmen Farben hervor, und es waren ja eben die Zeiten, die den alten Widerstreit der beiden Häuser noch einmal, bis zur letzten Krise, steigerten und ihn schließlich ganz lösten.

Zunächst zwar hat nicht dieser allgemeine Klang die Herrschaft. Ein paar Briefe Prinz Wilhelms gehen voran: nüchtern, geschäftlich; dann springt Friedrich Wilhelm hinein, und alles Sachlich-Politische, Historisch-Allgemeine scheint von dem Wellenschaume einer höchst persönlichen Persönlichkeit weggeschwemmt, deren Äußerungen dahinströmen wie ohne Regel, kraus, prickelnd, willkürlich. So ist gleich der erste seiner Briefe, der erste nach dem Durchbruche der Freundschaft: voller Herzlichkeit und Zärtlichkeit, voller Scherze und persönlicher Anspielungen, ein wenig Personalpolitik, ein wenig Literatur, allerhand Spielerei; Johann ist dem Schwager schon zum „Giannettino" Doria geworden, er selber unterschreibt sich noch als Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen. Bald wird er, seinem Aussehen gemäß, „Dicki", der andere „Hansy"; oder er tauft ihn um und redet den sächsischen Freund, den Danteforscher, nach dem Dantestein in Florenz, als seinen carissimo Sasso di Dante an, oder als Giovanni degli Alberti, aber auch als Jeannot, ja als John Bull; jener folgt seinen Sprüngen gefällig nach, ihre ganze Umgebung erscheint in Namensverdrehungen. Am schlimmsten spielt der Kronprinz sich selber mit; er malt seine Initialen in ein großes D hinein und setzt

„iky“ dahinter; er zeichnet, nach dem Spitznamen, den er zuhause trug, einen Butt als Unterschrift hin. Er wird, in frühen oder späten Tagen, nicht müde, seine Wohlbeleibtheit zu verspotten, sich in geistreicher Skizze — so breit wie hoch — bildlich zu karikieren, er nennt sich 1828 den „dicken, närrischen Freund aus Köln an der Spree“, 1833 „Deinen miserablen, dicken, seinenbauchimmernichtverlierenwollenden Freund“. Er schilt seinen eigenen Brief: „Welch ein erzdummer Brief! 's ist ein Skandal, über eine Woche ist der Brief alt — noch so jung und schon so dumm!“; er schilt so manchesmal, lustiger oder ernster, sich selbst. Und er fährt in seinen Schreiben umher wie ein Feuerbrand; alle Sprachen müssen herhalten und werden gemengt, dazu die Dialekte, der sächsische und der berlinische — übrigens sind die Schwäger weder in der deutschen noch in den ausländischen Sprachen besonders korrekt. Bei Friedrich Wilhelm sprüht es von Sarkasmen und einfachem Ulk; man erstaunt immer wieder über seine Fähigkeit, Menschen und Dinge mit barocken Wendungen zu übergießen. Auch der berlinischeste Wortwitz fehlt keineswegs: „Elise hat's kalte Fieber; sehr leicht; aber **Potz**tausend, God **dam!** was hilft das?“ Noch der 58jährige König verdrehte Zukunft in Kuh-Zunft, vielleicht sogar, trotz seines dogmatischen Respektes vor dem Deutschen Bunde, mit einem Seitenblick auf dessen hohe Regierungen; daß er aber, noch ein Jahr später, mitten in einer ernsten Auseinandersetzung aus „paktiert“ das Doppelwort „pack-thiert“ machte, geschah lediglich, weil der Witz ihn nicht ruhen ließ. Johann von Sachsen war offenbar eine langsamere, schlichtere und nüchternere Natur; er ließ sich mitreißen, und so macht er Wortwitze wie Friedrich Wilhelm und scherzt er in dessen springendem Tone — nicht immer ohne einige Mühe, die man spürt. Einmal ruft er sich selber zur Ordnung: „Der Mensch kann nicht alle Tage witzig sein.“ Seiner Gemahlin legt sich der Berliner Schwager mit immer neuen Huldigungen zu Füßen, aber auch dies in seiner Art: er „reicht der göttlichen Jumelle die Wange zum Tatscheln, wie ein Kakadu, mit Erlaubnis zu sagen“ (1828); 1833 haben die Wangen schon Eigennamen bekommen: „Schön Mokerl küss' ich die kleinen Hände und halte Gammy und Dummy zum Tätscheln hin.“ Wem diese Scherze etwas viel zu werden drohen (Friedrich Wilhelm würde ihm mit guter Laune — Seite 161 — entgegenrufen: „Geduld!

Geduld überwindet Sauerkraut!"), der wird bedenken, daß ein so höchstpersönlicher Austausch zwangloser Äußerungen zwischen Nahestehenden in seiner Färbung wohl immer einen Hauch annehmen wird, den der Dritte nicht völlig versteht, und er wird gut tun, sich zu freuen, daß man ihn hier so in das Ungewollteste hineinschauen läßt. Und natürlich, hinter den leichten und wunderlichen Formen standen auch sehr andere Dinge, nicht nur, auf beiden Seiten, wahre Liebenswürdigkeit und Herzenswärme und ein reines, reiches Familiengefühl, das den Lesenden erwärmt und gewinnt; man griff weiter und höher: da fielen charakteristische Worte über den gemeinsamen Schwager König Ludwig I. von Baiern, dessen geistreiche und barocke Sonderbarkeiten Friedrich Wilhelm (1829) mit kongenialerem Wohlwollen begriff als der korrektere Johann; charakteristische Worte auch über den Tod eines Papstes, wobei der katholische Sachse an Wärme des Mitgefühls weit hinter dem protestantischen Preußen zurückblieb. Und natürlich: die ganze Gemeinsamkeit der Bildung, die die beiden vereinigte, stand dahinter, die Romantik, von der ich sprach. Seit 1821 beschäftigte sich Prinz Johann mit Dante, seit 1827 bedachte er die Veröffentlichung seiner Übersetzungen; hierin traf er sich mit Friedrich Wilhelm ganz, und erst diese tiefe Gemeinschaft der Gesinnungen ließ die so verschiedenen Temperamente der zwei Schwäger so ganz ineinanderfließen. Auch der Kronprinz war Dantekenner; er begleitet die Studien des anderen mit bewundernder Liebe; und wenn Johann an drei Stellen das stärkste Gewicht darauf legt, daß er die Verdeutschung des Inferno „genau, Tag für Tag und Stunde für Stunde, 530 Jahre nach Dantes Austritt aus der Hölle" zu Ende gebracht habe, daß er das Paradies gerade am Tage St. Bernhards, der Dantes Führer dort war, angefangen und dann wieder beendet habe, so spricht aus diesem Mitteldinge zwischen Mystik und Spiel doch eine tiefere Empfindungsverwandtschaft mit Friedrich Wilhelm, als man wohl sonst gelegentlich meinen möchte. Und in Ton und Inhalt kommt diese deutlich zutage, wo er den Kronprinzen einmal (1829) scherzend „bei allen Göttern Griechenlands und Skandinaviens, bei Dante und Goethe, bei Beatrice und Laura, bei unserem Haß für die Nützlichmacher, bei allen blauen Pflaumen Dresdens" (die einen Hauptgeschenksartikel Johanns bildeten) um eine dringende Nachricht bittet. Man muß diese

Stimmung mit ihrem Dufte und ihren Überraschungen kennen, um Friedrich Wilhelm und seine Welt zu begreifen. Man folgt den beiden gern nach Italien, das sie 1828 gemeinsam besuchten; viele Jahre lang klingt der Enthusiasmus für das Land, seine Schönheit, die Genien seiner Vergangenheit, und klingt die sehnsüchtige Erinnerung an den gemeinsamen Genuß bei beiden wieder: bei Friedrich Wilhelm noch 1838 in einem schwungvollen Erguß voll superlativischer Anreden an seinen Sasso di Dante Sassissimo, voller Träume von Dante und Ravenna, voller Huldigung für die ewige Stadt.

Dieses Persönliche — es durchdringt die ganze Kette ihrer Briefe — wird wohl das Merkwürdigste bleiben, das die Veröffentlichung bietet; es öffnet die feinsten Blicke in das Gefühl der Zeit und die Seele der beiden Männer. Nur langsam hat sich ihr Verhältnis aus diesen Gefilden des Geistes in die Wirklichkeit der staatlichen Aufgaben hinüberentwickelt: obgleich sie auch in der staatlichen Gesinnung, eben als Schüler von Restauration und Romantik, einander immer nahe standen und beide stetig an staatlicher Arbeit beschäftigt waren — mit nüchternerem Geschäftseifer wohl Johann, aber auch Friedrich Wilhelm von jeher mit geschäftlichem Verständnisse.

Von 1830 an traten diese Gegenwartsfragen vor. Es ist so viel absichtliche Selbstironie in Friedrich Wilhelms Briefen: der Romantiker und der Berliner wetteiferten darin. Wir empfinden diese Ironie — diesmal eine sehr ungewollte! — stärker und blutiger bei dem ersten Male, wo der Kronprinz zu seinem Freunde mit strafendem Ernste sprach. Die Julirevolution hatte ihre Wirkungen auch nach Sachsen hinüber erstreckt; der Preuße fand, daß die sächsische Regierung der Revolution zu nachgiebig entgegentrat. Prinz Johann wurde — denn der alte König Anton berief den Thronfolger Friedrich August zum Prinzen-Mitregenten und überließ diesem ältesten Bruder Johanns bereits die Führung — damals zu einer Art von sächsischem Kronprinzen; die zwei Schwäger standen von nun an etwa auf gleichen Ebenen. Friedrich Wilhelm rühmt „die edle Art", wie Friedrich August „sich nehme": „Ich bekenne frey, daß ich mir nicht genug Weisheit und Fassung zutraue, eine ähnliche Stellung nicht bloß so wie er, sondern überhaupt, ohne Ehre und Reputazion zu verlieren, auszufüllen." Trotzdem drängte er die Sachsen zur

rückſichtsloſen, militäriſchen Feſtigkeit. Der Leſer denkt in doppelt beziehungsvollem Sinne an den Niederbruch deſſen, der dieſe Worte ſchrieb, gegenüber dem Berliner Aufſtande von 1848. Johann war Legitimiſt wie er, ſie verſtanden einander auch in dieſen bewegten Jahren; aber er verteidigte ſeine Regierung und das Maß, das man einhalten müſſe; er war doch offenbar der praktiſch Geſchmeidigere unter ihnen. Ihr Briefwechſel war damals intereſſant genug; perſönlich am bezeichnendſten ſind heftige Ausbrüche Friedrich Wilhelms über die Revolution, das apokalyptiſche Ungeheuer, und iſt der jähe Sprung, mit dem er aus dem Pathos dieſer Anklage plötzlich in „abkühlende“ Wortwitze hinüberſpringt; noch bezeichnender vielleicht die Totenklage des preußiſchen Thronfolgers um Kaiſer Franz von Öſterreich 1835, „dem lieben herrlichen Franzl“, deſſen Nachfolger Ferdinand er, obwohl er wußte, daß er ſchwachſinnig ſei, aus der Fülle ſeines teutſchen Patriotismus heraus die erneuerte römiſche Kaiſerkrone wünſchte. „Dadurch wäre auf ewige Zeiten der Präſident des teutſchen Bundes der unbeſtritten höchſte Herr der Chriſtenheit.“ Das war ganz Friedrich Wilhelm IV.!

1840 wurde er König. Das Verhältnis zu ſeinem ſächſiſchen Freunde blieb davon unberührt; der Ton hat wohl an Jugendlichkeit verloren, es kommen Zeiten, wo der Ernſt zu überwiegen ſcheint: aber zumal Friedrich Wilhelm lenkt doch immer wieder in die alten Formen zurück; ſie waren ihm allzu natürlich. Immer wieder der alte Scherz; in Johanns entſetzten Zuruf nach dem Tſchechſchen Attentate dringt doch die Komik des Gedankens ein, „daß man Dich, Dicki, à bout portant gefehlt hat“, und er erhält die Antwort: „Beruhige Dich, holder Freund — ‚Dicky‘ iſt n i ch t gefehlt worden.“ Daneben ſtehen Briefe voll Zärtlichkeit und Zartheit; aber auch politiſche Ratſchläge Johanns, in denen die Sorge vor der Unberechenbarkeit des geiſtreichen Freundes durchblickt; und gelegentlich wird die alte Geſinnungsfreundſchaft praktiſch wirkſam. Die beiden ſächſiſchen Brüder treiben den Preußen recht zähe zu Taten gegen die deutſch-katholiſche Oppoſitionsbewegung und finden ihn geneigt. Ja, Johann benutzt ſeine perſönliche Verbindung, um auf die preußiſche Eiſenbahnpolitik zu drücken: er bittet (1843 und wieder 1854 und 1856) den König von Preußen, den Bau neuer Linien, die Sachſen umgehen und ſchädigen würden, zu verhindern. Wie

hat Friedrich Wilhelm sich dazu gestellt? Er verbat sich die persönliche Einrede keineswegs, die seine Bundesfreundlichkeit, seine Billigkeit aufrief; er zeigte für beides sein volles Verständnis. Er wollte Sachsen nicht wehe tun; aber seine Behörden waren (1854) entgegengesetzten Sinnes; da vertagte er die Sache. Indessen wies er doch den sächsischen Freund auf ähnliche Klagen hin, die Preußen gegen Sachsen habe; er regte Kompensationsverhandlungen an. Wenn ich recht verstehe, so kann man Friedrich Wilhelm hier nicht vorwerfen, daß er seinen persönlichen Beziehungen irgendein Interesse seines Staates geopfert habe.

Und hier liegt ja ein Hauptwert dieser Briefe. Man fragt sie nach dem Einflusse dieser Verwandtschaften und Freundschaften auf die Regierung des eigenen Staats. Die deutschen Dynastien sind miteinander — und darüber hinaus mit den europäischen — so vielfach verschwägert; hier greift man es überall und nahe mit Händen. Wie groß ist dieser Verwandtenkreis, von München nach Dresden, Berlin, Wien hinüber! Noch nach Olmütz heißt Kaiser Franz Josef dem Sachsen „unser lieber Neffe", dem Preußen „unser prächtiger Franzy". Wieviel Gemeinsamkeit der persönlichsten Gefühle war damit gegeben; in unserm Falle kam die der Überzeugungen dazu. Es ist vielfach behauptet worden, daß diese Verbindungen tief in das Geflecht der deutschen Staatspolitik hineingegriffen haben, und daß der persönliche Verkehr der Fürsten für die Ereignisse und ihr Verständnis unendlich viel ausmache. Niemand wird das ganz bestreiten wollen. Diese Bande umschlossen die lebendigen Menschen, natürlich, und als lebendige Menschen haben unsere Fürsten auf ihr Regiment Einfluß geübt. In ruhigen Zeiten wird dies alles vermutlich besonders wirksam gewesen sein; niemand im deutschen Fürstenstande konnte persönlichen Mächten dieser legitimistischen Art geneigter sein als Friedrich Wilhelm IV. In der Eisenbahnfrage sahen wir ihn dennoch nicht eigentlich weichen; und wenn die unmittelbar großen Fragen gestellt würden, wie würden sich dann Staat und Herrscher, sachliche Überlieferung und persönliche Neigung miteinander verständigen? Wir lenken zu den Problemen zurück, die der Eingang dieses Aufsatzes besprach. Bis 1848 waren Wettin und Hohenzollern in Frieden; wie, wenn die alten Gegensätze sich erneuerten?

Das Revolutionsjahr 1848 kam und brachte die Probe. Im Innern, das ist bekannt, wurde Friedrich Wilhelm zunächst geschlagen und richtete sich langsam wieder auf. Mit welchen Erinnerungen an 1830 mag Prinz Johann die Berliner Märztage verfolgt haben? Er sprach damals und später seinem Freunde im Sinne maßvollen Entgegenkommens zu, wie die Sachsen es 1830 geübt hatten. Die eigentliche Abweichung begann jedoch, seit Preußen, als Macht leidlich wieder hergestellt, vom Anfang 1849 an daran ging, im Einvernehmen oder Widerspruch mit Österreich, der Frankfurter Nationalversammlung und den deutschen Sonderstaaten das deutsche Problem zu lösen. Das Jahr 1848 hatte es ja aufgerollt. Kleindeutschland oder Großdeutschland? Ein engeres Reich, fest in sich geschlossen, und daneben der bloße Bund mit Österreich? Alle nationalen Kräfte mühten sich um die Antwort; der preußische Ehrgeiz war aufgerufen worden: würde Preußen die Erbschaft Friedrichs des Großen in verwandelter Zeit wieder emporheben? Es ist bekannt: seinem Nachfolger in Sanssouci zuckte die Hand danach; Friedrich Wilhelm IV. war nicht ganz ohne preußischen Ehrgeiz; er war vor allem deutscher Patriot, er ersehnte längst ein gestärktes, einheitlicheres Deutschland. Er hat in der Union die kleindeutsch-preußische Lösung aufzugreifen versucht. Aber abgesehen davon, daß die Lage damals noch in keinem Sinne reif und die Lösung beinah noch unmöglich war: er selber hat sie doch auch niemals recht gewollt. Er liebte Österreich, er blieb Legitimist, ja im Grunde Großdeutscher; den Anlauf der Union hat er mitgemacht, aber niemals mit ganzer Seele und mit einheitlicher Wucht. Das Revolutionäre, das Eigenmächtige einer starken preußischen Politik stieß sein zartes und doktrinäres Empfinden ab; er war innerlich uneins, gebrochen: seine persönlichsten Gesinnungen gingen g e g e n seine eigene Politik. Der preußische Großmachtstrieb zwang auch diesen widerstrebenden Hohenzollern vorwärts, von außen her und ein wenig auch aus seinem eigenen Herzen heraus; aber sein Stoß war immer zwiespältig und schon deshalb verloren.

Da hatten die Wettiner es besser. Sie waren ganz einheitlich. Sie fühlten sich als gute Deutsche und waren es auch; hatte doch Prinz Johann die Erweiterung der Befugnisse des Deutschen Bundes, also den Ausbau des nationalen Staates stets gewünscht und auch

in diesen Briefen verfochten! Korrekt, wie sie stets gewesen, waren die Wettiner in Dresden auch jetzt, als Mitglieder des Bundes; redlich und rechtlich wie in allen Dingen empfand Johann auch dem Bundesrechte gegenüber; er wollte seiner Pflicht als deutscher Fürst stets Genüge tun. Und zwar im Sinne des Bestehenden. Das ganze Deutschland sollte es bleiben! Wer würde die Ausstoßung, die Abtrennung Österreichs verantworten können? Preußen soll mit Österreich zusammengehen; von der Revolution soll es sich abwenden; es soll bundestreu, bescheiden, korrekt bleiben, sich dem Deutschen Bunde ein- und unterordnen und diesem selbstlos dienen: das ist auch Preußens rechtliche und nationale Pflicht. Kein Zweifel, daß der Prinz in voller Ehrlichkeit so dachte; er hat diese Gedanken in rückhaltloser Klarheit, Wärme und Schärfe dem Hohenzollern entgegengehalten, in Briefen, die sich manchmal zu Denkschriften entfalten, in fester, männlich-sicherer und beredter Sprache. Allerdings — indem er, völlig gutgläubig, so sich und seinen Staat dem Ganzen anheimgab, gehorchte er nicht bloß der sächsischen Tradition, sondern auch dem allerdeutlichsten sächsischen Interesse. Das preußische Kleindeutschland bedeutete die Mediatisierung der deutschen Mittelstaaten unter Preußen; die reichere Ausbildung des großdeutschen Bundes festigte ihre Selbständigkeit und ordnete vielmehr den gefährlich aufstrebenden Staat der Hohenzollern, das alte Schreckbild der kleineren deutschen Könige, einer Gesamtheit unter, in der Österreich und diese Königsstaaten das Heft in den Händen gehabt hätten. So war die Sachlage. Johann empfand sie nicht als eine Schädigung Preußens; das mochte sich trösten und im neuen Gesamtstaate so viel Früchte gewinnen als es konnte; als eigene Großmacht neben oder gar über Deutschland wollte er es nicht anerkennen. Er dachte und handelte völlig konsequent; sein Staatsinteresse war einfach und fand in seinen Ansichten einen widerspruchslosen Ausdruck; er verbarg Friedrich Wilhelm kein Glied seiner Beweiskette. Er wollte nicht mediatisiert sein, er forderte von Preußen Bundestreue; er warnte, ganz wie in den Tagen von Olmütz der konservative Parteiführer Bismarck es in der preußischen Kammer getan hat, Preußen vor dem Bündnisse mit der Revolution, vor einem falschen Ehrbegriffe, vor der Entzündung eines, ganz Europa auf deutsche Schlachtfelder einladenden, neuen Siebenjährigen Kriegs. Friedrich Wilhelm brauste wohl einmal

heftig auf; er hielt monatelang an seinen Unionsplänen fest — und gab zuletzt Johann Recht, indem er sie fallen ließ. Getan aber hat er das aus Mangel an rücksichtslosem Staatssinn, aus Mangel an einseitiger Festigkeit und Kraft des Wesens und des Willens; dem sächsischen Freundesworte fällt dabei wohl kaum ein Anteil zu. Die Stimme, die da zu ihm sprach, sprach ohnehin und laut in seiner eigenen Brust. Daß er trotzdem den Versuch aufgenommen hat, so unlebendig er in seinen Händen auch bleiben mußte, ist ein gewichtiger Beweis für die Wucht, mit der auch ihn die Macht des Staates mit sich riß, dessen Haupt er war: auch ihn, der nicht geeignet war zum Friedrich II.! So viel Zwangsgewalt besitzt die Geschichte und die Macht über den, der sie zu beherrschen scheint.

Alle Sonderbarkeiten von Friedrich Wilhelms Temperament klingen auch in diesem Briefwechsel an; man läßt mit Staunen die Stimmung des ersten Briefes auf sich wirken, den er sehr bald nach Olmütz dem alten Freunde schrieb. Aber sie waren nun wieder einig; in den Jahren der Reaktion durften sie es bleiben. Johann war der Schwiegervater von Victor Emanuels Bruder; er freute sich, als Friedrich Wilhelm die Piemontesen vor Anschlägen gegen Österreich drohend warnen ließ. Die große europäische Krise des Krimkrieges kam heran: Österreich neigte bedenklich dazu, mit Engländern und Franzosen gegen Rußland vorzugehen, und wünschte, den Deutschen Bund mit sich zu reißen. Darwider standen die beiden Schwäger dieses Mal völlig zusammen — so einheitlich, wie es bei Friedrich Wilhelms widerspruchsvollem Wesen und Handeln nur eben möglich war. Johann hat ihm in diesen Jahren von 1854 ab wieder wichtige Briefe und Staatsschriften geschrieben, seit dem August 1854 auch er selber als König. Er ist auch hier wieder der politischere Kopf; die Seitensprünge des anderen sind ihm unheimlich, die Zorneswallungen gegen Österreich sucht er zu besänftigen und redet zum Maße. In der Hauptfrage gingen sie zusammen: Preußen hat sich und Deutschland den Wirbeln eines Krieges, der nicht für Preußen und Deutschland geführt worden wäre, eben noch glücklich ferngehalten. Charakteristisch ist an Johanns Warnungen, daß er auch da wieder als Großdeutscher und als Bundesglied sprach, daß er Österreich nicht allzu sehr zu reizen empfahl und es immer noch zu gewinnen hoffte, daß er im schlimmsten

Falle doch immer bundeskorrekt zu bleiben und, wenn die Bundesmehrheit so entschiede, gegen seinen Willen selbst einen Krieg mitzumachen entschlossen war. In preußische Bahnen, wie sie der König kaum, wohl aber dessen Frankfurter Gesandter einzuschlagen bereit war, lenkte der sächsische Fürst auch dieses Mal durchaus nicht ein.

Vielmehr, er sah mit tiefer Sorge auf diese Partei der preußischen Machtpolitik, der sein königlicher Freund nicht zugehörte, die aber in der hohen preußischen Beamtenschaft so mancherlei Anhalt besaß und deren wichtigsten Herd — er entwickelte es in einem großen Aufsatze noch kurz vor Friedrich Wilhelms Erkrankung — „die preußische Bundesgesandtschaft", d. h. Bismarck bildete. Er wiederholte seine alte Mahnung: den Bund gilt es zu stärken und zu entwickeln, und diese „Stockpreußen" wollen ihn entkräften, sie wollen Österreich ausschalten, Deutschland zum mindesten in Norden und Süden zerspalten, sie wollen nur Preußens Macht. Johanns Gegenprogramm war wieder ganz einheitlich und folgerecht; sollte Friedrich Wilhelm IV. es erhalten und es noch gelesen haben — die tiefe Verwandtschaft dieses antipreußischen, großdeutsch-mittelstaatlichen Programms mit seinen eigensten Idealen hätte er, halb widerstrebend, doch zugeben müssen.

Auch er war nicht stark genug gewesen, die altpreußische Strömung ganz zurückzudämmen: und eine Richtung seines zwiespältigen Wollens war ihr ja doch auch zugeneigt. Den Stürmer in Frankfurt a. M. hatte schließlich doch er selber erst groß gemacht und ihn bis zuletzt, trotz aller wachsenden Abweichungen, nicht ohne Wohlgefallen geduldet. Er meinte das Verschiedenartige zu vereinen; seine höchste Liebe gehörte doch der Welt seines alten Freundes, und der Klang ihres Verkehrs blieb auch persönlich ganz frisch und herzensnah bis zuletzt.

Da traf ihn im Herbst 1857 der Schlag. An die Stelle des einen Hohenzollern trat der andere; das letzte Wort Johanns an den ersten war eine tiefgreifende Warnung gewesen; der zweite gehörte beinah zu der Gruppe, gegen die sie gerichtet war. Auch er war der alte Freund König Johanns; seit dreißig Jahren duzten sie sich, und Briefe hatten auch sie längst gewechselt. Sehr sonderbar, wie diese älteren Billette des Prinzen Wilhelm aus der Korrespondenz der beiden anderen fremd herausfallen: man kommt aus duftendem Garten auf die gepflasterte Straße; alles klingt freundlich, ehrlich, aber knapp, nüchtern,

das Militärische überwiegt, nur über die eigene Verlobung verlauten einige ernstpersönliche Worte. Aber das war 1829 gewesen. Nun vollends tritt der Leser in eine veränderte Welt. Es wäre nutzlos oder unmöglich, die persönliche Art der Briefe Wilhelms so eingehend beschreiben zu wollen, wie es diejenigen seines Bruders verlangten. Hier ist nichts Auffallendes, Subjektives, Sprühendes. Der Klang der Worte ist schlicht, unliterarisch, fast dürr, aber klar; kein ästhetischer Reiz, außer dem einer festen Treue gegen sich selbst. Die Briefe sind — bis an das Ende — warmherzig, freundschaftlich, in Fällen persönlichen Leides echt, zart und gütig, von aufrichtiger Gläubigkeit; gewandt sind sie nie, außer da, wo menschlich-politische Erregung dem Redenden die Zunge löst und ihn im Zorne beredt macht. Die Politik tritt ganz anders in den Vordergrund als zuvor; nicht das menschliche Bedürfnis schrankenlosen Austausches beseelt den Briefwechsel dieses Freundespaares: die Geschäfte geben den Ton, die Sache herrscht. Freundschaftlich haben die beiden Monarchen sich 1858 begrüßt; „bei dem redlichen, festen und konsequenten Willen, den man bei mir kennt, wird man wissen, was man von mir zu halten hat," schrieb der Prinzregent; er werde „die goldene Mittelstraße" suchen; 1860 sprach er, ärgerlich, von seiner „etwas ledern-praktischen Natur, die sich nicht auf Theoreme und Phrasen einläßt, sondern immer mit praktischen Dingen aufzutreten sucht". Das war gar nicht geistreich, aber selbstbewußt. Ich habe nicht geglaubt, bei Friedrich Wilhelm IV. den Zwang des preußischen Staatsinteresses leugnen, den Einfluß der Rücksichtnahme auf befreundete Verwandte hoch anschlagen zu dürfen. Bei Wilhelm I. ist freundschaftliches Gefühl der Zusammengehörigkeit sicherlich da, aber kein Leser kann sich dem Eindruck entziehen, daß solche Gefühle, auch subjektiv, weit und zweifellos hinter das Staatsgefühl zurücktreten. Er empfindet einfach, nicht zwiespältig, wie sein Bruder; daß er die großen Bahnen der Zukunft nicht selber gefunden hat, bestätigen auch diese Briefe; aber ebenso, daß er von vornherein sich völlig gleichsetzte mit seinem Staate, daß er dessen Überlieferungen in sich trug, ohne Nebenherrschaft anderer Gefühle. Der Abstand ist groß und klar. Es ist heute bei manchen wieder üblicher geworden, König Wilhelm I. ein wenig abschätzig zu behandeln. Niemand wird dem Verfasser dieses Aufsatzes zutrauen, daß er dem Könige die Leistung zuschreiben wolle, die der Genius neben ihm, und mensch-

licherweise, wir wissen es wohl, manchmal gegen ihn vollbracht hat. Aber was Wilhelm I. bedeutete, das spricht dieser Briefwechsel wieder auf das eindringlichste aus: die Sachlichkeit, das Machtgefühl, die Selbstverständlichkeit seines preußischen Willens. Es war, auch wenn nicht der höchste staatsmännische, so doch ein ganz neuer Zug, den sein Eintritt in die Ereignisse einführte: der preußische Herrscher war vor allem wieder Preuße.

Es soll hier nicht über den Inhalt der 120 Seiten, die Wilhelms und Johanns Briefwechsel füllt, schrittweise berichtet werden. Das eine ergibt sich, gerade wenn man das Entscheidende herausheben will, sogleich: vom ersten Jahre an tritt Hohenzollern hier wieder, ebenso bewußt wie seit langem die wettinische Anschauung sich in Johanns Briefen ausgeprägt hatte, den Wettinern gegenüber; auf Johanns klares, ja schneidendes Bekenntnis war von Friedrich Wilhelm IV. niemals eine klare Antwort im Sinne der preußischen Überlieferung erteilt worden: hier ertönt sie sofort. Die Krise des italienischen Krieges von 1859 bringt gleich anfangs alle Anschauungen zum Reden. Johann fordert von Preußen, daß es sich bundesgetreu, unbedingt und ganz für Österreich einsetze; Wilhelm tut das nicht und verteidigt seine Politik. Er seinerseits verlangt und betreibt die Reform des Bundeskriegswesens und betont mit der Sicherheit des Selbstverständlichen, daß dieses sich um die beiden deutschen Großmächte gruppieren müsse, ohne die der Bund nichts sei. Früher war stets Johann der Angreifer gewesen; jetzt ist es Wilhelm; seine Briefe sind fast verletzend scharf. Es ist, historisch und grundsätzlich angesehen, wohl das interessanteste Stück der Sammlung, in dem König Johann sich nun verteidigte: Wilhelm sehe die Dinge mehr als Militär wie als Politiker an; er denke sich in die natürliche Lage der Mittelstaaten nicht hinein, die ihre Selbständigkeit nicht aufgeben wollen und können. Das war ganz richtig: diese Gerechtigkeit erwies Wilhelm den Mittelstaaten nicht; die war auch nicht die Sache des natürlichen Gegners. Und er hätte, indem sein Freund jede Preußenfeindlichkeit von sich abwies, wohl antworten können: aber Gerechtigkeit finde Preußen bei Johann doch auch nicht. Und damit hätte Wilhelm recht gehabt. Es ist ja fast verblüffend, mit welcher Bestimmtheit Johann dem großen Nachbarstaate die innersten Vorbedingungen seines Großstaatcharakters abschneidet. Ihm ist Preußen eben ein Bundesglied wie jedes

andere; daß es Großmacht war und bleiben wollte und mußte, und daß dies eine unausfüllbare Kluft zwischen ihm und den kleineren Staaten bedeutete, das schob er, von seinem Bundesstandpunkte her, kurzerhand zur Seite. Bei Friedrich Wilhelm IV. ging das; auch zu dessen Bruder beteuerte er, sicherlich ehrlich, er sei von seiner Ritterlichkeit und Redlichkeit vollständig überzeugt: aber mit Recht setzte er ihn doch, der politischen Grundansicht und -absicht nach, derjenigen Partei der Stockpreußen, der Bismarcke, gleich, die er 1857 vor Friedrich Wilhelm IV. so heftig befehdet hatte.

Daß Wilhelms I. beste Empfindung dieser Partei zugehörte, ist die Voraussetzung aller großen Ereignisse des nachfolgenden Jahrzehntes gewesen; prachtvoll tritt das gerade hier zutage. Der Sturm des kommenden Zusammenstoßes weht bereits durch diese Blätter von 1859 und 1860. Und so ging es fort: einig war man gegen Napoleon, uneinig gegen den Nationalverein; dann blitzt der Konflikt von 1863 auf: König Wilhelm hat sich dem österreichisch-mittelstaatlichen Drucke entzogen, er folgt dem alten sächsischen Freunde nicht auf den preußenfeindlichen Fürstentag nach Frankfurt a. M. — im Hintergrunde seiner Worte steht bereits Bismarck. Johann verteidigt überaus charakteristisch das Frankfurter Projekt: wieder hält er für unvermeidlich, daß Preußen seine Großmachtskrallen sich beschneiden lassen müsse. Ihm führt Herr von Beust, mithelfend, so manchesmal die Feder: 1864 führt sie für König Wilhelm der Geheimrat Abeken, und dessen Meister Bismarck schreibt in die Zeilen hinein. Über Schleswig-Holstein kommt es zwischen Österreich—Preußen und dem Bundestage fast zum Bruch; Preußen verwirft von neuem in aller Form das Recht der Mehrheit der Kleinen am Bunde; die Großmächte werden gezwungen werden, ihn zu sprengen. Schon über diese Ärgernisse tauschten die beiden Freunde harte Erklärungen aus; es ist belehrend zu sehen, wie sich auch König Wilhelm, nach seiner Art, ganz wie Johann, dabei auf den Rechtsstandpunkt stellte: er war überzeugt, staatsrechtlich und moralisch recht zu haben, und glaubte, hier wie dann 1866 gegen Österreich, immer nur in der Verteidigung zu stehen. Daß die Fäden ein anderer knüpfte, erkennt man wohl; aber zugleich die Einheitlichkeit und Wucht, mit der sich der König schließlich doch immer auf die Seite seines Staates schlug: naiver, derber, männlicher, mit unendlich stärkerer Empfindung für das mili-

tärisch Notwendige und militärisch Unerträgliche als je sein Bruder; er selber, so empfand er es, gekränkt in seinem sachlich und persönlich Tiefsten, und deshalb bereit zum Schlage; er hielt ihn für einen bloßen Gegenschlag, aber er war entschlossen, ihn, da man ihn zwinge, auch wirklich zu führen.

Im Mai 1866 schließt die Korrespondenz der beiden Freunde, die ihre Freundschaft festhalten wollen, mit einem schrillen Klange von Stahl. Der alte Gegensatz brach los: in den beiden Fürsten hat er sich charakteristisch entfaltet; sie tragen die Überlieferungen und die Bedürfnisse ihrer Staaten wirklich in sich, ein jeder von seinen Notwendigkeiten scharf und tapfer durchdrungen, keiner dem Wesen, das der andere verkörperte, gerecht, aber ein jeder sich selber, wie es sein Amt verlangte, getreu. Der deutsche Krieg entschied die Streitfrage, für die es einen Ausgleich nicht gab; in den Friedensverhandlungen wandte sich Johann mit Würde, nicht ohne Schärfe, an die Billigkeit des Siegers; es ist bezeichnend, daß jener ihm einen militärischen Herzenswunsch freundlich, aber mit sachlicher Klarheit, abschlug. Aber König Johann vollstreckte, was er gleich im August 1866 zugesagt hatte: er werde sich „mit Redlichkeit" in die Lage fügen, die „eine höhere Waltung" neugeordnet habe. Er hatte korrekt auf dem Boden der Wettiner Politik gestanden; die Korrektheit war durch die lebendigeren Kräfte der Macht geschlagen worden; er übertrug sie, als Gesinnung, in den neuen Bund und dann in das neue Reich: offen und zuverlässig auch jetzt, kein Führer der Dinge, auch nicht nach seinen persönlichen Kräften, aber ein würdiger und ehrwürdiger Diener der Aufgaben, die sich ihm auferlegten. Wir spüren an den Briefen, die seit Ende 1866 noch folgen, wie diese Gesinnung, wie auch die alte Freundschaft, wie dann die auch moralisch entscheidende Wirkung des nahenden und des vollzogenen Krieges gegen Frankreich — denn dieser Gegensatz zu Frankreich war die große gemeinsame Überlieferung auch zwischen Wettin und Hohenzollern! —, wie die Pflicht und der Wille zur Arbeit für den neuen deutschen Staat die beiden Männer und das, was sie verkörperten, zueinanderführte, inniger und inniger. Johann blieb, in Vorsicht, getreu; sein Sohn Albert griff schon sehr viel aktiver in die Räder des großen Vorganges ein; die siegreichen Heere und ihre Führer verwuchsen miteinander zu gemeinschaftlicher Zukunft. Die letzten Jahre gehören einem freundlichen

und friedlichen Zusammenklange und Ausklange: der Kampf der alten Genossen hat sich entschieden und dadurch gelöst. Das gilt für die Personen wie für ihre Staaten. Preußen hatte seinen Nachbarn nicht verschlungen; eine unendlich kunstvoll und doch so einfach aufgebaute, neue höhere Einheit umschloß sie beide: aber daß Sachsens Platz dabei unter Preußen war, blieb unbestritten. Und daß der Kleinere und Besiegte dabei Entsagung üben gemußt, die schwer fiel, soll niemand vergessen: nur der Kampf hatte sie bringen können; wie sie sich dann innerlich durchsetzte und zur Versöhnung und zur Mitarbeit wurde, das verdient den Dank des nachgewachsenen Geschlechts. Das alte Sachsen ist in dem neuen Deutschland aufgegangen; den entscheidenden Klang hat der neuen Mischung der andere, der Großstaat verliehen. Untergegangen ist Sachsen so wenig wie die übrigen Staaten des neuen Reichs; seine Eigenart blieb eine der vielen lebendigen Eigenarten, die unser Reich fortdauernd erfüllen und erfrischen. Hergang und Ergebnis sind uns nicht neu; aber wie sie sich wirklich durchgelebt haben, in atmenden Menschen, in Kämpfen, Schmerzen und schließlichem Ausgleiche, im Vollzuge alter historischer Kräfte und doch in persönlichen Gestalten und persönlichen Schicksalen und Gefühlen von charakteristischer und packender Kraft, das hat dieser fürstliche Briefwechsel mit einem zugleich sprühenden und eindringenden Lichte erleuchtet.

Baden, Preußen und Deutschland in Großherzog Friedrichs I. Geschichte

Rede, gehalten bei der Universitäts-Feier des 80. Geburtstages und der goldenen Hochzeit des Großherzogs, zu Heidelberg Ende Oktober 1906

Es war unserer Universität ein selbstverständlicher Wunsch, die dreifache Feier des Großherzogshauses und seines Landes, in der sich das goldene Ehefest und der 80. Geburtstag mit fünfzigjähriger Führung der Fürstenwürde in einzigartiger Vereinigung verband, noch einmal in besonderem Akte akademisch zu begehen, sobald die neue Arbeitszeit ihre Lehrer und Schüler wieder zusammenführte. Sie hat durch ihre berufenen Sprecher freudig Anteil genommen an den Huldigungen der Septembertage. Und wie vielen ihrer Mitglieder ist in den Stunden, die das Großherzogliche Paar dann hier in Heidelberg verbracht hat, die volle Wärme dieses großen Familienfestes, das in aller Wahrheit die Tausende eng und herzlich aneinander band, ganz unmittelbar durch Auge und Seele geströmt, die Welle von schlichter Liebe und reiner Ehrfurcht, die von dem Anblick der zwei greisen Häupter, die aus dem Klange bewegter und bewegender Herrscherworte, aus dem ergreifenden Klange einer gütigen, tiefvertrauten Stimme zu uns herüberflutete. Es waren Worte, die sich, wie einst bei den zwei Jubelfeiern unserer Hochschule, gerade auch uns zuwendeten: Worte der Erinnerung, der Zusammengehörigkeit, des Vertrauens. Drei Namen aber hat Großherzog Friedrich, wenn er so zu uns von den Mächten seines Lebensganges und seiner Lebensansicht sprach, in alten und neuen Tagen bedeutungsvoll miteinander verknüpft: mit dem der Ruperto-Carola, deren Schüler er sich nannte, die beiden fürstlichen des Markgrafen und Großherzogs Karl Friedrich, des Königs und Kaisers Wilhelm I. Er selber hat vor unseren Ohren die Töne angeschlagen, die wir auch heute weiterhallen lassen mögen, wenn wir uns rüsten, ihn zu feiern nach seinem Sinn: nicht bloß, weil diese Universität heute des Bundes zwischen Karl Friedrichs Enkel und Kaiser Wilhelms Tochter festlich gedenkt, sondern weil auch der strengen Betrachtung, die ihre leitenden Gedanken aus dem Innern seines historischen Wesens emporzuholen strebt, diese Namen die Leuchten sind, die ihren Blick in die Tiefe führen. Und nur das kann ja die Absicht akademischer Feier sein, dem Herrscher zu huldigen, indem sie in erneuter Betrachtung die großen Zu-

sammenhänge der Regierung aufsucht, auf deren goldener Abendhöhe wir stehn. Der Prorektor hat dem Historiker das Wort erteilt. Wir freuen uns in Dankbarkeit, daß unser Fürstenpaar in lebendig frischer Gegenwart unter uns weilt und über uns waltet; wir haben es in diesen Jahren erfahren, wie das Regiment des Achtzigjährigen die Anforderungen neuer Tage ergriff, den Bau der Verfassung mit Kühnheit weiterbildete: das aber empfinden wir doch, daß diese Regierung längst einen festen historischen Klang hat, der ihr Wesen bestimmt. Immer von Neuem hat Großherzog Friedrich ja dieses Eine, Beherrschende verkündet, hell und tief wie mit Glockengeläut: er ist in Preis und Mahnung der hohe Prediger des Reiches geblieben, dem die mitschaffende Arbeit seiner früheren, die erhaltende seiner späteren Tage gegolten hat und das er verkörpert als badischer Fürst. Von besonderer Stelle aus, die er stets behauptete, hat er seinen bedeutsamen Anteil genommen an einer weiten Bewegung der Gesamtnation: wie Badisches und Deutsches — um es gleich hier zu sagen: Preußisch-Deutsches — sich in seinem Wesen und seinem Wirken lebenslang zueinander verhalten haben, das ist für seine Geschichte der entscheidende Gesichtspunkt historischer Erfassung.

Der Zusammenhang, in den damit auch unsere Betrachtung hinausgewiesen wird, ist weit und tief. Wie viele und vielgestaltige Kräfte haben zu der Einigung Deutschlands, in der dies Dasein gipfelte, zusammengewirkt! Wir wissen es: geistige Kräfte des Gedankens und der Sittlichkeit und der schöpferischen Kunst, die hoch hinaufgehen in das Innerste unserer Geschichte, die unserem zerfallenden Volke Größe und Einheit bedeuteten in Zeiten der Machtlosigkeit und der Schmach, die es zusammenfaßten, es emporhoben und stählten, die Deutschland waren, als es kein Deutschland gab, die ihm Gewähr und Antrieb nationaler Zukunft blieben, weil dieser Geist sich auch seinen Körper bauen werde — aus seinem großen geistigen Zeitalter der kulturellen Einheit ist unserem Volke das große politische hervorgegangen, nicht durch den Gegensatz allein, sondern viel mehr noch in lebendiger Fortwirkung. Und wir kennen die wirtschaftlichen, die sozialen Gewalten, die dann — lange nach jenen geistigen — die Einheit forderten, vorbildeten, ihre Träger und Hebel wurden: der Ver-

kehr, der Deutschland zusammenschloß, das Bürgertum, das gesamtdeutsch wurde und eines Gesamtdeutschlands bedurfte. Für unsere Einigung als Hergang, für einen Fürsten, der in ihr stand, war dies beides, Geist wie Wirtschaft, aber doch nur der Hintergrund: unmittelbar berührten ihn die reinpolitischen Faktoren, untrennbar von jenen anderen und doch eine Welt für sich, mit eigenen Formen, eigenen Antrieben und Wirkungen: die politischen Bewegungen, die von der französischen Revolution aus auch den deutschen Boden erschüttert haben, mit Idealen, die das achtzehnte Jahrhundert sich vollenden gesehen in Paris, die der Liberalismus des neunzehnten auch in Deutschland zur Macht erhob, Idealen der Freiheit und der Einheit, des Rechtes und der eigenen Souveränität der Gesamtnation, mit Idealen, die ein dumpfes Menschenalter hindurch im stillen rangen, bis sie Geist und Wirtschaft in ihren Dienst gezwungen hatten, und nun, in den tragisch großen und tragisch törichten Kämpfen von 1848, die zähe Wirklichkeit des deutschen Lebens großartig und vorschnell zu unterwerfen, umzugestalten, nach ihren Regeln neu aufzubauen unternahmen. Das deutsche Bürgertum brach damals, als politische Gewalt, wirklich zum Lichte durch; Einheit und Selbstbestimmung der Nation aber scheiterten, auf den Sandbänken der Unreife der Zeit, an den Felswänden des alten deutschen Staates. Der Liberalismus, das deutsche Gefühl, der Glaube an die Nationalsouveränität sind damit nicht getötet worden, aber in den Vordergrund des staatlichen Wirkens trat die staatliche Macht: Preußen hat, wohl im Bunde, aber zugleich im Gegensatze mit jenem Deutschtum, aus *seinem* Wesen heraus, im Sinne seiner staatlichen Selbstsucht, das neue Reich geschaffen. Man kann die deutsche Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts zuspitzend auf die Formel dieses Gegen- und Ineinanderwirkens, dieses immer flutenden Gegensatzes von Deutschland und Preußen bringen. In strenger Zucht und rauhen Kämpfen hatte sich der Staat der Hohenzollern aufgeschwungen, in dem staatlich matten Deutschland der alten Zeit ein fremdartiges Wesen von stählerner Kraft und stählerner Härte; er hatte sich durchdringen lassen von deutschem Geiste und die Führung des deutschen Wirtschaftslebens an sich gebracht, er hatte ein Bürgertum in sich ausgebildet, er wuchs

seit der ersten Hälfte des Jahrhunderts hundertfach mit Deutschland ineinander — und blieb doch in den Tiefen seines Charakters er selbst. Reichtum und Feinheit der Kultur kam ihm von Deutschland her: er blieb die Macht. Den kleindeutschen Patrioten der Kaiserpartei ward der Entschluß, das Band mit Österreich zu zerreißen und den Gesamtstaat auf die allein mögliche Grundlage der preußischen Führung zu stellen, schwer wie er war, doch immer noch leichter als die Auseinandersetzung mit Preußen selbst. Sollte der preußische Sonderstaat Deutschland beherrschen? nur dann, wenn er aufhörte Sonderstaat zu sein, wenn er in Deutschland aufginge: sie wollten, so hat mein Freiburger Amtsgenosse vor kurzem dargetan, Preußen in sich zerschlagen, ihm keinen Gesamtlandtag, nur Provinziallandtage gönnen; ein deutsches Land sollte es sein, kein eigener Staat. Aber das alte Preußen reckte sich und zersprengte das Gewand, in dem man es fesseln wollte; es blieb es selber; aus seiner Eigenart, aus jenem heroischen Großstaatsdrange, der von jeher innere wie äußere Macht und zugleich innere Lebendigkeit erzeugt hat, sind Wilhelm I. und Otto von Bismarck emporgestiegen, die Söhne, die Vollstrecker, die Vollender der altpreußischen Geschichte und der altpreußischen Sonderart. Nicht die Ideen von 1848, nicht den Glauben des Deutschtums an sein nationales Recht haben sie vollstreckt; sie haben diese deutschen Kräfte benutzt und ein Teil davon anerkannt, und Altes und Neues hat sich seit 1866 immer tiefer durchdrungen: allein der Bildner des neuen Deutschlands war das alte Preußen als territorialer Staat. In dem Hergange unserer Einigung aber stand denen, die sie geleistet oder doch geleitet haben, das Verhältnis Preußens nicht einmal zur Nation, sondern zu den deutschen Einzelstaaten bei weitem in erster Reihe; sind es doch die Regierenden in allen diesen Staaten, die Dynastien und ihre Häupter gewesen, an die sich der Vollzug der Einheit — weit stärker als eine unklare Auffassung es wohl geglaubt hat — tatsächlich anschloß. Unmittelbar neben Preußen stand da der zweite dieser Staaten, die größte der vielgescholtenen napoleonischen Gründungen des Südens, das bairische Königreich: eine volle Eigengewalt auch dieses, kraft seiner Größe, seiner Vergangenheit und seines staatlichen Selbstgefühls, eine Gewalt von halb euro-

päischer Stellung, wie Preußen sie ganz besaß, hart in der Selbstsucht ihrer Macht und für die Nation so manches Mal unbequem, aber eine Tatsache, die sich behauptet hat wie die preußische auch. Und neben diesen beiden, dem Großstaat und dem eigentlichen Mittelstaat, die Reihe der andern aus Nord und Süd, in sich gegründet ein jeder und willens, sein Dasein und sein Wesen festzuhalten, Erzeugnisse und Träger der deutschen Staatsgeschichte seit einem halben Jahrtausend: in dieser Reihe auch Baden.

Dieses badische Großherzogtum, lang hingelagert vom Bodensee zum Main, die Grenzmark des Südwestens gegen Frankreich, in sich bunt zusammengefügt, und doch, als Rheinstaat und dank einer eigentümlichen Lebenskraft und -frische, rasch zusammengewachsen zu Einheit und individuellem Leben — es hat von Anbeginn seines neuen Bestandes an jede Bewegung des deutschen Gesamtlebens besonders heftig in sich gespürt; es war wie vorausbestimmt zur Hingabe an die nationale Idee. Es nahm die geistig-politischen Anregungen, die Frankreich so reichlich ausströmte, in seiner ganzen Breite, in ihrer ganzen Stärke in sich auf; Lage und Einflüsse und eigenes Temperament führten sein Volk von 1815 an immer an die Spitze der liberalen Heerschar. In keinem der mittleren Staaten war die Regierung dem Drange der modernen politischen Kräfte, dem Drange der nationalen Souveränität so stark und unmittelbar ausgesetzt: wenn die Hoffnung der Nation scheiterte, wenn Nation und Sonderstaat in Gegensatz traten, hier drohte der Gegensatz und die Enttäuschung, das erlebte man in dem radikalen Taumel von 1848—1849, alsbald mit der Verneinung, der Zerstörung des Sonderstaates und seiner neuen Dynastie. Diese selbst aber trug aus den engen Gebieten, in denen sie seit alters wurzelte, in die neue Zeit eine Eigenart hinüber, die auch geneigt war, sich den Strömungen freundlich einzuordnen, deren Feindseligkeit ihr gefährlich werden konnte. Der Biograph Großherzog Friedrichs hat die innerliche Verwandtschaft nachgewiesen, die durch die weiten Generationen des Zähringer Hauses hindurchgeht: ein Zug milder Friedlichkeit, der Liebe zum stillschaffenden Wirken daheim, der Selbstbeschränkung und Weisheit; der derbe, hohe Ehrgeiz des Eroberns, des Hinausdrängens in die Welt ist ihnen fremd. Karl Friedrich ist für diese Eigenart reicher

und seiner kultureller Arbeit im patriarchalischen Staate das vollendete Musterbild: der gesetzlose Gewinn, den die Epoche Napoleons ihm zuwarf, war seine eigenste Sehnsucht nicht, aber in der friedlichen Durchdringung und Hebung des Gewonnenen arbeitete sein Anstoß fort. Indessen ward seine Schöpfung von außen her feindlich bedroht: deutsche Nachbarn hätten gewünscht, sie zu verkleinern, und härter und dauernder als sie lastete auf Baden der französische Druck. Was hat diese welsche Gefahr dem deutschen Westen lange Jahrhunderte hindurch bedeutet! wie haben immer von neuem französische Heere diese schönen Lande verwüstend durchzogen, französisches Machtgebot in alles Leben dieser Staaten eisern hineingegriffen, hemmend, ängstigend, zerstörend! Das hörte im neuen Jahrhundert nicht auf: immer stand vor den Toren Badens der mächtige Nachbar, und die Kanonen Straßburgs beherrschten Süddeutschland.

Wen also in der deutschen Welt führte die überlieferte Eigenart seines Hauses, führte der innere Zustand seines bewegungsreichen Landes, die natürliche Stimmung seines Volkes gegenüber der nationalen Idee, die Gefährdung durch Frankreich und die europäische Politik, wen führten positives Erbe und der Trieb der Selbsterhaltung gegen Revolution und Ausland, das Bedürfnis seines Hauses gleichermaßen wie seines Landes, so sehr zur Anlehnung an ein größeres, deckendes, ebenso beruhigendes wie schirmendes Ganzes? Man könnte von diesen sachlichen Vorbedingungen aus das Streben nach diesem innen und außen sichernden Gesamtstaate bei einem badischen Fürsten gewissermaßen als eine Forderung der Staatsraison, des Eigeninteresses konstruieren wollen. Ehre genug läge auch darin: ein klares Rechnen ist ein staatsmännisches Verdienst, und wie viele haben denn zur richtigen Zeit so richtig gerechnet? Zumal da ja doch die Opfer an fürstlicher und staatlicher Selbstherrlichkeit, die man immer zu bringen hätte, auf der Hand lagen: und wenn sie auch eingebracht werden mochten durch die Mitgliedschaft in einem starken Bundesstaate, einen Entschluß, eine tapfere und schmerzliche seelische Durchkämpfung kosteten sie stets. Das war unter allen Umständen, auch falls es von nüchterner Überlegung des eigenen Nutzens ausging, ein hohes Verdienst.

Aber die Konſtruktion, ſo wenig ſie dem Großherzoge etwas nähme: unvollſtändig und falſch wäre ſie doch. In ſo glatten Bahnen laufen menſchliche Dinge nicht: die lebendige Perſönlichkeit verlangt ihr Recht. Karl Friedrichs Enkel trug die feine Gewiſſenhaftigkeit, die Empfänglichkeit des Markgrafen für die ſittlich-geiſtigen Gewalten ſeiner Zeit in ſeiner Seele weiter. Sie berührten ihn auf der Univerſität: der älteſten einen ihrer lebenden Schüler hat er ſich neulich genannt; was er vor 63 Jahren hier aufnahm, bei dem alten Schloſſer, mehr noch bei dem jugendlich vorwärtsweiſenden Häuſſer und nachher in Bonn bei Dahlmann, das iſt eine beſtimmende, niemals erloſchene Macht ſeines Lebens geworden: das aber war wohl die bedeutſame Lehre des politiſchen Wirklichkeitsſinnes, der in den 40er Jahren aufzublühen wenigſtens begann, jedoch vor allem war es der Glaube der Zeit, eine Überzeugung, die über die Schichten kühler Klugheit hinabreichte in die Tiefen einer warmgeſtimmten Seele. Wir wiederholen, wenn wir dieſe Einflüſſe mit einer Art eigenen körperſchaftlichen Stolzes betonen, nur, was der Großherzog ſelber mehr als einmal in ſchöner Dankbarkeit beteuert hat. Zu dieſen Männern und dieſen Gedanken, die aus dem 18. Jahrhundert herkamen und das 19. geſtalten halfen, zu dieſen Reichen unſerer alten Bildung und der neuen Bekennerſchaft zur Nation führen die Wurzeln ſeiner geſchichtlichen Wirkſamkeit hin, und mit dem Rechnen, das der Fürſt ſich und ſeinem Amte ſchuldig iſt, durchdrang ſich die Ehrlichkeit eines hellen Idealismus. Es haben auch andere unter ſeinen Standesgenoſſen bei Dahlmann gelernt und dort oder ſonſt ſich jenen Glauben ihrer Zeit erlebt: Friedrich von Baden iſt unter ihnen der hervorragendſte geblieben, an Höhe der Stellung und an Perſönlichkeit und Durchbildung zugleich. Freilich, als er in Heidelberg ſtudierte, war er noch nicht einmal Thronfolger: da mochte er die Schwingen noch leicht heben, in den Äther des allgemeinen Gedankens empor; es kamen die Tage, da die Wirklichkeit ihre Laſten auf ihn lud, und vor der deutſchen ſtand ihm als nächſte und ſelbſtverſtändliche die badiſche Pflicht.

Die Aufgabe ſeiner Biographie wird ſtets ſein, die Stufen klarzulegen, in denen ſeine Entwicklung dann wieder aufgeſtiegen iſt zum Deutſchen. Die Revolution hat ihn nach Schleswig, aber auch

nach Wien getragen und ihn im eignen Lande tief und schwer verletzt; auf die Episode der preußischen Freundschaft von 1849—50 folgte ein Jahrzehnt, das in Deutschland und auch am Oberrhein der Vorherrschaft Österreichs gehörte. Der junge Regent und Großherzog hat sich ihr niemals rückhaltlos hingegeben; so manches wies ihn, den Protestanten wie den Politiker, auch damals auf Preußen. Über seiner innerlichen Stellung in diesen dumpfen Jahren liegt noch ein Schleier. Die badische Politik, das ist gewiß, lief in den Gleisen der Reaktion und wesentlich denen Österreichs: das Schwergewicht dieser Zeiten bestimmte auch ihr die Richtung. Der Großherzog wünschte die deutsche Einigkeit: Preußen und Österreich im Einvernehmen. Uns ist es leicht zu wissen, daß die Lage unserer Nation erst geklärt werden konnte, wenn diese Zweiheit überwunden ward; den Zeitgenossen, überall, vollends im Süden, war dies eine Erkenntnis, die erst erstritten werden wollte; und wer konnte an Preußen glauben, solange es — denn Friedrich Wilhelm IV. war König — kein Preußen gab? Die friedenstörenden Stöße, die in Frankfurt a. M. der jugendliche Bismarck den deutschen Verhältnissen und jenem Einvernehmen versetzte, brachten auch in Karlsruhe ein charakteristisches Mißfallen hervor: es konnte schwerlich anders sein. Und doch war jener Kämpfer die preußische Zukunft. Die Gegenwart aber dieses preußischen Preußentumes war damals bereits Prinz Wilhelm, der die Regierung seines königlichen Bruders während der 50er Jahre so schwer ertrug. Und den jungen badischen Herrscher führte sein Leben langsam und unweigerlich dennoch diesem Preußen zu: in den Zeiten, da es als Staat versagte, reichte er ihm in seiner reinsten Persönlichkeit menschlich und doch auch politisch die Hand: er trat dem Koblenzer Gegenhofe, dem Prinzen von Preußen herzlich nahe, er führte Prinz Wilhelms Tochter als seine Gemahlin nach Karlsruhe. Sie war nicht ihres Vaters Kind allein: wie sie dem jüngeren Geschlechte zugehörte, so mischte sich in ihr mit dem altpreußischen Zuge der weimarisch-deutsche. Sie hat sich dem Lande, dessen Fürstin sie wurde, rückhaltlos angetraut und ist Badnerin geworden und stets gewesen mit ganzer Seele, wie Pflicht und Liebe es sie gleichermaßen hieß. Darum die Herkunft aus ihrem heimatlichen Boden in ihrem Wesen zu verleugnen war sie so

wenig berufen wie irgendeine lebendige und feste Natur: seine Spuren hat sie mit Selbstverständlichkeit bewahrt, und die innerliche Durchdringung der Schicksale ihres alten und ihres neuen Heimatlandes bahnte ihr Dasein ganz von selber mit an.

Der Prinzregent von Preußen war es, der als Erster die Starrheit der Reaktionszeit löste: unter den befreienden Antrieben, die aus Deutschland kamen, das ist doch unzweifelhaft, hat auch sein Schwiegersohn daheim den Bann dieser Jahrzehnte gesprengt. Der Umschwung von Ostern 1860 wies seinem ganzen künftigen Leben, den Geschicken Badens bis heute mit einem entscheidungsvollen Stoße die Bahn. Jedoch es war eine badische Landessache, in der sich dieser Umschwung, gewiß nicht ohne Zusammenhänge mit dem allgemein-deutschen, und dennoch ebenso gewiß von innen heraus vollzog: die Abwerfung des Konkordats; und die Gestaltung, die er Baden gab, war so badisch wie nur möglich. In dem Augenblicke, der Preußen und Baden innerlich zu vereinen schien, wich die Zukunft des einen weit von der des andern ab. In Preußen führte die liberale Ära von 1858 zum Verfassungskonflikt: denn allzu weite Probleme und Gegensätze waren in diesem Staate ungelöst, und hinter allen inneren Ausgleichversuchen stand gebieterisch drohend die große Frage der Macht, der monarchischen wie der deutsch-europäischen. Wenn dieser Staat voranschritt, klirrte es von Waffen, und wenn sein König sich den Wünschen der Zeit zuneigte, so schnellte er doch alsbald zu seinem vollen Machtanspruch, zu neuem Kampfe wieder zurück. Auch Baden blieb seinem natürlichen Wesen getreu, aber es war von anderer Struktur: ungestört von europäischen Aufgaben mochte es sich den Pflichten widmen, die einst Karl Friedrichs Sorge gewesen und die in der neuen Zeit neu wurden und doch die alten blieben. Die Osterproklamation Großherzog Friedrichs ist uns eine der feinsten Blüten des liberalen Zeitalters, eines der schönsten und der bezeichnendsten Schriftwerke der deutschen Verfassungsgeschichte ihres Jahrhunderts. In ihr gewinnt das neue Baden, in ihr sein Herrscher erst sein eigenstes historisches Gesicht: Versöhnung mit der katholischen Kirche, aber Autonomie des Staates; Vereinigung von Volks- und Fürstenrecht; eine einmütig vorwärtsgeführte Entwicklung unter dem Segen gesetzlicher Freiheit. Baden

trat an die Spitze des konstitutionellen Staatslebens in Deutschland; an seine Spitze im vollen Sinne sein Fürst. In seiner Seele ist die Entscheidung von 1860 gereift, durchstritten worden; mit voller persönlicher Kraft setzte er sich für sie ein: die eingeborene Art seines Landes wurde erst Wirklichkeit durch seine persönliche Tat, und über alle Kämpfe und Erfolge eines reichen halben Jahrhunderts hat sie hingeleuchtet, diese Persönlichkeit, milde und dennoch fest, von ausgeprägter Besonderheit, die sich behauptet hat nach rechts und links, ausgleichend und zielsetzend zugleich, liberal zugleich und fürstlich, und bei bestimmtem persönlichem Willen eben doch die eigentliche Verkörperung seines Badnertums.

Nun folgte die reiche Gesetzgebung der 60er Jahre. Kirche und Schule, Gerichtsverfassung und Verfahren, Verwaltung und Wirtschaft und Geistesleben: alle wurden sie von einem Strome liberaler Neuordnung erfaßt und mitgeführt, überall im siegreichen Geiste des bürgerlich-individualistischen Geschlechts, parlamentarisch und dennoch fürstlich; über die mancherlei inneren Anstöße führte die leise und feste Hand des obersten Steuermannes sein Schiff hinweg. Treu blieb sich dieses Regiment auch nach außen hin: auch in der deutschen Politik lebte es sein Wesen aus und wirkte es lebenschaffend: aber freilich, hier stieß es an die Grenzen *seiner* Art und seiner Macht.

Die nationale Bewegung war seit 1859 in neuem Flusse; neue Wolken stiegen von Frankreich her auf; mit Franz von Roggenbach zusammen versuchte Großherzog Friedrich, von Baden aus, eine nationale Politik. Alles, was einst in dem Jüngling Wurzel geschlagen hatte von nationalen Gedanken liberaler und kleindeutscher Richtung, alles, was aus der Lage seines Staates und seiner Dynastie an Anregungen hervorgehen konnte, das blühte jetzt — wie? vermögen wir noch nicht im einzelnen zu verfolgen — in ihm auf und gewann seine staatsmännische Wirkung. Jetzt gab es wieder eine bewußte Nation und gab es vor allem wieder ein Preußen: er reichte ihm die Hand; er wünschte, es vorwärts zu treiben zu nationalen Schöpfungen, er diente so seiner Politik, seinem Lande und seinem Gesamtvolke zugleich. Er erkannte dies Preußen als den natürlichen Halt, als den einzig möglichen Träger deutscher Einheit; er nahte ihm werbend und helfend — aber frei-

lich als Badener und als Deutſcher. Er wollte den engeren Bundesſtaat unter Preußen, mit Öſterreich durch ein dauerndes, weiteres Bündnis verknüpft. Das waren die Ziele, zu denen die Zukunft gelangt iſt, und auch die Ziele preußiſcher Politik. Aber wieweit geht die Geſinnung auseinander, mit der im Jahre 1861 Roggenbach von der einen, Bismarck von der andern Seite her dem König Wilhelm ihr äußerlich verwandtes Programm vortrugen! Hier ſtehen die Macht und daneben die Wirtſchaft voran, und gebietet über Zwecke und Mittel, hart und ſtolz und nüchtern erfaßt, das preußiſche Staatsbedürfnis; dort das der deutſchen Nation und ihrer Ideale. Der Großherzog hat bald darauf die ganz perſönlich durchgearbeiteten Leitgedanken ſeiner Politik ſelber aufgezeichnet: die Konſolidierung Mitteleuropas — Deutſchlands nebſt Öſterreich — iſt ohne die kleindeutſche Einheit nicht möglich, und ohne dieſe Konſolidierung kein freies Vorwärtsſchreiten Europas; innerhalb Deutſchlands aber wird der Bundesſtaat die Einzelſtaaten und ihre Dynaſtien decken, die der Einheitsſtaat zerdrücken möchte. Da verbindet ſich alſo der notwendige badiſche Geſichtspunkt, die für einen badiſchen Staatsmann und Fürſten entſcheidende Realpolitik, mit dem geſamteuropäiſch-liberalen. Und auf dem Frankfurter Fürſtentage von 1863 führte der Großherzog zwar mit klarer Tapferkeit die Oppoſition gegen Öſterreichs zerfließende großdeutſche Reformpläne und trat für Preußen mit einer Wucht ein, die den halb bairiſch, halb altreichsfürſtlich geſtimmten Chlodwig von Hohenlohe verwunderte: er legte dem Kaiſer Franz Joſef aufrichtig und rückhaltlos ſeinen Glauben an die Notwendigkeit des Bundesſtaates, d. h. der Ausſtoßung Öſterreichs dar. Indeſſen, von Preußen, ſo wie es war und handelte, trennte ihn hier wie in jenen Äußerungen vieles. Er wollte, ſeiner Stellung und Geſinnung nach, das engſte Bündnis mit der liberalen deutſchen Meinung, auf der er fußte, auf die er belebend einwirkte, und der Weg, den er wie ſein Miniſter anſtrebten und für möglich hielten, war der einer friedlichen Auseinanderſetzung mit Öſterreich; naturgemäß, denn der Bruderkrieg war ihrem Sinne innerlich zuwider und bedrohte zudem Badens ſtaatliche Exiſtenz. Daß dennoch er allein helfen konnte, hat die Tat Bismarcks gelehrt; wer aber wußte und wollte das damals? Die Zahl dieſer Realiſten des

Entschlusses war — und zwar in allen Lagern — winzig genug; und durchgesetzt hat diesen Entschluß Bismarck fast völlig allein. Aber freilich, sein Preußen war dem Großherzoge auch wesensfremd: es war und wollte etwas anderes als er. Auch für Friedrich von Baden ward Bismarck zum Manne des Schicksals. Mit König Wilhelm konnte sich der Großherzog, obwohl er einem jüngeren und andersgerichteten Geschlechte angehörte, verständigen und verstehen und immer mehr zu tiefer Einigkeit durchdringen, Fürst und Fürst, Mensch und Mensch. Mit Otto von Bismarck hat er sich verbünden können: sie haben schon 1863 tatsächlich zusammengewirkt, und von 1866 ab unmittelbar und bewußt; immer wieder hat sie dann, zwei Jahrzehnte hindurch, ihr oberster Leitstern, der nationale, zusammengeführt. Doch hält es schwer zu glauben, daß sie sich jemals innerlich miteinander verständigt, geschweige denn innerlich miteinander gedeckt haben, und daß nicht das Gefühl persönlicher und ideeller Abweichung in jedem von ihnen stärker gewesen sein sollte als das der Gemeinsamkeit. Sie atmeten, der preußische Edelmann und der südwestdeutsche Fürst, allzu verschiedene Luft, und sie waren allzu verschieden geartet. Die wahrhaft historische Betrachtung, die sich über den Tageslärm erhebt, wird das schwerlich bestreiten, aber auch schwerlich beklagen. Sie wird sich der Vielfältigkeit unseres deutschen Daseins und unserer Geschichte und ihrer persönlichen Träger und Spiegelbilder freuen, der Fülle lebendiger Kräfte und lebendiger Gestalten gerade inmitten unseres hehren Einheitskampfs. Sie wird einen jeden von seinem Boden aus seinen Zielen natürlich zuschreiten sehen, in seiner Besonderheit, mit seinem Rechte, nach dem besonderen Maße seiner Antriebe, seines Wollens, seiner Kraft: sie ist berufen, sie alle verstehend zusammenzufügen und nicht nörgelnd gegeneinanderzustellen, aber freilich, sie der Wahrheit gemäß voneinander zu unterscheiden. Auch Großherzog Friedrich ging seinen Gang. Ich darf ihn hier nicht erzählend verfolgen, nur seine Stationen muß ich nennen.

Der preußische Minister nahm 1864 die Führung den möglichen deutschen Bundesgenossen Preußens mit hartem Griffe aus der Hand und befreite Schleswig-Holstein, gegen sie, durch und

für die preußische Macht. Er trieb mit ungeheurem Willen Preußen in den österreichischen Krieg hinein: Roggenbach erkannte den Mann und das werdende Werk, aber es war nicht das seine; er zog sich zurück. Sein Fürst hat Bismarck damals bekämpft; dann sah er die große Abrechnung nahen. Er blieb preußisch; Personen und Dinge rissen ihn 1866 auf die Gegenseite; der Sieg Preußens machte ihn frei. Wie er von da bis 1871 mitgerungen und mitgesiegt hat, das haben uns die letzten Jahre immer klarer aufgehellt. Er lenkte Baden jetzt rückhaltlos in den Strom der Nationalpolitik hinein: Baden allein in Süddeutschland schloß sich dem Norden politisch und militärisch völlig an. Wieder gingen seine und des Bundeskanzlers Bahnen auseinander. Er ertrug es schwer, daß jener im Sommer 1866 die Südstaaten — nicht freiwillig, aber doch auch nicht ungern — draußen gelassen hatte, zwischen Österreich und Frankreich, ihren eigenen staatlichen und parteilichen Gegensätzen ausgeliefert, und daß er auch jetzt vor allem seinen Norddeutschen Bund konsolidierte und des Reifens der deutschen Früchte im widerstrebenden Süden geduldiger wartete, als dem gefährdeten Staate am Oberrhein genehm sein konnte. Wir wissen von den Gründen, die Bismarck zurückhielten, und hören in dem Zorn und der Trauer, mit denen man sie von Karlsruhe aus würdigte, die begreifliche und ehrwürdige Seelennot der Zeitgenossen, denen der Zwischenzustand harte Lasten auflud, aber nicht das Urteil der Geschichte. Wir zollen dem edelsinnigen Fürsten und seinen Ministern, die in dem Dunkel dieser Jahre ausharrten, Bewunderung und Dank, ohne des starken Lichtes zu vergessen, das damals doch schon durch alle Wolken hindurch vom Norden her über ganz Deutschland sich ergoß. Wir sehen die Geschichte der Nation sich festigen und vorwärtsschieben, allem Übelwollen zum Trotze; aber wir sehen im Süden keinen, der dem gewaltigen Baumeister der deutschen Zukunft so getreulich und wertvoll geholfen, auf seinem eigenen Gebiete Boden und Steine vorbereitet, in den Nachbarstaaten störende Gegenwirkungen lahmgelegt hätte, wie Großherzog Friedrich. Wie weit der Spalt zwischen der bairischen Macht- und Sonderpolitik, die von München aus der dennoch deutschgesinnte Hohenlohe trieb, und den Taten und Worten, mit denen der Großherzog ihm erwiderte,

das Mögliche, den Teil willig ergreifend, aber nie auf das Ganze und die Zukunft verzichtend, stets vorwärtsweisend und rastlos! Die natürliche Verschiedenheit der beiden süddeutschen Staaten prägt sich in dem Verkehre der beiden führenden Männer charakteristisch aus: aber den Weg der Nation und den Weg des Sieges wandelte damals nur der eine. Das Geschick zu vollenden lag nicht in seiner Macht: soweit es in eines Menschen Händen lag, die Lösung zu bestimmen, hat Bismarck ihr Stunde und Form bestimmt. Aber wiederum, reiner und eifriger mitgewirkt hat kein anderer, Großherzog Friedrich wurde in Wahrheit zum Mitbegründer des Reiches, und die Monate in Versailles krönten auch ihm das größte Jahrzehnt seiner Geschichte. Wir kennen seine Politik vom Juli 1870 ab aus ihren Akten: die Bereitschaft, mitzuschlagen, und den Wunsch zur abschließenden Einigung vom ersten Tage an, den freudigen Einsatz aller Kräfte; die feste Bescheidung, die jeden Lockruf zum Landgewinne von sich weist, das eigene, längst zur Einheit gewordene Staatsgebiet fraglos festhält, aber auch jede Erweiterung ablehnt, selbstlos, nur dem Ganzen feurig hingegeben — ein auseinanderstrebendes, halbfremdes oberrheinisches Königreich hat Großherzog Friedrich nicht an Badens Stelle setzen gewollt; er hatte nicht den Machttrieb weder des Preußen noch des Baiern: badisch blieb er und deutsch wollte er sein. Und dann das Drängen und Helfen zur Gründung des Reichs, die Opfer, größer als er sie zu bringen gebraucht hätte, freudig gebracht aus persönlichem Entschlusse; die Mitarbeit in Versailles, wertvoll in sich selbst, wertvoll in ihrer Wirkung auf den ganzen Süden; die Werbung für das Kaisertum, das keiner seiner Standesgenossen so aus der Tiefe des Herzens ersehnte und begrüßte; in allem immer wieder die Hingabe, die über alles Eigene die Heiligkeit des großen Zieles stellt. Es kamen die Stunden, da auch ihn nach monatelangem Ringen, Warten, Sichbezwingen einmal der Groll über die allzu hohe Sonderstellung, die er Baiern bereitet glaubte, zu heißem Unmut mit sich riß; aber auch in diesem Streite um die Fassung des Kaisertitels überwand er zuletzt sich selber und half zum Frieden und half zur Weihe des nationalen Feiertags. Und vorher, zwischen allen den Starken, Eigenwilligen, leidenschaftlich Schöpferischen, die im Heerlager zu Versailles nebeneinanderstanden, auf-

einanderstießen, wie frei und mild und wie unentbehrlich die Arbeit des Ausgleiches und der Vermittlung, zwischen König und Kronprinz und dem in Schmerzen und Kämpfen das Neue heroisch gestaltenden Kanzler! Die Führung in diesen großen Dingen hatte die politisch-militärische Gewalt, und deshalb die Gruppe ihrer preußischen Träger: beseelend und vollendend aber wirkte der südwestdeutsche Fürst mit, wie eine recht ausdrückliche Verkörperung der innerlichen Kräfte, die seine Heimat, der Süden, sein Baden dem Einigungswerke hinzubrachte und die wir so wenig aus ihm hinwegdenken können wie Großherzog Friedrichs helle Gestalt — der „Stolz", mit dem sein nüchtern-mannhafter Minister Jolly damals auf ihn blickte, bleibt der historischen Betrachtung nicht nur des badischen, des deutschen Beobachters berechtigt und lebendig. —

Seit 1871 lebt Friedrich von Baden im neuen Reich. Was er seitdem am Reiche selber, in dessen Regimente, gewirkt hat, ist uns nur erst gelegentlich erkennbar; wo wir es fassen können, bleibt es seiner früheren Art getreu. Wie er öffentlich für das Reich die Stimme erhoben hat, immer von neuem, im reinen Pathos der großen Schaffenszeiten, feiernd, aufrichtend, mahnend, warnend, das wissen wir alle, und wer das einmal aus seinem Munde vernommen hat, vergißt den Eindruck nicht. Manches hat er wohl anders gewünscht, als es geschah und wurde: die süddeutsch-liberale wie die fürstliche Stimmung seines Wesens ist von dem Gange, den der staatsmännische Genius an der Spitze des neuen, preußisch-deutschen Deutschlands nahm, wohl auch jetzt nicht immer befriedigt gewesen, und so rückhaltlos herzlich er sich mit dem ehrwürdigen Kaiser gleichsetzte, so tief er Wilhelms I. ganzen Wert für die Nation ergriff und vertrat — der Wegfall der liberalen Generation aus der obersten Reichsleitung, den seines ihm engverbundenen Schwagers tragischer Tod bedeutete, muß auch für ihn, den Alters- und Gesinnungsgenossen Kaiser Friedrichs, nicht nur ein persönlicher Verlust gewesen sein. Aber in neuen wie in alten Zeiten hat er Mitempfindung und Mitarbeit niemals versagt: stets war Großherzog Friedrichs Persönlichkeit, getreu und warmblütig, bei der Sache des Reichs. Und mochte dessen Gegenwart den Träumen des Idealismus, die das reichsgründende Geschlecht dereinst gehegt, nicht in allem entsprechen: was der Großherzog

von ihm vor allem erwartet hatte, das hat es ihm, seinem Lande, seiner Nation geleistet. Es gab Deutschland und es gab Baden Sicherheit, Deckung, Macht — einen gesteigerten mittelbaren Machtanteil schließlich auch dem Haupte des Sonderstaats. Es entwickelte das Zusammenleben der Nation, es bildete nach 1871 einen Reichsstaat aus, für den die Versailler Verträge nur erst die Umrisse gezogen hatten; es ließ jene deutschen und jene preußischen Kräfte, die einander so schwer gefunden hatten, trotz allem immer inniger in- und durcheinanderfließen, es durchdrang Deutschland, vom nationalen Heere aus, aber nicht nur in diesem, mit der Zucht und der Staatskraft des Preußentums und ließ doch die nationalen Gewalten auch Preußen durchtränken. Es befestigte die alten historischen Mächte, deren Kreisen der Bundesfürst angehörte, und denen die Revolution im Namen der nationalen Souveränität einst den Tod angedroht hatte: die Monarchie, im Reiche wie im Einzelstaat, und den Einzelstaat selbst. Auch der Einzelstaat erlitt nun hundert Einwirkungen des Gesamtstaats: er mußte die Führung, nicht die staatsrechtliche allein, an das Reich abgeben; gesamtdeutsch wurden alle entscheidenden Bewegungen und Kämpfe, und die großen Verhältnisse griffen in das Leben auch jedes Sondergebietes umgestaltend hinein. Auch Baden wurde von den Problemen, die die Gesamtnation jetzt einheitlich erschütterten, gepackt; neue Schichten und neue Parteien bildeten sich aus; alle großen Wendungen der Gesamtgeschicke und der Reichspolitik übten ihren unmittelbaren Rückschlag auch hier. Das erfuhr es im Kirchenstreit; das erfuhr es seit der umfassenden Umkehr alles politischen Lebens um 1879: auch der badische Konstitutionalismus hat immerhin seine Färbung verändert, Staat und Regierungsgewalt sind auch hier stärker geworden. Auch Baden ward von der Erweiterung aller Staatsaufgaben, die Bismarcks neue Wirtschafts- und Sozialpolitik vom Reiche her so gewaltig durchsetzte, berührt; und die Kulturarbeit des Einzelstaates ward, seit ihm das Reich so viel von seiner politischen Arbeit abnahm, ja überhaupt nur vertieft und bereichert. Das gilt für alle Bundesstaaten, und wir preisen es für alle, daß sie ein großes Stück eigener Lebendigkeit behalten haben, daß Einheit und Vielheit sich im neuen Reiche heilsamer, als bei unseren um ihre natio-

nale Straffheit so oft beneideten Nachbarn, durchdringen und ergänzen: wir erkennen in dieser Vielfältigkeit doch auch heute noch einen Segen, von dem wir nicht lassen dürfen. Jedoch Baden erhielt sich mehr: es behielt in ganz besonderem Maße sein eigenes, sein älteres Wesen bei. Es blieb das Land Großherzog Friedrichs, und die Grundzüge der liberalen 60er Jahre bestanden in ihm fort. Von wertvollen Mitarbeitern, die sich in langer Reihe abgelöst haben, umgeben, hat ihm sein Fürst, der immer blieb und auch der gleiche blieb, den hohen Segen der Stetigkeit, der Weiterbildung seiner besonderen Eigenschaften gewahrt. Der neue Aufschwung der Monarchie war auch hier vornehmlich die Folge ihrer Leistungen zwischen 1860 und 1870: aber so preußisch sie in Preußen — und man muß sagen: im Reiche — blieb, so badisch blieb sie in Baden, und ihr Bestes war mit der Persönlichkeit ihres Trägers, ihrer beiden Träger auf das Innigste verknüpft. Wir haben diese Monarchie in ihren neulichen Festtagen wieder empfunden, persönlichkeitsvoll wie sie ist. Es ist gewiß wahr, daß Großherzog Friedrichs fürstliches Bild so nur in Deutschland denkbar ist, und auch in Deutschland heute so nur hier: deutsch und badisch in all seiner Art, die wir kennen, mit den gütigen, nachdenklichen, innerlichen Zügen der Seele und des Angesichts; ein Mann der geistigen Waffen auch im politischen Kampfe, der zu den Seinen von Liebe und sittlichem Gehorsam, von der „Wacht des Herzens" spricht, von der Wirkungskraft mehr des reinen Gefühles als der stürmischen Größe eines machtschaffenden Willens; durchaus, seine Geschichte kündet davon, nicht ohne Schwung und auch nicht ohne Zorn, aber so, wie er sein Wesen ausleben durfte, der Mann der warmherzigen Weisheit, der klaren Beschränkung auf den Lebenskreis und die Lebensziele seiner Heimat und seiner Ahnen; mit dem Gesamtvaterlande so wohl vertraut, daß auch die neuen Aufgaben in der Welt und auf den Meeren sein verständnisvolles Fürwort gewannen, aber wurzelnd und erst ganz entfaltet doch in den Verhältnissen dieser reichen, schönen und schlichten Südwestecke des deutschen Landes, in diesem, wie sein Biograph es gesagt hat, altbadischen Patriarchalismus, den er mit allen Forderungen des 19. Jahrhunderts versöhnte und ebendeshalb lebendig erhielt, in dieser fürstlichen „Seelsorge" des

erlauchten Großherzogspaares, das, engverbunden in Art und Wirkung, unermüdlich seine Fäden gesponnen hat in wohltätiger Liebe, in warmer Hingabe, über jede Landschaft seines in sich doch wieder so vielgestaltigen Gebietes, über die Ebenen am Rheine und die Täler und Berge des Schwarzwaldes und am Bodensee; neben der stets staatlich auf das Allgemeine und aufwärts gerichteten Fürsorge ihres Gemahls die ganz persönlich und im einzelnen schaffende, wirtschaftliche, soziale, religiöse, weiblich gestimmte der hohen Frau, deren Gestalt im Glücke und Leide des Hauses und im öffentlichen Dasein von der seinigen untrennbar ist für ihr Land und untrennbar bleiben wird für die Nachwelt.

Baden ist auf den Wegen weitergeschritten, in die er selber es einst deutlich hineingeführt hatte. Aber wir sehen es: es waren Wege, die herkamen aus der Vergangenheit des Zähringer Geschlechts und Staats. Und der 80jährige Herrscher empfindet in sich — er hat sie oft gepriesen — die ganze Wirkungsmacht der historischen Zusammenhänge. Wie in Kaiser Wilhelm I., mit dessen politisch so charakteristisch verschiedener und menschlich doch ihm so vertrauter und heute so mannigfach verwandter Erscheinung man ihn unwillkürlich und gern zusammenrückt, so fließt altes und neues auch in ihm in Eins zusammen. Ihm selber freilich ist Kaiser Wilhelms Name, wenn er ihn in jenen Äußerungen, von denen ich ausging und zu denen ich am Schlusse zurückkehren darf, als einen der für sein Dasein entscheidenden preist, der Ausdruck für seine eigene Arbeit an und im Reiche: er hat ein gutes Recht, diesen Zusammenhang, die historische Macht von 1870, für sich aufzurufen, wo er von seinen Lebenswerten spricht. Und alles, was ich ausführte, hat die Engigkeit das Bandes wieder aufgezeigt, das ihn daneben mit Karl Friedrich vereint: seine eigene Geschichte ist wirklich die Verknüpfung jener zwei Gestalten und dessen, was sie bedeuten, zu einem neuen Ganzen; und fast möchte man meinen, daß Karl Friedrich in diesem Ganzen doch noch überwöge bis an den heutigen Tag. Denn das Gewicht des eigentümlich Badisch-Deutschen, das er ausdrückt, wird durch die dritte jener Kräfte noch verstärkt, zu denen wir den Großherzog sich bekennen hörten: was ihm für die Entwickelung seines persönlichen Wesens die deutschen Uni-

versitäten waren, das habe ich angedeutet. Aber ich habe es nicht erschöpft. Er dankt der deutschen Bildung seiner Jugendtage mehr als seinen politischen Glauben: er dankt ihr den eigentümlichen Klang seiner eigenen Bildung überhaupt, seinen Glauben in weltlichen und ewigen Dingen zugleich, den geistigen Zug, den Drang zum Gleichmaß, zu einem reinen Gleichgewicht der seelischen Kräfte, zur Klarheit und zur Vielseitigkeit des persönlichen Lebens, zu warmer und zarter Menschlichkeit. In diesem Drange ist er wohl wieder Karl Friedrichs Enkel: aber zugleich der Sohn des Deutschlands, über das noch der Hauch der großen Philosophie und der großen Dichtung hinstrich, der Sohn jener deutschen Einheit, die vorgelebt ward in der geistigen Kultur. Er hat mitgerungen, ihr die politische anzuschließen; er trägt den Rock des neuen gewaffneten Deutschlands: aber aus seinem Wesen, wie dem seiner Altersgenossen sonst, duftet noch heute die Blüte jener hohen Tage uns zu, in denen er jung war. Heute aber strebt wiederum dieser Zug des einstmals „Deutschen", sich stärker zu entfalten inmitten der Einseitigkeit des neuen realistischen Deutschlands, das ich „preußisch" nannte: in neuer, suchender geistiger Sehnsucht und Schaffenshoffnung und Genußfreude, in heilsamer Erweiterung und Ergänzung, nicht selten freilich bereits in neuer ästhetisierender Einseitigkeit. Großherzog Friedrich darf sich dieser Verinnerlichung und Verjüngung herzlich freuen: sie knüpft an die Kräfte seines eigenen Innern an. Aber auch *ihrer* Einseitigkeit hat er den Glauben seines Lebens entgegengehalten: unser trotz allem unpolitisches Volk, von allzu deutlichen Gefahren täglich und rings umdroht, darf seines Staates, es darf der mahnenden Geschichte seiner Einigung, es darf der Notwendigkeit seines Zusammenhaltes und seiner Waffnung, der Notwendigkeit der männlich strengen Kräfte, die es vom Norden her aufgebaut haben, nicht einen Tag lang vergessen: ein Rückfall in die alten Schwächen wäre, heute mehr als jemals zuvor, der nationale Tod. So hat Großherzog Friedrich 1903 zu Heidelberg den alten Bund von Hochschulen und Reichsgesinnung gefeiert; so hat er den Studenten die Stärke unseres Vaterlandes auf die Seele gelegt — die Stärke, die allein unsere Freiheit bewahrt. Ihm aber ist sie vor allen Dingen doch wieder geistig: zu der geistigen Kraft hat er damals

aufgerufen, die über das Tagtägliche zur Pflicht für das Ganze erhebt, und ihre Stählung wies er den Hochschulen zu.

Wir haben Anlaß, uns dieses Vertrauens zu freuen, dieser Einigkeit unseres Herrschers mit dem, was wir uns selber wünschen und von uns selber fordern. Wir haben ein halbes Jahrhundert lang solche Einigkeit mit unserm obersten Rektor empfinden dürfen: das war für die Hochschulen dieses Landes, das war für unsere Hochschule ein unvergleichlich reicher Segen. Wir sind ihm dankbar für hundertfältige Förderung alles äußeren und inneren Lebens der Universität: eine Blütezeit wie unter ihm hat sie niemals erblickt. Wir dürfen ihm noch tiefer für jenes Persönlichste danken. Er hat von uns stets Wahrhaftigkeit verlangt und ertragen: wir empfinden es als ein hohes Glück, daß es uns möglich ist, uns in voller Wahrhaftigkeit zu ihm und zu seiner Meinung von unsern Pflichten zu bekennen, jene Einheit zu fühlen zwischen ihm und seiner alten Universität. Wir wissen uns ihm nahe: das ist die schönste Form der Huldigung, die wir uns selber ersehnen. Wir streben, wenn wir von ihm reden, die leitenden Gewalten von Großherzog Friedrichs Dasein zu erkennen, betrachtend, zergliedernd, wie es unseres Amtes ist; wir streben zu bestimmen und zu verstehn. Aber wir fühlen dieses Dasein zugleich als eine lebendige Einheit, in sich und mit uns, wir spüren seine Einwirkung, wir dürfen es lieben, als die Verkörperung so edler allgemeiner Kräfte unserer Welt, und über allem, als ein persönliches Dasein, wie es uns atmend vor Augen steht: Erkenntnis und Liebe ist hier einmal Eins. Ich habe den Gegensätzen nachgespürt, durch die, in tiefbewegten, unvergeßlich großen Zeiten, dieses Leben dahingeschritten ist und die, historisch angeschaut, es selber durchwalten. Es hat sie menschlich überwunden durch das Eine, durch das es uns alle überwindet und das uns von den Höhen dieser beiden Feste in unsere Herzen hineinleuchtet, mit warmem und ruhigem Abendsonnenglanze: durch Harmonie.

Die Universität Heidelberg im 19. Jahrhundert

Festrede zur Hundertjahrfeier der Wiederbegründung durch Karl Friedrich von Baden, in Gegenwart des Großherzoglichen Paares gehalten zu Heidelberg 1903

Rektor der Universität, die wir auf diese Art von neuem begründen, wollen wir selbst sein und unseren Nachfolgern in der Kur diese Würde hinterlassen": die Worte aus Karl Friedrichs Organisationsedikt von 1803 sind durch diese Feiertage in mannigfachem Widerhall hindurchgeklungen: sie geben den Grundton unseres Gedenkens an. Die „Gemeinnützigkeit" dieser hohen Schule „für unsere Lande" hatte der Fürst durch seine Neuordnung zunächst sichern wollen. Es war noch dasselbe Heidelberg, dessen wohltätige Luft und Fruchtfülle dereinst im Jahre 1385 Papst Urbans VI. Stiftungsbrief gerühmt hatte, dieselbe Universität, die er bestimmt hatte, der anlockende Quell zu sein, aus dessen Reichtum sämtliche schöpfen sollen, die sich mit wissenschaftlicher Belehrung zu tränken streben. So hatte denn auch Kurfürst Ruprecht in seiner Urkunde die Gesamtheit der römischen Kirche dem besonderen Vaterlande ausdrücklich vorangestellt. Seitdem hatte seine Schöpfung die großen Wandlungen des allgemeinen Lebens in Geist und Staat miterfahren. Sie hatte der Scholastik gedient und den Humanismus kommen sehen, sie hatte sich der Reformation geöffnet und deren Kämpfe zu ihrem Teile durchstritten und durchlitten. Sie hatte Tage von weltweiter Bedeutung erlebt, als Universität des kriegerischen Calvinismus von Friedrich III. ab, und dann des aufgeklärten Fürstentumes unter Karl Ludwig. Lange hatte solcher Glanz und solches Glück ihr beide Male nicht geleuchtet, und seit den 80er Jahren des 17. Jahrhunderts sank die Verdüsterung schwer auf sie herab. Unter den Herrschern der Neuburgischen und der Sulzbacher Linie fristete sie, fremdartiger geistiger Leitung ausgeliefert, dem Gesamtleben Deutschlands entrückt, ein dumpfes und unfruchtbares Dasein; und als sie, nach den Stürmen der Revolutionskriege, 1803 mit den rechtsrheinischen Trümmern des pfälzer Staates in die Obhut des Markgrafen von Baden überging, war sie arm und matt, fast ohne Lehrer und Schüler, ohne Ansehen und eigenes Daseinsrecht: das Ende der Pfalz mochte auch ihr Ende bringen, ein ruhmloses und kampfloses Erlöschen. Karl Friedrich, so schrieb ihm sein vertrauter Geheimrat Brauer, hatte „mit Heidelberg nicht mehr

als ein unentgeltliches Privilegium zur Auslegung einer durchaus neu zu dotierenden Universität erlangt". Er aber griff es auf; und Kuno Fischer hat mit eindringlichen Worten die Tiefe des Einschnittes gekennzeichnet, mit dem das Jahr 1803 die alte und die neue Universität voneinander scheidet, die kirchliche Weltanstalt, die herabgesunken war zur engen pfälzischen Landesschule, und die badische Hochschule, die alsbald emporwuchs zur deutschen Universität.

Es waren die Sterbezeiten des alten Reichs. Aus seinem unausweichlichen Verfalle stiegen die vergrößerten Einzelstaaten, die deutschen Mittelstaaten hervor, seit langem die Träger alles wirklichen staatlichen Daseins in Deutschland, die Erben sowohl der lebensunfähigen Zwerggewalten wie der längst altgewordenen universalen Kaisergewalt im Reich, die Säulen, auf denen noch das Gewölbe des heutigen Reiches zum einen, großen Teile ruht. Das Baden des Kurfürsten und Großherzogs Karl Friedrich war unter diesen Bildungen eines einebnenden, zusammenfassenden, patriarchalischen Absolutismus, trotz aller bald überwundenen bunten Sonderbarkeit seiner Gestalt und seiner Elemente, der wohltätigsten, lebensvollsten eine und sicher die maßvollste von allen: an der Grenze und unter der Faust des französischen Nachbarn doch allezeit, nach Wunsch und Wirksamkeit, ein deutscher Staat, beseelt von der milden und dennoch schöpferischen Weisheit seines greisen Herrn. Ordnend und verbindend, im wahrsten Sinne aufbauend, fügten er und seine hohen Beamten die rasch erworbenen Trümmerstücke so vieler Territorien zu einem neuen Ganzen; so reihten sie auch die alte Universität ihrem Baue ein. Die beste Sprache des XVIII. Jahrhunderts klingt aus Karl Friedrichs berühmten Statut. In seinen 34 Absätzen regelt es, eingehend und sorgsam nach der Art dieses erleuchteten und wohlmeinenden Fürstentums, Unterhalt und Verfassung der Hochschule. Es ist nicht alles so ins Leben getreten, nicht alles in den Formen verblieben, wie es hier vorgesehen wurde. Weder die etwas umständliche Verflechtung der vier alten Fakultäten mit fünf neuen, rein wissenschaftlich gegliederten Sektionen, noch die allzustarke Verkürzung der Ferien, die enge Beschränkung der studentischen Freizügigkeit, die ebenso enge Regelung des Aufsichtswesens über den Studienbetrieb

der Lehrer und über die Lebensweise der Schüler hat sich erhalten, vieles wurde noch unter dem Neubegründer selber wesentlich verändert. Auch der eigentümlichste Zug des Edikts, der Zusammenschluß katholischer, lutherischer und reformierter Professoren in ein und derselben theologischem Fakultät, erlosch, als 1807 die katholische Theologie in das neuerworbene Freiburg übertragen ward. Aber der Grundsatz blieb: das Privileg verschwand, die Universität wurde staatliche Anstalt. Der Staat gab ihr die Mittel zum Dasein und nahm dafür die oberste Leitung in seine Hände. Er ließ ihrer Selbstverwaltung und Selbständigkeit schließlich allen notwendigen Raum, aber er fügte sie seinen Organen ein: die Grenzbestimmung zwischen Freiheit und Regiment ist nach dem Tasten der ersten Tage bald gefunden und durch alle Schwankungen des Jahrhunderts hindurch immer wieder auf das glücklichste hergestellt worden. Und dieser Staat verkündete den Grundsatz der religiösen Duldsamkeit, er hob seine Universität über die schmerzensreichen Einseitigkeiten der letzten Jahrhunderte empor. Er versprach ihr wie geistig so materiell eine ungehemmte Entwicklung: auch für die Anstalten, deren Forschung und Lehre bedürfen würden, übernahm er die Sorge. Auf allen Gebieten griff er alsbald wohltätig ein: er beschnitt mit fester und schonender Hand die argen Auswüchse studentischer Roheit, die aus der alten Zeit in die neue herüberkamen und mancherlei Nahrung fanden in der Unsicherheit und Gewalttätigkeit der vielbewegten ersten Jahre des Jahrhunderts; er gab den Medizinern und Naturforschern ihre ersten Institute, den Theologen und Philologen ihre ersten Seminare, der Bibliothek ihre sicheren Grundlagen — alles bescheiden und eng, und doch in bedrängter und armer Zeit eine wahre Schöpfung. Hervorragende Männer haben von Karlsruhe aus an diesem Werke geholfen: vor allen anderen Sigmund von Reizenstein, der eine von den Mitbegründern des badischen Staats, gelegentlich der gestrenge und eifervolle Kurator und immer, vierzig lange Jahre hindurch, der beratende, mahnende, stützende Freund unserer Universität, der erste Typus des badischen Staatsmannes, wie ihn das Jahrhundert zum Heile dieses Landes und seiner hohen Schulen noch so mannigfach wieder erneuert hat, in dem sich mit dem rechnenden Ernste der Verwal-

tungs- und Regierungsarbeit die freie, teilnahmsvoll mitschaffende Freude am Geistigen lebendig durchdrang. Und über allen die Persönlichkeit des Herrschers selbst: sicher und gütig, der ernsthaft schlichte, klare und ehrwürdige Mann, mit seiner hellen und warmen Frömmigkeit, seiner ausgeglichenen und innerlichen Reife, der väterliche Fürst, der seinem Lande in einem langen Leben vor allem ein Mehrer friedlicher Güter sein gewollt und der, als ihn die wilde Woge des Weltkampfes halb wider Willen zu neuer und weiterer Macht emportrug, auch seiner neuen Gewalt den tiefen Stempel friedfertiger Eroberung eingedrückt hat — die schöne, menschlich schöpferische Erbschaft des Zähringer Hauses und des gesamten badischen Staats, die wir als einen Segen des nun vollendeten Jahrhunderts dankbar und herzlich preisen.

ꝛc ꝛc ꝛc

Denn ein ganzes Jahrhundert ist es ja, auf dessen Lauf diese Feier die Blicke hinweist: das stolze und reiche XIX. Jahrhundert mit seinem ewig wechselnden und doch so eigenen Inhalt, das damals eben emportaucht aus den Wirbeln der Revolution, noch ganz überströmt vom Geiste der Aufklärung und doch schon hingewandt auf die Küsten einer neuen Weltansicht, historisch in ihrem Geiste, national und realistisch in ihren Zielen und Formen, Altes und Neues bereits in innerlichem Ringen. Und Altes und Neues, jede entscheidende Phase der anbrechenden Zeit, sollte sich in dem Leben der Anstalt spiegeln, deren Geburtsfest wir begehen: mannigfach und in anregungsreicher Fülle und beinah Überfülle der Gedanken, der Richtungen, der lebendigen Menschen, so daß in Heidelberg, greifbarer, vielseitiger und stärker, so möchte ich glauben, als an den meisten Stätten deutschen Lebens, das Bild des Jahrhunderts sich uns, mit frisch besonderen und doch allgemeingültigen Zügen, anschaulich, ja leuchtend vor die Seele stellt. Und erst das neue Heidelberg wurde fähig, solch ein Spiegel des Ganzen zu werden: es hatte von Anbeginn her zu seinem Teile den Vorzug der jungen Universität, wie ihn einst Wittenberg, Halle, Göttingen, wie ihn Berlin, Bonn, Straßburg genossen und geübt haben: alles Lebendige ungehemmt bei sich aufzunehmen

und ihm die Wege zu bahnen in die Welt. In der Tat, ein merkwürdig rasches Erwachen und Regen vom ersten Jahre an. Karl Friedrich und seine Räte rufen, mit offenem Herzen und offener Hand, von allen Seiten, für alle Wissenszweige schaffenskräftige Lehrer; da kommen de Wette und Marheineke, Paulus und Voß, Creuzer und Böckh, Heise und Thibaut, Klüber und Zachariae, Nägele und Ackermann — Namen und Gegensätze aus allen Fakultäten. Das erstorbene Heidelberg erhält seine Buchhandlung, seinen Verlag, seine bedeutsame Zeitschrift; überall sprießen die neuen Triebe plötzlich auf. Auch die Studenten wandern zu. Das Edikt von 1803 hatte gemeint, die große Mehrahl der studierenden Jugend mache doch die zu bildende Geistlichkeit aus. Ganz im Gegenteile waren es die Juristen, die zahlreich kamen, und das vornehme Göttingen lieferte den reichlichsten Zuschuß; Norddeutsche aus allen Landschaften und Staaten vom fernen Osten an stellten sich ein, bald reichte die Gesamtzahl in die 400 hinein. 1807 zählte man in einer Gesamtheit von 432, wovon ein Drittel Landeskinder waren, volle zwei Dritteile Juristen und Kameralisten, ein Sechstel Theologen, kaum ein Achtel Mediziner und nur ein Zwanzigstel Humanisten;[1] in anderen Jahren überwogen die Juristen noch stärker; immer aber war es eine gesamtdeutsche Studentenschaft.

Und auf welchen Boden traten alle diese Ankömmlinge? Das alte Deutschland zerbrach; Klüber und Zachariae lasen das Staatsrecht des Rheinbundes, und wenn sie Reichsstaatsrecht ankündigten, so war es das des französischen Empires; die blauen Linien jenseits des Rheines — das waren ja französische Berge. Aber die Luft in Heidelberg war deutsch, deutsch die kleine gartendurchzogene Stadt am grünen Flusse mit ihren alten Toren und ihren läutenden Viehherden, mit ihren Wäldern und ihren Bergen, deutsch die Poesie und die Erinnerungsmacht ihres Schlosses, der Blick auf alle die Stätten einer heiligen Geschichte ringsum.

[1] Winter 1807: 432, Abgang 100, Zugang 115, 141 Inländer, 291 Ausländer, 74 Theologen, 223 Juristen, 70 Kameralisten, 51 Mediziner, 14 Philosophen (Karlsruher General-Landesarchiv: Heidelberg, Studien, die Übersicht der Akademiker und Einsendung der Logislisten betr., 1013, 1806—1822. Von 1819 ab: Adreßbücher der Universität, auf der Heidelberger Bibliothek).

Man lebte im Rheinbunde und strebte noch kaum hinaus; aber die Empfindung von Vergangenheit und Eigenart, von Volk und Volkstum stellte sich bald ein: aus der Weltbürgerlichkeit und der Verstandesgenügsamkeit der alten Bildung rettete sich in diesem Heidelberg die Romantik des jungen Geschlechts in das Reich der Empfindungen, in Glauben und Geschichte, in Sang und Kunst der deutschen Vorzeit. Der erste Gegenschlag gegen Aufklärung und Fremdherrschaft geschah durch die Poeten. Und hier in Heidelberg zogen sie ein, seit 1804, die Brentano und Arnim und ihre Freunde und Jünger, und die gelehrten Prediger ihrer neuen Weltansicht, die Görres und Creuzer. Die ganze Traumwelt der historisch gewendeten Romantik blühte ihnen aus diesem Erdenwinkel entgegen, der ihnen selber eine Romantik hieß, unter rauschenden Bronnen und grauen Ahnenbildern. Wie hat Clemens Brentano diese Welt geschildert, Brücke und Markt und fröhliches pfälzisches Treiben, und dann den Mondenschein über dem stillen Tal, wo ihm der Gedanke des Vaterlandes in die Seele greift; wie hat Joseph von Eichendorff diese Landschaft lebenslang im Herzen getragen und diese Jahre dargestellt aus strahlender Erinnerung! Aus Heidelberg ging des Knaben Wunderhorn in die deutsche Welt und half ihr das Bewußtsein ihrer Volksart wiederfinden. Und auf das reichste strömte die Anregung der historischen Wissenschaft zu, ein Drang zum Nachempfinden, zum Unbewußten, zur Mystik, aber auch zur innigsten Neubelebung aller Vergangenheit: die Wissenschaft vom deutschen Altertum, vom deutschen Wesen erstand. Die beiden Grimm waren diesem Kreise befreundet; aber auch August Böckh hat sich ihm zugeneigt; und Joseph Görres verkündete den staunenden und gebannten Hörern die Rätsel seiner Naturphilosophie, Creuzer versammelte die breiten Scharen der Studenten, die alle mit ihm nach etwas Neuem, Tieferem, Geheimnisvollem drängten, um seine Religionsgeschichte des Altertums mit ihren wirren Ahnungen und traumhaft weiten Zusammenhängen: von allen tragischen Schwächen der Romantik auch als Mensch berührt, in seiner Wissenschaft mehr ein Prediger als ein Forscher, und doch einer der wirksamen Wortführer des Neuen, wie es sich schäumend Bahn brach über alle die kühle Verständigkeit der letzten Zeiten hinweg.

Das Heidelberg, wie das XIX. Jahrhundert es geliebt hat, als eine Stätte von Schönheit und seelisch-landschaftlichem Reiz, ist damals entdeckt worden. Der Freiherr vom Stein aber hat ihm bezeugt, daß es zugleich eine wirksame Kraft ward für die Gesinnungen und für die Taten: hier habe sich, so hat er geurteilt, ein gutes Teil des deutschen Feuers entzündet, welches später die Franzosen verzehrte. Und auch in Heidelberg sank die Zahl der Studenten in den Kriegsjahren tief hinab.[1] Auch in Heidelberg betätigte sich dann der neue studentische Geist: was die Neubildung der Studentenschaft seit 1803 begonnen hatte, vollendete erst die deutsche Burschenschaft: eine Reinigung und Durchgeistigung des gesamten studentischen Lebens. Sie hat hier die Landsmannschaften, die Korps nicht zu erdrücken vermocht: auch diese blühten vielmehr auf und weiter. Aber ihren Einfluß übte die Burschenschaft auf alle; Idealismus und Poesie blieben in ihrem Gefolge. Nicht politisch war übrigens in Heidelberg ihr vorwiegender Charakter; erst allmählich drangen die politischen, die radikalen Gedanken in der Burschenschaft vor; ihre Anfänge waren, wie bei den Poeten des ersten Jahrzehnts, vor allem vom romantischen Geiste erfüllt, und beide zusammen stellen sie die phantastische Kindheit, die aufblühende Jugendlichkeit des neuen deutschen Lebens liebenswürdig dar. Aus Richard Rothes Jünglingsbriefen weht uns noch heute der ganze Reiz dieser Tage mit ihren Träumen, ihrer Weichheit, ihrem hellen, begeisterungsvollen Schwunge bestrickend entgegen. Und schon nahm von 1816 ab, wenngleich nur auf kurze Jahre, der große Ordner Hegel diese Jugend in seine schöpferische Zucht: die Burschenschaft wurde „philosophisch". Dann aber drang in Heidelberg neben und über den Antrieben der Romantik die andere, neuverstärkte Geistesrichtung des Jahrhunderts vorwärts und nahm die Führung: der Liberalismus.

Haben die beiden Mächte doch überall in diesem Jahrhundert, und zumal in unserem Vaterlande, gegeneinander und miteinander wirkend alles Leben beherrscht: neben der historisch-organischen, konservativ gestimmten Richtung, die sich wider die Ein-

[1] W. 1809: 437, W. 1812: 324, S. 1813: 276 (91 Inländer, 185 Ausländer), W. 1813: 227 (75 und 152), die aber noch auf 154 sanken, S. 1814: 206 (48 und 158), W. 1814: 328 (63 und 265).

seitigkeiten der Aufklärung erhob, zugleich die liberale, die das unvergeßliche Befreiungswerk der Aufklärung und der Revolution fortsetzte, auf allen Gebieten, in Wirtschaft, Gesellschaft, Staat, Geist. Dem Kampfe und dann dem Ausgleiche der beiden Kräfte sind die eigentlich großen Schöpfungen des Zeitalters entsprossen. Dem deutschen Süden schrieben es die politischen wie die Bildungsverhältnisse vor, daß in seinen Mittelstaaten der liberale Gedanke bald hervortrat. Und man darf es wohl für Heidelberg bezeichnend nennen, daß von hier im Jahre 1814 Thibauts berühmter Aufruf für das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch, für die Rechtseinigung der Deutschen erscholl: politisch unausführbar, wie er damals und lange war, wissenschaftlich von den Schwächen naturrechtlicher Vergangenheit keineswegs frei, gab er, aus dem Munde des wesentlich konservativen Juristen, dennoch das Signal alles künftigen Strebens, das von dieser Stätte ausgehen sollte: Einheit der Nation! Das aber war vor allem, soviel auch die Romantik dazu mitgewirkt hat, doch das letzte Ziel der liberalen Gedanken.

Zuerst war es ein sozusagen negativer oder reaktionärer Liberalismus, der sich in Heidelberg den Romantikern entgegenwarf. Da führte aus seinem Turmhause an der Plöck der alte Johann Heinrich Voß den Streit, der hagere, knorrige Niederdeutsche, der seine Ideale der Nüchternheit, gesunde und einseitige, grob und grimmig gegen die Unklarheit und die Unfreiheit, aber auch gegen die Tiefe der Jüngeren verteidigte. Da trat ihm von 1811 ab der Schwabe Paulus zur Seite, der vielverhöhnte Rationalist: unter den Theologen, neben der vollen und warmen Persönlichkeit Karl Daubs, des Vertreters der neuen Religiosität, und seiner erst mystischer, dann hegelisch gefärbten Dogmatik, er der Wächter der alten Verstandeslehre, der grundsätzlichen Toleranz, die er mit allen Waffen der Intoleranz verfocht; das kleine scharfe Männlein von Haut und Knochen, mit den großen Augen in dem fleischlosen Gesicht, für den pfälzisch bürgerlichen und protestantischen Liberalismus der wesensverwandte Vorkämpfer, der ewig streitbare Publizist, durch vier Jahrzehnte hindurch stets auf der Bresche, eine nachwirkende Kraft aus überwundenen Tagen.

Nicht diese Männer blieben für Heidelberg charakteristisch. Ein

maßvoller, nicht so sehr rückwärts als vorwärts gewandter Liberalismus, in dem sich bereits dem liberalen ein gewisses historisches Element beigesellte, in dem die Gegensätze sich bereits leise mischten, gewann seit den 20er Jahren allmählich die Überhand. Gewiß: nicht er allein erfüllte die Universität. Wer aus dem Reichtum der Fächer und der Persönlichkeiten, die sich hier entfalteten, das Führende knapp herauszuheben trachtet, wird nie verkennen, wieviel von wissenschaftlicher und Lehrarbeit, von dem gewichtigsten alltäglichen Inhalt einer Hochschule sich solchen raschen Formeln entzieht. Gestalten, deren Wirksamkeit und Bild die anderen unmittelbar überstrahlten, wie Thibaut, der große Pandektenlehrer, der schöne, hohe, vielseitig lebensvolle Mann, der den Studenten und der Außenwelt gegenüber die Universität beinah verkörperte, passen sich ihnen nicht ein; an dem originellsten seiner Fakultätsgenossen, Zachariae, hätte die feinere Schilderung ein interessantes Durcheinander von Altem und Neuem zu entwirren. Für das Ganze des geistigen Lebens, das hier vorwärts strömte, bleibt es trotzdem wahr: es stand unter dem Zeichen jenes neueren Liberalismus. Die Forderungen der Zeit wirkten auf ihn ein, die Fragen der Verfassung des engeren und weiteren Vaterlandes, seiner Rechts- und Wirtschaftsordnung drängten sich näher und näher auf; diejenigen unter den Professoren wurden die geistig führenden, die dieser Hauch der Gegenwart allmächtig ergriff. Wer der Universität jener Jahrzehnte, bis nahe an die Mitte des Jahrhunderts heran, gedenkt, dem steigen Namen auf wie der Mittermaiers, des Strafrechtslehrers, der Strafrecht und -prozeß in Deutschland nach dem englischen und französischen Muster zu verbessern wünschte, der die Rechte und Institutionen verglich, um aus ihnen praktisch zu lehren, ein beweglicher und offener Geist voll freien und menschlichen Strebens; oder der Name Karl Heinrich Raus, des Nationalökonomen, der jenem gleich die Volkswirtschaftslehre zumal der Engländer auf Deutschland übertrug und in seinem Lehrbuch lange maßgebend gestaltete: sie zählten beide von etwa 1820 ab fast 50 Jahre lang zu den Häuptern der Universität. In manchem träte Zachariae ihnen an die Seite; und auch die Vermittlungstheologen der Zeit, Ullmann, Umbreit, würden sich ihnen beiordnen: auch sie, in Abwehr norddeutscher

Restauration, die Männer maßvoll ausgleichender und vorwärtsschreitender Forschung und Religiosität.

Vor alle aber stellten sich als Träger der heidelbergischen Eigenart und ihres weiten Einflusses auf die Nation die Historiker. Aus dem Drucke der Restauration schritt Deutschland durch die Erschütterungen, den Aufschwung, die Enttäuschungen der 30er Jahre immer deutlicher seinem politischen Zeitalter zu; das Leben der Nation wurde breiter und zugleich zusammenhängender; die Verfassungsstreitigkeiten wuchsen; die Erbitterung über die Schwäche und Unsicherheit der Gegenwart, die Sehnsucht nach festem und einheitlichem staatlichem Rechte stieg. Auch in unser Universitätsleben griffen alle diese Fragen hinein: die Burschenschaft war um 1830 politischer und radikaler geworden, hatte sich unreif genug an den Wirren beteiligt, der Rückschlag traf auch Heidelberg, und die Sturmvögel der Revolution regten die Flügel. Vor allem aber die politischen Probleme der deutschen Welt riefen nach Antwort und suchten sie auch bei der Wissenschaft. Die politische Historie sollte sie erteilen: durch ihre Sprecher ganz besonders gewann Heidelberg für beinahe ein halbes Jahrhundert in Deutschland den breitesten Widerhall, und nicht der Fachgeist des Historikers ist daran schuld, wenn er von Schlosser, Häusser, Treitschke mehr künden zu müssen glaubt als von so manchem sonst.

Welch eine Kette glorreicher Namen! Und in einem jeden von ihnen, in mächtiger persönlicher Entfaltung, zugleich die Eigenart einer Generation. Im XVIII. Jahrhundert wurzelt Friedrich Christoph Schlosser, der 40jährig 1817 hierherkam und erst 1861 starb: einer der Großen unserer Universität. Ein Schüler der Aufklärung und des kantischen Idealismus, ein Historiker von universaler Weite, für seine Zeit vornehmlich wichtig durch seine Geschichte des XVIII. Jahrhunderts: das schildert er als die Epoche der Auflösung aller mittelalterlichen Mächte, aller Ungleichheit und Unfreiheit in Geist, Gesellschaft und Staat, mit großartiger Einheit und Wucht —, freilich durchaus als Kläger und als Richter; der Jünger des kategorischen Imperativs, mißt er die Welt am Maße seiner Moral und sendet Fürsten und Minister erbarmungslos in die historische Verdammnis. Und diesen Sohn der versinkenden literarisch-philosophischen Zeit hörte das

vielgequälte Bürgertum der neuen, politiſchen, und fand in ihm, dem großen Tadler, ſeinen Propheten. Im Grunde mehr und mehr ein Fremder in der Welt, die ihn umgab; ein geiſtiger Ariſtokrat, dem nur die Zartheit des Innerlichen Wert beſaß, der hier in Heidelberg, nach außen ſchroff und ſtachlig, ſein hochgeſtimmtes Sonderleben führte, hat der ſtrenge Frieſe mit dem ſtolzen, ſcharfgezeichneten weißen Haupt, mit dem feurigen einen Auge, als Lehrer und Schriftſteller von den 20er Jahren an bis an die deutſche Revolution durch die Kraft ſeiner ſtarken Natur die Zeitgenoſſen mit ſich geriſſen, als gehöre er zu ihnen ſelbſt; trotz allem eine der geiſtigen Großmächte gerade unſeres Südens. Seine Erbſchaft aber ging ſchon zu ſeinen Lebzeiten in zwei Richtungen weit auseinander: ſie teilte ſich zwiſchen Gervinus und Häuſſer. Der erſte, wie es im Grunde Schloſſer geweſen war, nach ſeiner eigenſten Anlage vornehmlich ein Mann der Literatur, deren Geſchichte ſein Meiſterwerk begründet hat, und dennoch durch den Drang der Zeit, durch Gewiſſen und Abſicht beinah gewaltſam hinübergeſtoßen zur Politik, ſo daß er dieſer allein noch ein Recht auf die deutſche Zukunft zuerkennen wollte — der zweite durch denſelben Strom wieder noch um ein Stück weiter getrieben: weniger bedeutend gewiß als Gervinus, aber einheitlicher und kräftiger, das echte Kind der hellen Pfalz, warmherzig, tapfer und lebensfriſch, ward Ludwig Häuſſer zum vollen Ausdruck der Jahrhundertmitte, ein Politiker ganz und gar wie ſeinem Willen, ſo ſeinem urſprünglichen Weſen nach, auf jeder Stufe ſeiner Entwicklung vom Pulsſchlag ſeiner Gegenwart durchbebt, ihr Schüler und ihr Lehrer. Er führte vor nunmehr 60 Jahren, ſelbſt noch ein Jüngling, den jungen Prinzen in die Wiſſenſchaften ein, der ſpäter zum Schutzherrn unſerer Hochſchule ward. Er wuchs mit ſeiner Generation aus Schloſſers Welt völlig in die neue ſtaatliche Wirklichkeit hinüber. Er machte mit Gervinus vereint den idealiſtiſchen Verſuch, in der kleinen Univerſitätsſtadt eine große allgemein-deutſche Zeitung zu ſchaffen, und ſah ihn ſcheitern. Er kämpfte und lernte in der deutſchen Revolution, deren wirre Bewegung, grotesk und bitterernſt, auch unſere Stadt und unſere Hochſchule erſchütternd ergriff. Er blieb in aller Größe und aller Wüſtheit, in aller Sehnſucht und aller Enttäuſchung der Sturmes-

jahre dem Streben maßvoller Einheit und maßvoller Freiheit getreu und reifte in ihnen zum Mann. Er ging als ein Bannerträger des preußisch-deutschen Gedankens, ernüchtert aber entschlossen, hinüber in die Epoche der Reaktion. Er wurde in ihr, auf seinem Heidelberger Katheder, zum machtvoll werbenden Prediger seiner Idee, zum führenden Lehrer seiner Universität, zu einem der historisch-politischen Erzieher seiner Nation. Und er kämpfte den Kampf um deren Zukunft mit den Waffen seiner Wissenschaft: seine Deutsche Geschichte erzählte den Zeitgenossen, wie ihre heutige Staatenwelt um den Jahrhundertanfang entstanden war, und entzündete ihren Zorn, ihre Willenskraft und ihre Hoffnung durch den klaren und warmen Bericht über die Niederlage und den Sieg von 1806 und 1813. So trat er, der Historiker und der Realist, in den Vordergrund seines Jahrzehnts.

Dieses aber brachte für Heidelberg den Anbruch seiner reichsten Zeit. Wenn es jemals ein Abbild alles deutschen Daseins gewesen ist, so war es das in diesen Jahren nach der Revolution. Da waren die Radikalen in Geist und Staat; da kamen die Gäste wie Gottfried Keller, Ludwig Feuerbach, David Friedrich Strauß, und hinter ihnen die Kämpen der Kaiserpartei, die Gothaer, Heinrich von Gagern, Wilhelm Beseler, und beide fanden sie ihre Genossen im Schatten der Universität. Beiden entgegen die Männer des Rückschlages gegen 1848, die Bekehrten und die Eiferer: deren Führung nahm die Kirche der zwei Bekenntnisse, in engem Bunde mit der staatlichen Gewalt: Gervinus, Kuno Fischer, Moleschott traf der Angriff. Und während der politische Kampf damals in Deutschland erstarrte, der geistige flutete weiter, und in ihm das Leben. Er durchströmte diese Universität. Ihre Studentenschaft hatte um 1830 einmal die 1000 erreicht; seitdem trat jede Schwankung der deutschen Geschicke in ihren Zahlen zutage, jetzt sanken sie wieder um Hunderte herab: Heidelbergs nationale Stellung aber berührte das nicht.

Über ganz Deutschland ging der Glanz Vangerows, des begeisterten und klaren Lehrers des römischen Rechts, der Thibauts

Erbe war; Mittermaier und Rau lehrten fort, Zöpfl vertrat in diesem staatlich-rechtlichen Kreise den großdeutsch-katholischen Zug der Zeit, Robert von Mohl, der Schwabe, dessen kluge und herbe Erinnerungen uns die Bilder dieser Tage besonders lebhaft vorhalten, den Drang auf Einheit und Verfassung im Sinne der Liberalen: Staatsmann und Gelehrter zugleich, umfassend und scharf, durchaus ein Mann dieser Tage des Wollens und des Streits. Auch bei den Theologen die gleichen Zeichen: die friedlichere Richtung wich immerhin einem Bestreben, handelnd einzugreifen, die Kraft der Kirche zu befestigen und in den Gegensätzen zu betätigen; Ullmann, Schenkel, Hundeshagen nahmen, wenngleich ohne einen Bruch mit Heidelbergs Vergangenheit, diesen Weg. Zugleich aber hob sich aus ihrer Mitte in zarter und wunderbarer Blüte der religiöse Genius Richard Rothes hoch empor: der Denker und Prediger, den man unter den Trägern des deutsch-protestantischen Geistes seines Jahrhunderts Schleiermacher am nächsten angereiht hat, der Schüler der Romantik, des Pietismus und Hegels zugleich, der aus allen Einflüssen und Erscheinungen doch nur seiner feinen und tiefen Eigenart mit stiller Sicherheit Nahrung sog; erfüllt von einer alles beherrschenden und verschmelzenden, fraglosen Religiosität, aber Bekenner eines Glaubens, dem die Kirche wenig war neben der Entwicklung der religiösen Innerlichkeit, der das Ewige im Leben der Welt, des Staates, des Alltages suchte und unbefangen hinaussah in alles Streben seiner Gegenwart; ein Mystiker und Poet, ein Dialektiker, der alles Weltleben mitfühlend einfing in seinen großen Gedankenbau, und der praktisch ebendeshalb der Verfechter der geistlichen Freiheit, des unbedingten Rechtes jeder Forschung und Lehre, der Mitarbeit der Gemeinde in seiner Kirche ward: so tapfer und klar wie rein, bescheiden und mild; durch sein Dasein selber ein lebendiges Zeugnis dessen, was er verfocht, der Unsterblichkeit seines Christentums in jeglichem Wandel der Zeit.

So darf man, im Hinblick auf das Neue jener Tage, den Jünger Hegels wohl mit denen zusammen nennen, die damals den allgemeinen Geist des Gegensatzes gegen die idealistische Philosophie, den Wirklichkeitsdrang des fortschreitenden Jahrhunderts, der Hegels Vorherrschaft abgelöst hatte, neben und über den Histo-

rikern am gewaltigsten vertraten: mit den großen Naturforschern, die jetzt ihren Einzug hielten in Heidelberg.

Gewiß, auch sie waren auf diesem Boden nicht ohne gewichtige Vorläufer. Die Medizin hatte von Anfang her steigende Pflege genossen. Zuerst freilich faßte wohl ein einziger Professor fünf Lehrfächer in sich zusammen; dann traten nach 1815 eine Anzahl bedeutender Praktiker hervor. Von Tiedemann, dem Anatomen, und Gmelin, dem Chemiker und Physiologen, gestützt, errichteten neben dem genialen Frauenarzt Nägele zumal Chelius und Puchelt ihre Kliniken und führten Heidelberg allmählich auf einen ersten Gipfel medizinischer Wirksamkeit. Chelius insbesondere, der Chirurg, erschien in langen Jahrzehnten wie die Verkörperung dieser Blüte, ein vornehmer ruhiger Mann und berühmter Operatör, als Arzt, als Organisator und Schriftsteller ein Repräsentant seiner selbständig gewordenen Wissenschaft über Europa hin. Um 1830 erreichte der Besuch der Fakultät eine stattliche Höhe; die Kliniken, anfangs unvollkommen genug, wurden größer und freier, Heidelberg eine vielgesuchte Krankenstadt. Doch diese erste Blüte begann um 1840 zu welken. Die führenden Ärzte wurden alt, der Geist der Medizin wandelte sich, wurde naturwissenschaftlich strenger und strenger. Auf die symptomatologische Krankheitserkenntnis und Behandlung folgte die anatomische und die physiologische; nach 1840 drang ein jüngeres Geschlecht auch in Heidelberg ein, ein glänzender Praktiker wie Pfeufer, ein bahnbrechender medizinischer Anatom wie Henle erklärten dem alten Betriebe vom neuen naturwissenschaftlichen Boden her den Krieg, und es gab unbehagliche Zeit. Die beiden Neuerer wichen 1852, und eine zeitgemäße Wiederherstellung gelang erst spät: dazwischen lag eine Periode des Niedergangs.

Da waren es die Naturforscher vornehmlich der philosophischen Fakultät, die jener Erhebung vorarbeiteten, und die in sich selber das Höchste erreichten, wovon die Geschichte unserer neuen Universität erzählt. Die drei Großen traten auf ihren Platz. Sie hatten sich alle auch ihrer Fachvorgänger, der Gmelin, Jolly, Arnold, wahrlich nicht zu schämen. Aber das große Zeitalter der Naturwissenschaften, das um die Jahrhundertmitte nach langsamem Aufstiege nun auch in Deutschland mit unvergleichlichem

Glanze kulminierte, die Auswirkung aller Triebe der neuen Zeit, der volle und mächtigste Durchbruch jenes Wirklichkeitsstrebens, das alle Wissenschaften ringsum ergriff: das kam hier doch erst mit Robert Bunsen, Gustav Kirchhoff, Hermann Helmholtz zu seinem Siege. 1852, 1854, 1858 zogen sie in Heidelberg ein, bis 1871 und 1875 blieben sie hier vereint; ein Licht, das die Menschheit umfaßte, strahlte von ihnen aus, und diese Universität trat an die Spitze einer Zeit- und Weltbewegung.

Wie dürfte ich mich vermessen, ihr Werk und ihren Wert, gar ihre Stellung in der Geschichte ihrer Wissenschaften hier umschreiben zu wollen! Aber auch der Laie wird ihr Zusammenstehen dankbar preisen, und wer die Geschichte Heidelbergs berührt, dem treten sie vor das Auge, in ihrer Verschiedenheit und ihrer Einheit — Kirchhoff, der jüngste, der Ostpreuße, zart und klein, von feinen Zügen, mit aller kritischen Bescheidenheit und Sammlung des eigentlichen Gelehrten, in späteren Jahren, so scheint es, skeptisch selbst gegen die mechanische Erklärung der Naturvorgänge, die er einst selbst erstrebt hatte, der Meister zumal der theoretischen Physik. Dicht neben ihm der Riese Bunsen, der Niedersachse, voll Lebenskraft und Lebensfreude, mit der ruhigen Sicherheit und der leisen Schalkheit seines Stammes, aber auch mit dessen abwehrender Zurückhaltung im Persönlichen, bei mancher Freundschaft doch, sein Leben lang ein einsamer Mann, von „kristallklarer" und dennoch undurchdringlicher Tiefe. Dabei sein Sinn allen Erscheinungen der Welt weit aufgeschlossen, in aller Wissenschaft und Literatur ein rastloser Leser und Genießer, mit aller Natur von früher Jugend tief befreundet. Er wendet sich nach seinen Anfangsforschungen von der organischen zur anorganischen Chemie und bleibt dann ganz bei ihr, als einer — so nennt ihn sein Nachfolger — der größten Chemiker aller Zeiten. Aber bis in sein Alter gehört seine Liebe und der Ertrag seiner Arbeit den Nachbarwissenschaften zugleich, wie einst der Medizin, so nun zumal der Geologie. Ein großer Experimentator und Erfinder von mancherlei Instrumenten, ist er zugleich der Technik ein bedeutsamer Helfer, ein Pfadfinder der Metallindustrie, der Elektro- und der Photochemie; bis dann, der Welt gegenüber, die gemeinsame Leistung von 1859 ihn und Kirchhoff leuchtend emporhob:

die Spektralanalyse, in ihrer chemischen Bedeutung, wie der Fachmann urteilt, als Mittel chemischer Analyse, vor allem wohl Bunsens Werk, von Kirchhoff dann ausgenutzt zu jenen Schlüssen auf die chemische Zusammensetzung der Sonne, der fernsten Weltkörper, die den Nachlebenden noch heute ebenso erhaben sind wie den staunenden Zeitgenossen. Und zu den beiden Früheren der Dritte, der universalste von allen. Als Physiolog hat Helmholtz in Heidelberg gelehrt. Schon längst der Erfinder des Spiegels, der die Augenheilkunde umschuf, hat er am Neckar die Lehre von den Tonempfindungen, die physiologische Optik abgeschlossen, die Nervenphysiologie bebaut, sich dann aber weiter und weiter gedehnt zur Ästhetik der Musik und der Malerei, zu erkenntnistheoretischen Untersuchungen; er griff hinaus in die Prinzipien der Geometrie und wandte sich der Physik zu, der sein erster großer Wurf gegolten hatte und in der sein Leben gipfeln sollte. Alle Erkenntnisgebiete durchzog er, alle Erkenntnismittel stellte er herrscherhaft in seinen Dienst, in den Dienst der einheitlichen Naturerkenntnis, nach der er strebte; er rang danach, seiner Wissenschaft ihre Ebenbürtigkeit auch in der Weltansicht seines Volkes zu erobern, er sprach zu dessen Gebildeten: ein zentraler Geist von unermeßlichem Umfang und unermeßlicher Wirkung, eine ruhelos schöpferische Arbeit, umschlossen von einer olympischen Persönlichkeit: würdevoll, schönheitsvoll, mit dem Stempel des Genius auf der leuchtenden Stirne.

Wohl war dies ein hohes Geschlecht: diese Männer umspannten die Welt, auch die gewaltigen Hergänge des Tages lebten sie mit; sie wurzelten in dem breiten Boden allgemeinster Geistesbildung, der heroischen Erbschaft von Deutschlands großer Geistesepoche; Person und Wissenschaft war da tief miteinander durchdrungen, und das Haupt des Forschers ragt in den Äther menschlicher Ewigkeit hinaus. —

Die Jahre ihrer Siege aber waren die Siegesjahre unseres Volkes, unseres Reiches. Die Welle, die sie trug, trug auch den großen Wirklichkeitsbeherrscher, der Deutschland formte, und in den Gipfelzeiten dieser Naturwissenschaft gipfelte auch — menschlich zugleich und sachlich ihnen vielfach verbunden — die patriotische und die wissenschaftliche Arbeit der politischen Historiker, in

deren Gefolge wir in das sechste Jahrzehnt getreten sind. Ich darf es nicht schildern, aber es auch nicht verschweigen, was nun die 60er Jahre Heidelberg gewesen sind und was Heidelberg in ihnen der Nation war. Ich darf es nicht verfolgen, dieses Erwachen alles deutschen Lebens vom Ende der 50er Jahre ab, und das Erwachen des badischen Staatslebens zur selben Zeit: wie Baden 1860 durch die Entscheidung seines Fürsten, zugleich mit der vollen Entfaltung seiner alten Eigenart, der Eigenart, die Karl Friedrich begründet hatte, seine klassische Stellung in Deutschland gewann; wie dann die Fluten und die Kämpfe stiegen und stiegen, und wie durch Drang und Not, durch Hoffnung und Verstimmung, durch Begeisterung und lebendige Tat, wie durch das Zusammenklingen schöpferischer Kraft und nationaler Sehnsucht und Hingabe, durch tragisch erschütternden Krieg und zukunftsfreudige Arbeit das Höchste sich vollendete, worum das Jahrhundert gerungen. Ein jeder Schlag und Gegenschlag aber von alledem wurde auch hier mit empfunden und auch hier mit geführt. Heidelberg blieb ein Vorort der Einheitsbewegung, und seine geistige Mitarbeit, die nicht berufen sein konnte, das Werk zu vollbringen — sie half doch es vorbereiten, sie begleitete es, sie stand inmitten der besten Kräfte der großen und wirren Zeit. Es blieben die Männer und Richtungen, die wir kennen: ein heftigerer Drang nach links bei den Theologen, ein starker politischer Nachdruck bei den Juristen, in deren Mitte, ganz ein Sohn dieser staatsschaffenden umwälzenden Tage, der Schweizer Bluntschli trat, ein liberaler Politiker in jeder Faser; an der Spitze aber die beiden Historiker. In den Kämpfen bis 1865 trug Ludwig Häusser die Fahne voran, opferwillig und regsam, an jeder Mühe, jeder Erregung, jeder Enttäuschung, jedem Erfolge des nationalen Ringens dicht beteiligt, bis er unter der allzuschweren Last zusammenbrach, im Angesichte des Sieges: von allen denen, die ich zu nennen hatte, nach Herkunft und Wesen und Lebensgang für Heidelberg und für die Pfalz wohl der bezeichnendste Mann. Doch aus den Händen des Sterbenden nahm Heinrich von Treitschke die Waffen und führte sie glorreich weiter: in diesen Jahren harter und dennoch jauchzender Vollendung der rechte Prophet des neuen Reiches, dessen jugendlich schöne und jugendlich siegreiche Männ-

lichkeit hier warb und stritt und flammte, ein Wahrzeichen der Nation, deren Glauben er den Studenten in die Seele grub, von unvergeßlichem Eindruck, von unversieglicher Liebesfülle, für jeden, dessen Lebensweg er streifte, eine Kraft, die man festhält, ein Kämpfer von Geburt, von heißer, manchmal versengender, aber zuletzt doch lebenschaffender Leidenschaft — den Großen, die ich eben geschildert, ebenbürtig als ein reiner und starker Mensch und als ein Gelehrter, an dem alles umfassend, von großem Zusammenhange und hohem Zuge war, wie sie gegründet in den Tiefen goethischer Bildung, sprudelnd und sprühend von echter Genialität, auch als Geschichtschreiber ein voller und höchster Ausdruck seiner Zeit, ein Vereiniger und Überwinder der alten geistigen Gegensätze von Liberalismus und Romantik: nur daß bei ihm alles innerliche Feuer doch schließlich nur dazu da sein wollte, um Eisen zu schmieden für die Schlachten seiner Nation, um Erkenntnis und Anschauung, die er weitausgreifend sammelte, mit der Macht des politischen Willens zu durchglühen, um alle Seelenkräfte zu stählen zur volksbegründenden Tat.

ꝏ ꝏ ꝏ

Ich halte inne. Die Grenze von 1871 — drei Jahre darauf schied Treitschke von Heidelberg — mag ich als erzählender Historiker nicht überschreiten. Ich habe eine reiche Fülle bedeutender Menschen zu nennen und sie in Gruppen und Entwicklungen einzureihen gehabt: denn nur in deren Zusammenhange entfalteten sich diese Einzelnen, und nur im lebendigen Einzelnen wurde die Gesamtheit wirklich und wirksam. Und was ergab sich? Durch zwei Menschenalter hindurch eine frische, vielfältige, geistige Bewegung, eine bedeutsame Vertretung so vieler allgemeiner Erscheinungen in dieser Sonderuniversität. Auch diese wieder, als Ganzes, steht innerhalb des Ganzen des nationalen und des universalen Geistesstroms und leistet innerhalb seiner doch ihr eigen Werk. Ich glaube es ohne Überhebung sagen zu dürfen: wenn auch gewiß in jeder unserer deutschen Hochschulen der Inhalt des Jahrhunderts sich spiegelt, so charakteristisch und so stark hat er sich damals vielleicht nur noch in einer einzigen wiederholt. Heidel-

berg tritt an historischer Bedeutung unmittelbar neben Berlin — der Süden zum mindesten hatte keine lebendigere Vertretung als hier bei uns. Man hat gelegentlich auf die Verschiedenheiten zwischen den beiden Universitäten hingewiesen: es sind zugleich die charakteristischen von Nord und Süd, von Preußen und Baden. Man denke an manche Zeit der Berliner Theologie im Vergleiche mit der heidelbergischen, man stelle Hegel und Stahl neben Klüber etwa und Mohl, Savigny neben Thibaut, Ranke neben Schlosser. Zwischendurch würden die Verwandtschaften mannigfach heraustreten, und am Ende die Linien sich einander nähern: Bluntschli zu Gneist, Häusser und Treitschke zu Johann Gustav Droysen, Naturforscher zu Naturforschern. Und deutlich würde sich zeigen, wie lebendig am Neckar in all dieser langen Vorgeschichte des Reichs, inmitten des jungen südwestdeutschen Verfassungsstaates, gerade die Disziplinen des öffentlichen Lebens, juristische wie historische, erblühten: überall springt die allgemeine deutsche Leistung Heidelbergs heraus. Sie wird, nach allen ihren Richtungen, in der deutschen Geschichte ihren Platz behaupten: sie war bis 1871 in ihr eine Macht.

Und seitdem?

Die 70er Jahre brachten Heidelberg kein Glück. Persönliche Zwiste vergifteten die Luft; ein Teil seiner besten Lehrer zog, wie schon einmal um 1810, weg nach Berlin. Nicht nur aus persönlicher Unlust: die sachliche Lage verschob sich auch. Die alte Aufgabe für Deutschland, die so nur außerhalb Preußens zu lösen gewesen war, war gelöst; das Reich bestand, und auch der wissenschaftliche Schwerpunkt wollte sich in die Hauptstadt des Reiches verschieben. Es war der Lohn für Heidelbergs lange Mitarbeit, daß es verlor. Die Zahlen sanken tief, die Winter zumal zeigten gegenüber den Sommern eine klägliche Leere. Allmählich hat sich auch das wieder gegeben; die Zahlen sind längst wieder gestiegen, der Höhe der gesamtdeutschen Besucherziffern gemäß; wir haben jetzt das zwei- bis dreifache der 70er Jahre erreicht. Stets sind die Landeskinder hinter dem Zuzuge von außen erheblich zurückgeblieben; längst hat sich neben das einst erdrückende Übergewicht der Juristen eine immer stattlichere Zahl der Mediziner, der Naturwissenschaftler, der Philosophen gestellt; und wie die Hörer-

schaft, so ist der Lehrkörper unablässig gewachsen. Ich darf die Menge der Bauten, der neuen Institute nicht aufzählen: Regierung und Stände haben reich für uns gesorgt; ich nenne anstatt vieler nur die zwei Namen Julius Jolly und Wilhelm Nokk. Der Einzelstaat hat bald gesehen, daß ihm das Reich nicht einen Verlust, sondern einen Zuwachs an eigener innerer Kulturarbeit bedeutete; und das Werk all seiner Vorgänger, zumal des gütigen Vaters wie des Großvaters, der ihm zum oft bekannten Muster ward, hat rastlos, glücklich und verständnisvoll der Herrscher fortgeführt, der nun seit einem halben Jahrhundert unser Rektor magnificentissimus ist.

Hat unsere Universität so viele Wohltaten erwidert durch Taten? An dieser Stelle, wo alles gegenwärtig Persönliche hinter das sachlich Ganze zurücktritt, darf, glaube ich, ihr Redner auch für das letzte Menschenalter antworten: ja! Er darf sich dessen freuen, was diese Anstalt in Stadt und Staat bedeutet. Er darf gern von der Studentenschaft sprechen, die, in den alten und in immer neuen Formen des Zusammenlebens, in frohem Genusse, aber auch in reicher und freudiger Arbeit, in vornehmem Sinne, zu Heidelberg sonnige und seelisch entscheidende Jahre verbringt. Er darf der Ausgelernten gedenken, die als Geistliche und Lehrer, als Richter und Beamte, als Ärzte und Chemiker usf. und als Gelehrte hinausgegangen sind in unser Land. Er darf die Heilarbeit und die technische Arbeit der Institute unserer Universität erwähnen. Er darf es noch lauter rühmen, was sie, gleich ihren Schwestern, über den Kreis ihrer Schüler hinaus für die Kultur dieses Landes ist: denn sie muß es sein; er darf von ihr sagen, daß sie ein Stück der Eigenart Badens bildet und daß sie selber gut pfälzisch und gut badisch ist, so wenig sie jemals seit 1803 im engen Rahmen einer Landesanstalt gehalten ward. Aber wir preisen es gern, wie auch die große Zahl der Zugewanderten unter uns dies Land, diese Landschaft, diese Stadt mit ihrem frischen und lebensvollen Genius im vollen Sinne als Heimat empfinden, in die sie hineinwachsen, rasch und ganz; und wir spüren es als Stolz und als Segen, daß wir aus freiem und ungeteiltem Herzen so gute Badener und so gute Deutsche zugleich sind und sein sollen: wir sind noch immer

eine gesamtdeutsche Universität und halten das große Vaterland, gleich unseren geistigen Ahnen, in selbstverständlicher Liebe fest.

Und in den weiten Gemeinschaften der Nation und der Wissenschaft steht auch unsere Arbeit. Ich werfe einen Blick auf den Gesamtfortgang der Studien, die ich zuvor in ihren einzelnen Hauptphasen bis 1871 begleitete: überall neue Zweige, eine lückenlosere Durchbildung von Forschung und Unterricht. Wer in das Einzelne eintreten dürfte — hier mangelt die Zeit, und einen Katalog von Namen wünsche ich nicht zu bieten —, der fände wohl die Theologie friedlicher als in den 60er Jahren, aber er fände die alten Züge kritischer Bibelforschung wieder, er schlösse Hitzig und Holsten der alten Reihe an; er fände, hier, wie seit langem in der Rechtswissenschaft, eine stetige Zunahme des geschichtlichen Elements. Er fände bei dieser, auch seit Vangerows Tod, die alte Würde des Pandektenlehrstuhls, er fände im Strafrecht die alte Reformarbeit Mittermaiers durch Rudolf Heinze in neuer Weise fortgeführt, das Staatsrecht seit dem Vollzuge der Reichsgründung, dem Abschlusse des langen Kampfes, vor neuen, reiner wissenschaftlichen Aufgaben, in anderer Richtung, aber in alter Stärke, und doch auch jetzt noch, wie in Georg Meyer, gerne der praktisch-politischen Arbeit nah. Er fände in der philosophischen Fakultät das Fach, das ihr den Namen gibt, erst seit den 60er Jahren an der zentralen Stelle, die ihm gebührt; in allen Zweigen der Philologie ein neues Leben, neue Lehrstellen und Lehrgebiete, und unter den Toten — denn wenige darf ich nur nennen — den Namen eines Erwin Rohde. Er fände neue geschichtliche Teilgebiete abgesteckt, die Kunst, die Erdkunde neu berücksichtigt, im alten historischen Hauptfach den Gegenwartskampf, wie ihn noch Treitschke geführt, seit Erdmannsdörffer und Winkelmann von der gelehrten Forschung still zurückgedrängt. Und die Geschichte ist, auch bei uns, in die Wirtschaftslehre eingedrungen: Karl Knies hat damit einst als erster in seiner Jugend ganzen Ernst gemacht. Und überall auf dem mathematischen, auf dem naturwissenschaftlichen Feld eine starke Mehrung und ein sorgsamer Ausbau jeglichen Einzelgebiets, in vielen ein erhöhter Aufschwung. Ich weise zurück auf klangvolle Namen wie Hofmeister, Hesse, Fuchs, ich weise hinüber auf die Sternwarte auf unserem Königsstuhl;

ich darf es nicht ausführen, wie unter den Erben der ganz Großen Viktor Meyer die Art Bunsens nach Stoff und Lehrbetrieb ergänzte, wie in den verwandten medizinischen Fächern in Willy Kühne ein glänzend geistreicher Forscher die physiologische Nachfolge Helmholtzens antrat, und wie an den vielverdienten Fr. Arnold der große Anatom sich anreihte, der letztbetrauerte unserer Toten, Karl Gegenbaur, der Meister, der die vergleichende Anatomie und die Entwickelungsgeschichte vertiefend miteinander durchdrang, der Mächtigen einer im Reiche der Wissensgeschichte. Längst aber ist die praktische Medizin den theoretischen Schwesterwissenschaften nachgeschritten: seit 1860, von Friedreichs und Simons Tagen an, hat sie in bedeutenden Vertretern, in immer erweiterter Spezialisierung, mit immer reicheren Hilfsmitteln, die alte Höhe der ersten Generation wieder erreicht und übertroffen: von neuem wurde Heidelberg da zu einer Lehr- und Heilungsstätte für die weite Welt.

Gewiß: wissenschaftlich arm geworden ist auch das neue Heidelberg keineswegs. Schon heute spüren wir — ich deutete es an — auch in diesem letzten Menschenalter doch so manchen Zug von alter Heidelberger Eigenart; wie weit sie ging, ob sie das Ganze erfüllte und charakteristisch umschloß wie einst, ob und wieweit Heidelberg aus seiner einst so ausgeprägten Sonderstellung heraustrat, vielleicht herabstieg; wie schwer seine Leistung in der Gesamtleistung der neuesten Wissenschaften wiegt und wie sie sich in sich selber entwickelt hat — all diese feinen Fragen beantworte die Zukunft. Wir sehen heute wohl, auch an dieser Stelle, denselben Wandel, den unser allgemeines Leben, den insbesondere die Wissenschaft dieser Jahrzehnte überall zeigt: Arbeitsteilung und Arbeitsbereicherung, Siege des Realismus, die Leistung breiter und sicherer, der Durchschnitt gleichmäßiger und wohl auch höher als einst; aber freilich — wie ist es mit dem alten Universalismus, dem Zuge ins Große, dem Zusammenhange der Einzelwissenschaft und ihres Jüngers mit den Lebensproblemen des Vaterlandes und der Zeit, dem Zusammenhange der gelehrten Arbeit mit dem tieferen Leben der Persönlichkeit? Ich habe hier nicht zu untersuchen, ob das alles wirklich so gar schwach geworden ist, wie die Klage wohl will, ob wir wirklich verarmt sind an

seelischen Gütern und ob nicht so manche Zeichen auf neue Erhebung deuten. Des Einen gewißlich dürfen wir in dieser Stunde froh sein: die Geistesstätte, deren Fest wir feiern — wie auch immer: lebensvoll ist sie geblieben. Hohe Gestalten haben auch nach 1870 über ihr geragt; eine stolze und stärkende Überlieferung und daneben, unverwelklich wie je zuvor, Reiz und Schönheit in Geschichte und in Natur — sie fesseln auch heute noch beglückend und zugleich beseelend an Heidelberg und helfen uns, jung zu bleiben inmitten dieser ewig jungen Welt. Wir dürfen an unsere Universität und ihre Lebenskräfte glauben: sie wird bestehen. Diene ihr jeder von uns auf seine Art: wie immer er jenen weiten Fragen, die ich streifte, gegenübersteht — wenn er sich selber nur treu bleibt in wacher Selbstkritik, in Wahrhaftigkeit und wissenschaftlichem Mute, in steter Unzufriedenheit mit der eigenen Leistung; wenn er vom Boden seiner Weltansicht und seiner Kräfte aus des Einen nur gewiß bleibt: daß er diese Kräfte ganz dem Ganzen widme, dem er gehört, der Arbeit, der Lehre, die er sich wählt; daß er seiner Aufgabe, wie er sie sich auch setze und begrenze, den vollen Menschen weihe, das ganze Herz: denn Leben wirkt nur, wer sein bestes Leben darzubringen vermag. Ich wiederhole den Gruß, der einst als Mahnung, als Gelübde, der jüngsten unter unseren Hochschulen entgegengeklungen ist: pectus facit professorem!

Das andere legen wir getrost in die Hände des guten Geschicks, das unsere Universität durch die Jahrhunderte und zumal durch dieses Jahrhundert trug. Sie hat vor 17 Jahren die Feier des halben Jahrtausends begangen; wir knüpfen die heutige freudig an jene an — und spüren es: das heutige Gedenkfest ist innerlich beinah reicher, als jenes war: denn weitaus die besten Ruhmestitel Heidelbergs, den wertvollsten Inhalt seiner Geschichte, umschließt die neue Universität.

Wir denken dieser hundert Jahre, die Heidelberg mit Karl Friedrichs Staate verknüpfen, der sechzig, die es verknüpfen mit Karl Friedrichs wesensverwandtem Enkel: wir sehen die Kette aufleuchten, die dies Jahrhundert unserer Hochschule zusammenschließt. Wir freuen uns dieser lebendigen Einheit und des Reichtums, dessen Erben wir sind; wir treten aus hellem Gestern zuver-

sichtlich in das Morgen hinüber: wir trauen dem guten Sterne unserer Universität. Leuchte es ihr weiter voran, inmitten unseres Reichs, inmitten unseres Landes, das milde und warme Licht des Zähringer Hauses, leuchte es ihr lange von dem gütigen, dem ehrwürdigen und teuren Haupte her, das über diesem Feste gewaltet hat, und dessen ganzes Leben für sie ein langer Segen war und immer bleibt. Der gute Geist, der sie geleitet hat, er bleibe ihr treu!

Hamburg und das bürgerliche Geistesleben in Deutschland

Antrittsrede, gehalten in der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung
am 8. Oktober 1907

Der Herr Vorsitzende des Kuratoriums der Wissenschaftlichen Stiftung[1] hat Ihnen von der Gegenwart und von den Fragen der Zukunft gesprochen, wie sie dem handelnden Staatsmanne auf der Seele liegen. Der Historiker, dem er jetzt, als einem der Erstberufenen der neuen Anstalt, das Wort erteilt hat, tut das, was seines Amtes ist, wenn er von der Vergangenheit redet — nicht von demjenigen Inhalte der Vergangenheit, mit dem seine eigenen Lieblingsstudien sonst vor allem verkehren und von dem eine persönliche Antrittsrede sonst etwa handeln würde, sondern von der Vergangenheit, in deren Zusammenhange die Gründung des Werkes steht, das heute hier gefeiert wird. Diese Stiftung, neuartig wie sie in das Hamburger Leben hineinzutreten scheinen mag, ist doch nur ein durchaus organisches Ergebnis der hamburgischen und deutschen Geschichte, das festangeschlossene Glied einer Kette, die das Leben dieser Stadt seit Jahrhunderten umschließt und die es seit Jahrhunderten und nun von neuem mit dem geistigen Leben Deutschlands, ganz besonders mit dem Leben des deutschen Bürgertumes, nahe verbunden hat.

Bürgerlich ist dieser Boden hier, und bürgerlich ist die neue Blüte, die er hervorgetrieben hat. Und wir gedenken der uralten Einheit zwischen Stadt und Bildung, wie sie — ich spreche hier nicht von den glorreichen Stadtstaaten des klassischen Altertums als Geburtsstätten des Geistes — den Werdegang der modernen Welt begleitet hat. Erst in den Städten des Mittelalters ist der Geist der neuen Weltepoche, der romanische und germanische Völker unter dem Einflusse des Christentumes zu neuem, eigenem seelischem Dasein emporführte, zu seiner vollen Form gelangt:

---

[1] Herr Senator von Melle hatte zum Eingange der Versammlung, die so zu einer Art von Eröffnungsfeier der neubegründeten Stiftung wurde, ihren Begründern gedankt und ihre Ziele erörtert: Berufung von Gelehrten, Förderung der Forschung durch Reisen und Publikationen, Förderung des wissenschaftlichen Lebens und Unterrichts in Hamburg in alten und neuen Richtungen. Er besprach die Frage einer Hamburger Universität, mit deren zukünftiger Möglichkeit die Stiftung rechne, deren Gestalt noch unbestimmbar sei, aber sicher deutsch und nicht ausländisch ausfallen werde.

erst da er von den Klöstern und von den Burgen in die Mauern der Städte, in die Häuser der Bürger wanderte. Die letzten Jahrhunderte des Mittelalters beherrschte eine überwiegend städtische Kultur: in ihr reifte das Neue und Lebendige zuerst, die Zukunft des modernen Staates, die das Bürgertum dem modernen Fürstentume vorbereitete, die Gegenwart einer künstlerischen, literarischen, wissenschaftlichen Entfaltung. In Italien sproß die ganze Geisteswelt der Renaissance aus den Städten hervor und blühte erst vom Bürgertume her den Monarchien zu; und auch die erste der großen neuen Organisationen des wissenschaftlichen Lebens, die erste Universität entstand um den Ausgang des 12. Jahrhunderts aus dem Zusammenwirken der städtischen Behörde und der städtischen Korporationen mit den Scholarenkorporationen zu Bologna: die klassischen Universitäten Italiens waren Stadtuniversitäten. Unser deutsches Leben ist nie so einseitig städtisch gewesen, wie das italienische; zu stark haben sich in Deutschland neben und über den Städten die Landschaftsstaaten mit ihren Fürsten und ihrem Adel entwickelt, und ganze, große Teile unseres Vaterlandes blieben städtearm. Dennoch war auch hier der Kultur- und zum Teile der Machtfortschritt vom 13. bis in das 16. Jahrhundert an die Städte gebunden: das waren die großen Tage unserer Reichsstädte in Süd und Nord, ihrer politischen Bedeutung, ihres wirtschaftlichen und kolonisatorischen Aufschwunges, ihrer geistigen Zeugungskraft, die Tage der Städtebünde und Städtekriege, des neuen städtischen Gewerbes und des städtischen Handels, die Tage, da die süddeutschen Reichsstädte über die Alpen hin, zum Mittelmeer hinüber, den Rhein hinab, die Reichs- und Landstädte des Nordens in der Hanse durch die Gebiete der Ostsee und Nordsee ihre stolzen Bahnen zogen, Zeiten, auf deren Höhe die Macht der großen Kaufleute sich glanzvoll und die Mitlebenden blendend erhob, während ein starkbewegtes inneres Leben die Gemeinden kampfreich durchpulste — die erste Blüteperiode des deutschen Bürgertums. Und auch der deutschen bürgerlichen Bildung zugleich! Bürgerlich wurde damals auch in Deutschland das Beste am Leben der Religion, der bildenden Kunst, der Dichtung, der Wissenschaft. In dieser ersten Epoche deutscher Universitätsgründungen wetteiferten die Landesfürsten mit den Städten, und nur die

Minderzahl der neuen Hochschulen war unmittelbar städtisch: die Kölner, Erfurter, Baseler Universität; aber auch die Mehrzahl der übrigen atmete die Luft lebendiger Städte, und an die Städte schloß sich dann, als die Scholastik verblühte, der aufstrebende Humanismus besonders eng, in Augsburg, Nürnberg, Straßburg gewann er seine Hochburgen, stattlicher fast als in den Schlössern der Fürsten. Eine letzte höchste Erhebung erreichte all dies im ersten Menschenalter der deutschen Reformation. Auch sie bildete eine besondere städtische Gestalt in sich aus, hob noch einmal die Reichsstädte mitten in den Reichtum des vollen historischen Lebens und Streitens hinein, fand ihren edelsten Ausdruck in städtischen Staatsmännern, Gelehrten, Predigern, durchtränkte die Städte mit ihrem Geiste, mit ihrer Bildung, organisierte in ihnen den deutschen protestantischen Humanismus. Unter ihren Nachwirkungen sind damals, im Gefolge der Gymnasien, noch einmal reichsstädtische Universitäten entstanden: Straßburg und Altdorf-Nürnberg, und Halbuniversitäten wie das hamburgische Akademische Gymnasium von 1613. Aber diese führen schon in Zeiten hinüber, da die Blüte der alten deutschen Stadt im Welken war. Ich darf den Niedergang hier nicht innerlich zu begründen suchen; seine letzten und entscheidenden Ursachen waren doch offenbar politisch: in Europa erhoben sich neue, einheitliche, nationale Staatsgewalten, die, während Deutschland politisch zerfiel, sich die durch die Entdeckungen erweiterte und tiefverwandelte Welt teilten, ihre Macht wie ihren Reichtum; unsere Städte wurden in Süd und Nord zurückgeworfen, von dem Neuen ausgeschlossen, in ihren alten Lebensbahnen immer dichter eingeschränkt, Augsburg und Nürnberg gingen zurück wie Köln und Lübeck. Ein neues staatliches und wirtschaftliches Weltalter von größeren Formen, von monarchischer Zusammenfassung zog überall herauf, und die selbständige Einzelstadt mit ihrem begrenzten Machtkreise versank. Auch in Deutschland löste ein neuer Fürstenstaat, eine neue Gesellschaft sie ab; sie wurde zuerst in sich selber matt und unproduktiv, dann schlug der 30jährige Krieg sie auch von außen her in Scherben.

Ich habe hier nicht von der Geschichte Hamburgs in den Jahrhunderten zu sprechen, auf deren entscheidende Züge ich soeben

hinwies. Sie waren auch hier reich genug an äußerer und innerer Bewegung und an Frucht — Sie haben die unmittelbar greifbarste in den zwei alten Meistern der Kunsthalle vor Augen! —, sie legten auch hier, von Karl dem Großen an bis auf Martin Luther und Gustav Adolf, den Grund, natürlich, für alles Leben der Folgezeit. Aber Hamburg als Stadt stand damals innerhalb der Reihe, und nicht einmal der ersten. Die Glanzzeiten der Hanse sind nicht die seinen: erst als sie abstarb, hob Hamburg sich eigen und stark heraus. Gerade die westlichen Mächte, vor denen der Stern der Hanse erblich, suchten mit Hamburg Fühlung; dank der unvergleichlichen Gunst seiner Lage, dank seinem eigenen, kraftvoll rücksichtslosen Zugreifen, der zähen und weiten Lebenskraft seiner Bürger trat Hamburg — um 1600 herum — aus dem halben Schatten, in dem es bis dahin gestanden, in das volle Licht der europäischen Zusammenhänge heraus. Die Hanse verging; die deutsche Städteherrlichkeit schwand dahin; das Reich wurde schwach und leer; die Territorien arbeiteten erst langsam und mühevoll in sich die Aufgaben des modernen Staates durch, die Fürstenstädte wuchsen, innerhalb dieser Landschaftsstaaten, allmählich empor: auch von 1600 und 1650 bis 1700 und 1750 ging es in Deutschland im ganzen allgemach voran. Aber die Wunden, die der siegreiche Vorantritt des westlichen Auslandes Deutschland geschlagen hatte, waren tief; und das deutsche Bürgertum, als Stand, fiel schwer zurück. Der neue Wohlfahrts- und Polizeistaat hat es langsam wieder heraufgezogen, aber er hat es auch — fast überall — an das Regiertwerden, an die Leitung erleuchteterer oberer Gewalten gewöhnt; und zunächst verlor es durch den Verfall seiner alten Hauptorte, der Reichsstädte, an Lebensfülle und -frische unendlich viel. Es wurde arm und philisterhaft. Die geistige Führung, die diese Reichsstädte besessen, ging über an die neuen Mächte: Fürstentum, Hof, Adel wurden im 17. Jahrhundert die Träger der geistigen, der künstlerischen, der wissenschaftlichen, der persönlichen Kultur, das alte bürgerliche Bildungs- und Menschenideal wich einem höfisch-weltmännischen jener Schichten, die alten Universitäten versandeten, trübe floß in ihnen und in den Städten ein lebloser Strom überlieferter und erstarrender Gelehrsamkeit dahin.

Es ist eine altgepriesene Wahrheit, daß diese Erstarrung des bürgerlichen Lebens Hamburg erspart geblieben ist. Daß es sich durch die Macht seiner Wälle über die Gefahren des 30jährigen Krieges hinweghob, ist doch nur das Äußerlichste daran; ich wies auf die Verbindungen hin, die es mit England einging, auf seine Einfügung in die Kette des neueren großen Wirtschaftslebens, in die niederländisch-englische Handelswelt. Es ist bekannt: Hamburg wurde für die zwei führenden See- und Handelsvölker die Pforte zu Deutschland, es wurde eine allgemein-deutsche Handelsstadt. Daß es sich beizeiten von der niedergehenden Hanse trennte, war eine Tat gesunder und heilsamer Selbstsucht. Es sorgte für sich selber: nur dadurch hat es für die Nation etwas zu leisten vermocht. Der neue Territorialstaat hob damals seine Handelsstädte, wie Leipzig, Berlin, Stettin, Breslau; manche von ihnen begünstigte der natürliche Verkehr, und sie schützte zudem die Macht des Landesfürsten. Danzig und Hamburg blieben auf sich allein angewiesen: Hinterland, Strom und See kamen ihnen zu Hilfe, im übrigen hatten sie sich selber zu helfen. Wie schwer das war und wie es dennoch geleistet wurde, davon berichtet die hamburgische und die deutsche Geschichte. Hier sei nur das eine bemerkt: indem Hamburg sich kühl und kühn auf sich selber stellte, tat es nicht nur das einzig Mögliche, dasselbe, was jeder lebendige Sonderstaat im zerfallenden Reiche tun mußte, wenn er dauern und gedeihen wollte, was Baiern und was Brandenburg-Preußen tat; es blieb zugleich in seiner Art ein getreues und auch ein nützliches Glied des deutschen Reiches. Adolf Wohlwill hat es mannigfach aus den Quellen geschildert, wie mühselig die Einzelstadt sich zwischen den Elbufermächten, Schweden, Dänemark, Brandenburg, zwischen den Großstaaten Europas, Kaiser und Reich und Preußen, Frankreich und England hindurchwinden mußte, mit Opfern und Beugungen, und wie sie sich doch behauptet hat; er hat zugleich mit gutem Rechte betont, daß sie dennoch so gut kaiserlich und reichisch blieb, als sie eben konnte, und daß die Gesamtheit doch immer eine Art Schutzwehr auch für Hamburg blieb; und vor allem betont, daß auch dieser Einzelstaat, indem er seinen Interessen entschlossen und lebensvoll nachging, der Gesamtheit diente: in sehr anderer Weise, aber ebenso sicher

wie das machtgestaltende Königtum der Hohenzollern. Denn Hamburgs wirtschaftliche Mittlertätigkeit half die Öde und Armut der Gegenwart überwinden und hielt die Wege für eine bessere Zukunft frei. Hier gilt es noch stärker ein Anderes zu unterstreichen, was man ja seit langem weiß: Hamburg hat am allerbesten dem Ganzen der Nation dadurch gedient, daß es seinen eigenen Organismus gesund und frisch erhielt. Die Verfaulung, der das städtische Wesen, das reichsstädtische, beinahe überall unterlag, drang hier nicht durch: neben wenigen anderen deutschen Städten und vor ihnen wahrte sich Hamburg seine innerliche Lebendigkeit. Hier flutete schöpferischer Verkehr und wehte die Luft der See; hier strömte fremdes Blut heilsam ein; hier spürte man den Atem der westlichen, der holländisch-englisch-französischen Bildung; hier stritten in lebendigem Wetteifer, inmitten einer lebendig fortwachsenden Verfassung, die aristokratische Tendenz des Rates und die demokratische der erbgesessenen Bürgerschaft miteinander; hier blühte neben dem herrschenden Handel neues Gewerbe auf; hier war an Stelle der Stockung historischer Fluß, und stieg mit dem Reichtum des Wollens und des Besitzes zugleich der Reichtum bürgerlicher Geisteskultur. Überaus Wertvolles hatte die Reformation dem neuen Hamburg vermacht, wie in der Verfassung und im religiösen Leben so auch in der wissenschaftlichen Bildung. Ich nannte das Akademische Gymnasium von 1613: 270 Jahre lang hat es bestanden und gewirkt, eine Zwischenstufe zwischen Gelehrtenschule und Universität, eine Lehrstätte der allgemeinen, wissenschaftlichen Bildung. Der Keim der Hochschule, der in ihm steckte, ist nicht zur Entwicklung gediehen, aber es war selber in seinen guten Zeiten ein Stück Hochschule, eine Art philosophischer und zugleich theologischer Fakultät, und immer wieder haben seine Lehrer und Gelehrten in Hamburgs und Deutschlands Bildungswesen ihre stattliche Rolle gespielt. Seine Glanzzeiten stehen immer mit den Zeiten kräftigen wirtschaftlichen Aufschwunges der Stadt im Zusammenhang. 1613 war das Gymnasium geschaffen worden, 1623 die Admiralität, 1665 die Kommerzdeputation: in diese selben Jahrzehnte (1629—1657) fällt am Gymnasium die Wirksamkeit des Joachim Jungius, des Gießen-Rostockischen Universitätsprofessors, der in Hamburg Rek-

tor ward, des Mathematikers und Naturforschers, Philosophen und Schulmannes, dessen Spuren der alte Goethe erstaunt und bewundernd nachgegangen ist. Ein Jahrhundert später haben Reimarus und dann Büsch, wieder ein Jahrhundert danach Wurm und Aegidi dem Gymnasium hellen Glanz verliehen. Geschichte, klassische und biblische Philologie und Philosophie, Physik und Chemie, Naturgeschichte, Mathematik wurden gelehrt; hier floß ein stetiger Quell von geistiger Anregung und gelehrtem Streben. Seit 1648 stand die Stadtbibliothek daneben, ein Mittelpunkt gleicher Bewegung auch sie. Und schon die Namen von Jungius, Reimarus, Büsch deuten weiter hinaus. Die Wissenschaft der Aufklärung drang in Hamburg ein, der Geist der Aufklärung, der neue weltliche Geist, der die westlichen Völker erfüllte und vorwärtsführte, brach sich in Hamburg seine Pforte, gleichwie der Handel und das Wirtschaftsleben derselben Völker. Lernend, nachahmend, widerstreitend hat sich Hamburg mit ihrer neuen Geisteskultur auseinandergesetzt; in der weltoffenen Hafenstadt erwuchs ein neues Leben, das auch auf geistigem Gebiete der deutschen Gesamtheit wichtig wurde: auch von einer geistigen Mission Hamburgs innerhalb der Nation kann man für das Jahrhundert der Aufklärung und der langsam wieder aufsteigenden deutschen Bildung sprechen. Die deutsche Nationaloper wurde in Hamburg 1678, das deutsche Nationaltheater in den Tagen Lessings begründet und in beiden Richtungen ist die Bedeutung Hamburgs groß und tief. Es war ja kein Zufall, daß Lessing und Klopstock in Hamburg heimisch werden wollten, daß Herder die Stadt besuchte, von der man frühe gesagt hat, sie sei damals die geistige Hauptstadt des deutschen Nordens, ja ganz Deutschlands gewesen — ein Wort, das etwas zu viel behauptet und doch die Erinnerung an ein bewegtes und fruchtbares Treiben zu gutem Rechte emporruft. Eine führende Einwirkung übte Hamburg wohl eine Weile lang in den Vorbereitungszeiten unserer großen Literatur; als diese auf ihre Höhe kam, wirkte Hamburg nur noch mit. Aber wie bunt und reich war auch damals noch das Bild der Kreise, in die Lessing hineintrat, mit ihren Gelehrten und Literaten, Musikern und Schauspielern, ihren Geistlichen und ihren Kaufherren, mit ihren kriegerisch getrennten Lagern von Freunden und Fein-

den der Bühne und der Aufklärung, mit dem streitbaren Hauptpastor und seinen Gegnern in Kirche und Literatur! Als Hintergrund eine oft geschilderte, saftige Geselligkeit, reich an behäbigem, materiellem Genuß, aber zugleich an prickelnder Würze des neuen Geistes — des Geistes, der jenen Überfluß heilsam und notwendig ergänzte; und in dem wohlhabenden Bürgerhause die Überlieferungen einer eingesessenen Malerei, die seit einem Jahrhundert, auch sie vom Auslande mannigfach geleitet, doch Eigenes und Wertvolles geschaffen hatte, deren Bildniskunst das Beste der bürgerlich-persönlichen hamburgischen Welt ebenso charakteristisch festhielt wie der bürgerlich stolze Bau der Michaeliskirche das Gesamtbild dieser Stadt des mittleren 18. Jahrhunderts. Ihr vollster persönlicher Ausdruck aber, der doch wohl hamburgischeste unter den geistigen Führern von 1770, besitzt neben den Künstlern und Literaten noch durchaus ein besonderes Gesicht und eine besondere Wirkungssphäre: das war der Professor Johann Georg Büsch, der Mathematiker und ausgezeichnete Volkswirt, der Lehrer vom Akademischen Gymnasium, der als erster den Kreis der Vorlesungen über die Schüler der Anstalt hinaus dehnte, öffentliche Vorträge einführte, der dann daneben seine Handlungsakademie begründete und geistig versorgte und dessen weitbekannter Name über den ersten Jahrzehnten der „Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Manufakturen, Künste und nützlichen Gewerbe", der „Patriotischen Gesellschaft" von 1765 strahlt. Unendlich vielseitig und reich ward deren Tätigkeit: sie hat ein Jahrhundert lang in allen Zweigen des wirtschaftlichen und vielen des sozialen Lebens durch Preisaufgaben, durch wissenschaftliche und praktische Anregung und Unterstützung neuernd, bessernd, schaffend gewirkt, die Tätigkeit des Staates belebend, aneifernd, vertretend, sie hat in Schul- und Armenwesen, in Naturwissenschaft und Kunst neue Einrichtungen gegründet oder mitgegründet und sie weitergeführt, bis sie reif waren für die Übernahme durch den Staat. Nirgends hat sich der bürgerliche Geist dieser Stadt selbständiger und bezeichnender betätigt als in dieser Vereinsbildung, die die großen Aufgaben für die Gesamtheit aufgriff und vorbereitete und löste. Aber auch Büsch und die Seinen standen mitten in den Einflüssen des zeitgenössischen Geisteslebens drinnen: Allgemeines und

Städtisch-Besonderes war hier innig miteinander durchdrungen. Das was von den niederländischen Städten des 17. Jahrhunderts gesagt worden ist, gilt auch, und noch unmittelbarer und andauernder beinahe, für das Hamburg des 17. und 18.: die Entwicklung der alten deutschen Stadt, die im inneren Deutschland abgebrochen worden war, setzte sich hier ungebrochen fort, ein deutsches Bürgertum blühte hier frei und ungefesselt, selbständig und selbstbewußt, in allseitiger Arbeit weiter, über die Zeiten unbürgerlicher deutscher Kultur hinweg, und führte der wiedererstarkenden deutschen Gesamtheit zuletzt auch ein gut Teil der geistigen Kräfte wieder zu, die hier lebendig geblieben waren und die nun anderwärts in Deutschland ihr Höchstes leisten sollten.

Denn schon waren Leipzig und Zürich neben Hamburg getreten, und was in ihnen vorbereitet worden, gipfelte nicht in ihnen, sondern in Königsberg, in Jena, in Weimar.

Es ist hier nicht von dem Aufstiege des deutschen Geistes zu handeln, der sich in unserer großen Dichtung und unserer großen Philosophie vollendete, auch nicht von jener allmählichen Wiedererhebung deutschen städtischen Wohlstandes und deutscher städtischer Bildung, die das 18. Jahrhundert begleitete, von der rückkehrenden Kraft des Bürgertums, das nach allem Niedergange langsam wieder anfing, sich zu fühlen und einer Zukunft zuzustreben. Das Revolutionszeitalter schien sie zu bringen: auch Hamburg schien noch höher empor zu sollen. Die nordamerikanische Revolution gab seinem Handel den folgenreichsten Anstoß; die französische erweckte die bürgerliche Freiheitsbegeisterung auch hier und enttäuschte sie dann. Aber sie belebte durch den englisch-französischen Weltkrieg, durch die Lähmung des französischen und holländischen Handels für eine Weile den hamburgischen in ungeahnter Weise, bis schließlich Napoleons ungeheurer Eingriff das Band zwischen Hamburg und England, das Band zwischen Hamburg und der See zerriß und die freie Reichsstadt knebelte und französisch machte. Sie hat dem Befreiungskampfe, wie der Fremdherrschaft zuvor, unendliche Opfer an Wohlstand und nun auch an Leben dargebracht; als eine Märtyrerstadt der nationalen Erhebung ging sie in das neugeordnete Deutschland von 1815 über, und man muß es rühmen, daß diesem Deutschland,

aus dem die alten reichsstädtischen Gewalten inzwischen überall verschwunden waren, die freie bürgerliche Kraft seiner hansischen Seestädte auch jetzt wieder selbständig erhalten blieb: ein Quell der Lebendigkeit in wieder getrübten Tagen. Freilich auch für die hamburgische Kultur blieben sie in vielem getrübt: im neuen Jahrhundert verlor sie ihre alte große Stellung. Andere, binnenländische Mittelpunkte des deutschen geistigen Lebens wurden wichtiger: neben die Universitäten, die im 18. Jahrhundert auch wieder zu nationaler Bedeutung emporgestiegen waren, neben die kleinen Fürstensitze, in denen der deutsche Sonderstaat und seine höhere Gesellschaft ihre Bildungskraft bewährt hatten, traten nun auch die Hauptstädte der großen Bundesländer, die Sitze politischer Macht, zugleich als geistige, künstlerische Zentren. Hamburg verschwand neben ihnen; seine ausstrahlende Kraft war erlahmt, seine Malerei hatte sich zuerst stolz erhoben, aber sein größter Maler sank früh ins Grab; es behielt wohl eine weiterschaffende, eigene Kunst, aber es hörte auf zu führen und begann allmählich geführt zu werden. Und gleichzeitig traten neue gewaltige Aufgaben in das deutsche Dasein hinein. Das deutsche Bürgertum wurde, langsam, aber weit über die Vorbereitungszeit im 18. Jahrhundert hinaus, wieder groß und rang sich jetzt wirklich in den Vordergrund des nationalen Lebens durch: es wurde geistig und wirtschaftlich stark und einheitlich, es entwickelte ein schöpferisches Selbstgefühl als Stand, als nationale Gewalt, es wurde politisch zu einer Macht, es forderte Verfassung und Einheit. Es kamen die großen Einigungskämpfe heran, die Zeiten von 1848, 1866 und 1870, getragen vor allem von diesem Bürgertum. Der deutsche bürgerliche Liberalismus durchdrang die Nation, ihren Geist, ihre Wirtschaft, ihren Staat; auch Hamburg hat an seinem Ringen, daheim und innerhalb des Ganzen, teilgenommen. Aber es hat auch in diesem Ringen nicht führen können: es hatte zu sehr seine Stellung und sein Arbeitsgebiet für sich. Und schließlich ist es ja auch nicht das Bürgertum und nicht der Liberalismus gewesen, die die Einheit schufen. Andere Mächte griffen ein und erwiesen sich politisch stärker: der Sonderstaat Preußen mit seiner Monarchie und seinem Adel, seinem Heer, seinem Beamtentum, seinem staatlichen Ehrgeiz großen Stils; ein ungeheurer Staats-

mann verkörperte diese Kräfte, führte sie zum Siege, gestaltete herrscherhaft das neue Reich. Und wenn er sich mit dem vorwärtsdrängenden nationalen Bürgertume verbündete, so blieb doch er in der neuen Epoche, in dem Menschenalter von 1860—1890, der Herr; er durchtränkte Deutschland mit seinem Willen, seiner Schärfe, seinem Wirklichkeitsgeiste; er führte so auch den Realismus des vorschreitenden Jahrhunderts zur Vollendung; er drückte einem heroisch starken, harten, gewaltigen Zeitalter, schöpferisch wenn je ein Deutscher, einem national-politischen, einem politischen Zeitalter den tiefen und mächtigen Stempel seiner Persönlichkeit und seines Wesens gebieterisch in die Stirne. Er hat auch diese Stadt, die, ihren altreichischen Überlieferungen getreu, der stetig wachsenden Vorherrschaft des nachbarlichen Preußens seit zwei Jahrhunderten aus mancherlei natürlichen Gründen abhold, ihm gleich dem übrigen städtischen Deutschland widerstrebte, anfangs in seine Bahnen gewaltsam hineingezwungen. Später hat der große Feind der Bürokratie die Selbständigkeit des bürgerlichen und freien Hamburgs mehr als einmal von Herzen gerühmt und wohl gemeint, sechs freie Städte im Reiche statt der drei würden ein Segen für das Ganze sein; noch später ist er, der zum nationalen Helden, zum Ausdruck der Nation geworden war, zugleich der persönliche Nachbar, der persönliche Freund Hamburgs geworden und ward diese Stadt zu einer Hochburg der Liebe und der Treue gegen ihn. Längst war sie eine deutsche Stadt auch im Sinne des neuen klein-deutschen Reiches und all ihr Leben durchdrungen von neuem Leben der Nation. Aber sicherlich: in dem Werke der Bismarckzeit, dem großen, politischen Werke, das das vergangene Jahrhundert vor allem bezeichnete, war Hamburg, wie im geistig-künstlerischen Dasein der gleichen Epoche, eine mitgehende, mitwirkende, aber nicht eine führende Gewalt.

Es hatte in diesen Menschenaltern wieder seine Aufgabe für sich, auch wieder im Sinne der Nation. In den armen Jahrzehnten nach 1815, in denen das binnenländische Deutschland wirtschaftlich allgemach erstarkte und zusammenwuchs, gingen die hamburgischen Kaufherren hinaus über die Meere. Sie erwarben in hartem, opferreichem Ringen den alten Wohlstand zurück und

übertrafen ihn dann: sie traten, mit den Bremern zusammen, entschlossen wieder zwischen die großen Handelsvölker, sie griffen nach Amerika hinüber, in den Norden und den Süden des Weltteils, sie machten Hamburg von neuem zum Welthafen Deutschlands, sie errangen und bewahrten unter tausend Schwierigkeiten der zersplitterten Nation ihr Stück Anteil am Weltverkehr. Sie haben auch diesmal sich selber behauptet, und für sich selber gearbeitet; es ist bekannt, daß das Binnenland manchmal meinte, sie täten es zum Schaden der Gesamtheit. Sicherlich in allen Hauptsachen mit Unrecht: denn auch diesmal erfüllten die Hanseaten, indem sie ihrem Sterne folgten, zugleich im letzten Sinne ihre Mission für das gesamte Deutschland. Preußische Zolleinigung und hanseatischer Freihandel, sooft sie sich auch stießen, solange auch alles Suchen nach einer gemeinsamen deutschen Schiffahrtspolitik erfolglos blieb, haben doch zuletzt dem gleichen Werke gedient, und nach den abschließenden Kämpfen von 1880, in der glücklichen Lösung, die für Hamburg Versmanns Namen mit dem Bismarcks zusammenfügt, trat Hamburg, ohne Verlust des Wesens seiner Freiheit, ganz in die Gesamtheit ein, deren Aufstiege seine Arbeit immer unentbehrlich gewesen war, deren künftigen Zielen es vorgearbeitet hatte in dumpfen Jahrzehnten, deren Weltstellung damals und vollends heute undenkbar wäre ohne diese Stadt.

Auf diesem Gebiete lag, das 19. Jahrhundert hindurch, Hamburgs eigentliche Aufgabe und Arbeit. Es war zugleich, so sahen wir, hineingewachsen in die national-politische Zeit; es war nun äußerlich und innerlich ein Teilstaat des Deutschen Reiches. Es wurde hineingezogen in den politischen Wandel der deutschen Verhältnisse um 1878; es sah, von Bismarck gelenkt, Deutschland die im engeren Sinne liberale Epoche verlassen, in ein neues Jahrzehnt monarchisch-konservativer Färbung, in eine Zeit gesteigerter Staatsmacht und Staatswirksamkeit hinübertreten; es sah Bismarck fallen — ich sprach davon, mit welchen persönlichen Gefühlen; es sah ein neues Geschlecht neue Wege suchen daheim und draußen in der Welt. Ich brauche nicht auszuführen, wie diese Wendung nach außen Hamburg, vom ersten Beginn einer deutschen Kolonialpolitik an und später immer stärker, mitten in den Strom der deutschen Weltbestrebungen hineinriß, und was es

diesen Bestrebungen bedeutet. Mit stets erneutem Staunen und zugleich mit stets wachsendem Verständnis hat das Binnenland auf den ungeheuren Aufschwung des hamburgischen Verkehrs in diesen letzten Jahrzehnten geblickt, hat es das Wachstum der Häfen, der Tonnenzahlen, der Größe und der Leistungsfähigkeit der Werften, den Ausbau neuer Verbindungen, neuer Schiffahrtslinien beobachtet, hat es vernommen, wie etwa die größte Schiffahrtsgesellschaft der Elbstadt und der Erde in ihrer neuesten Entwickelung rastlos Glied an Glied in der Kette ihrer die Welt umspannenden Unternehmungen fügt, wie sie dem nordamerikanischen Verkehr den mittel- und südamerikanischen, dem atlantischen den pazifischen hinzugewinnt, wie sie Ostasien und wie sie Afrika ergreift, wie sie die Richtungen des Betriebes vervielfältigt, wie sie durch die Schwankungen der Jahre, der Wirtschaftslage, der Politik, durch die Kämpfe der Weltkonkurrenz überlegen hindurchsteuert, behutsam und großartig zugleich. Und doch ist sie nur die erste in einer stattlichen Zahl. In alledem ist Hamburg das unentbehrliche Organ der Nation und hat die Einheit und Macht der Nation auch Hamburg gehoben, gesichert, vorwärts geführt. Das alles wissen Sie so vielmals besser als ich. Aber im Zusammenhange mit dieser riesigen Erhebung der Wirtschaftsgröße, mit dieser arbeitsamen Eroberung einer Stellung, wie sie das alte Hamburg in seinen großen Tagen doch niemals besaß, mit dieser Entfaltung eines stolzen Kaufherrntums, mit diesen wirtschaftlichen Siegen eines großen Bürgertums, eines ganzen, sich stetig dehnenden, stetig reicher werdenden Gemeinwesens, steht doch auch das andere, wovon ich hier auszugehen hatte und auf dessen Schicksale ich stets zurücklenkte: der neue Aufschwung auch der geistigen Kultur dieser Stadt; und auch dieser Aufschwung steht wiederum im gesamt-deutschen Zusammenhange, im Zusammenhange mit den Bewegungen des deutschen Städtetumes überhaupt.

Das deutsche Bürgertum hatte von 1866 bis 1871 mit dem ihm gegnerischen und verbündeten Hause Hohenzollern zugleich gesiegt; es wurde als politische Gewalt durch den Gegenstoß, der 1878 einsetzte, durch Mächte von links und rechts her wohl ein Stück zurückgedrängt, aber nichts weniger als beseitigt; es wuchs in seinem Reichtum unter dem breiten Schutze des neuen Reichs, wie Ham-

burg es tat; es erlebte seit 1880, zuerst unter dem Zwange Bismarcks, die gewaltige Ausdehnung der sozialen Fürsorgetätigkeit des Staates; nachher erhob sich in ihm, als das reichsgründende Zeitalter zur Rüste ging, als der politische Genius vom Kampfplatze abtrat, gegen die natürliche Einseitigkeit der endenden politischen Epoche ein innerer Rückschlag, der stetig stärker geworden ist. Das Deutschland der beiden letzten Jahrzehnte hat, nachdem die erste und größte der politischen Aufgaben gelöst war, sich mit steigender Sehnsucht den Kulturaufgaben, dem Leben auch des Geistes wieder zugekehrt, so sehr, daß, wer die junge Generation nahe vor Augen hatte, oft genug Anlaß fand, sie vor neuer Einseitigkeit, vor dem Abfalle von den wahrlich noch immer mahnenden politischen Pflichten unserer Welt zu warnen. Das aber sehen wir, daß über die einzelnen Bundesstaaten, die berufenen Pfleger der geistigen Kulturinteressen im Getriebe unseres Reichsorganismus, der Drang nach stärkerer Pflege des Geistigen längst hinübergegriffen hat auf die großen Städte. Der Staat hat neue Universitäten seit Straßburg — abgesehen von dem Ausbau Münsters — nicht mehr gegründet; um neue Hochschulen anderer Art, die ihnen neues deutsches Leben zuführen sollten, haben sich im Osten die Provinzialhauptstädte von Westpreußen und Posen beworben. Aber um Erweiterung des Bildungswesens in allen seinen Stufen hat man sich in vielen unserer größeren, an Kraft und Masse und an Bedürfnissen so mächtig zunehmenden Städte bemüht; man hat das Volkshochschulwesen eingepflanzt und gepflegt, man hat Fachhochschulen ins Leben gerufen, man hat Fortbildungskurse, man hat Akademien, die das Lehrwerk der Universitäten ergänzen oder weiterführen wollten, geschaffen. Die großen rheinischen Städte streben mit deutlichem Ehrgeize danach, das geistige Leben zu organisieren, in ihren Mauern neue Bildungszentren zu errichten; Entwickelungen, deren Ziele noch nicht fest bestimmbar sind, in denen unverkennbar, neben jenen allgemeinen Antrieben neuen Kulturstrebens, Selbstgefühl und Schaffenslust unseres blühenden Städtetums wirksam sind — am charakteristischsten wohl in Frankfurt a. M., das sich als den Mittelpunkt eines südwestdeutschen Kulturkreises empfindet und in dem die Erinnerungen alter reichsstädtischer Selbständigkeit sich mit

jenen Ansprüchen und Neigungen neuer Tage verbinden. Dabei ist Frankfurt von einem Kranze alter und lebensfrischer Universitäten umgeben und hat zu seiner Seite hier Mannheim, dort die starken Kommunen des Niederrheins.

Das ist die Bewegung, in der auch Hamburg heute steht.

Auch Hamburg — Sie kennen die packende Darlegung — hat sein natürliches Einflußgebiet: den niedersächsischen Nordwesten; dessen große Stadt ist es; der ist, Berlin gegenüber, Hamburgs stammverwandtes und innerlich eigenartiges, geistiges Hinterland. Es ist die Nordseeküste und ein Teil der Ostseeküste; es ist die Küste, die See. An geistigen Zentren ist dieses Gebiet arm; das befreundete Bremen steht neben, aber doch hinter Hamburg; an Universitäten liegt hier, seit Helmstedt erloschen ist, nur Kiel und entfernter Rostock. Ist nicht Hamburg dazu bestimmt, seine alte Vormachtstellung, die Stellung des 17. und 18. Jahrhunderts, geistig wieder zurückzugewinnen — in seinem Sinne, im Sinne Niederdeutschlands, im Sinne der Nation? Es hat gegenüber den rheinischen Großstädten einen doppelten, bedeutungsvollen Vorzug: der eine ist das Meer. Die größte Seehandelsstadt des Reiches hat ihre Aufgaben auch gegenüber der deutschen Gesamtbildung zu lösen, sie zu erfüllen mit Seeluft, mit Weltluft. Keine vermag es wie sie, und keine ist wie sie dazu verpflichtet. Der andere Vorzug aber ist: sie ist nicht nur Großstadt, sie ist Staat. Der alte Stadtstaat, der die deutsche Kultur, geistige und auch staatliche, einstmals so vorwärts getrieben hatte, ist längst verwelkt und überwunden — nur hier, an der See, ist er lebendig geblieben, nicht ein Nebenbuhler der Fürsten- und Flächenstaaten, aber ein Gliedstaat eines Ganzen, das ihn schirmt und belebt und dem er unvergleichliche Dienste leistet, eben weil er seine Besonderheit, die Freiheit seiner Bewegung behalten hat. Überaus glänzend und anregungsreich hat Alfred Lichtwark die Individualität dieses Stadtstaates beschrieben, der seine Heimat ist; wie dürfte der eben Hinzukommende sich vermessen, sie ganz erfassen und ausdrücken zu können? Aber so viel springt auch dem Auge, das noch mehr von außen in sie hineinschaut, entgegen: es ist eine Individualität, von eigensten Zügen, die durch die Jahrhunderte hindurch in allem Wandel immer wiederkehren; eine Mischung

von fester Heimatsliebe, die sich gern abschließt in der eigenen Stadt, im eigenen Haus, und von rastlosem Hinausstreben in alle Weiten der Welt; von niedersächsischer, hoher und zäher Stattlichkeit und von Einflüssen des Blutes und des Temperamentes aus dem deutschen Binnenlande und aus fernen Erdteilen, wobei doch immer der eingeborene nüchtern-starke Sinn die Übermacht behielt; von Wagemut und Vorsicht, von unerschrockenem Hineindrängen in die Zukunft, das alles Lebendige und Notwendige im Wettkampfe der Weltverhältnisse vorschauend und sicher packt, und von einem bewußten, schweren Festhalten an dem Ererbten und Bewährten daheim — eine Mischung, die mannigfach an das nachbarliche und verwandte England erinnert; auch im staatlichen Leben, bei allem Einströmen neuer Kräfte und Forderungen, durch all den uralten Streit der Bevölkerungsschichten hin, der die hamburgische Verfassungs- und Gesellschaftsgeschichte begleitet, durch all den Fortschritt der Formen und der Ideen hin, trotz allen Wechsels der Menschen, der Familien, ein überwiegender Zug von herrschgewohnter und herrschfähiger, die Geschicke der Vaterstadt ohne Bruch zusammenhaltender Aristokratie.

Dieser Staat aber ist ungebunden auch in der Pflege geistigen Lebens, sobald er sie ergreifen will, unvergleichbar freier, als die größte Provinzialstadt es sein kann. Und auf seinem Boden muß sich doch wohl ein solches Leben auch seinerseits mit besonderer Freiheit entfalten können: hinausgewiesen auf die weite Welt, erfüllt von jenem Meereshauche, gegen die Untugenden von Staatsfremdheit und Wirklichkeitsfremdheit, die dem deutschen Geiste so gern gefährlich werden, geschützt durch die starke Wirklichkeit, die hier einem jeden so nahe tritt, durch die alltägliche Deutlichkeit des Zusammenhanges von Wirtschaft und Staatsmacht, von kultureller Lebendigkeit und politischer Kraft, von Welt und Nation. Die Lehre Bismarcks wird hier nicht so leicht verloren gehen. Auf diesem Boden muß doch wohl überdies der Bund weltmännischer und wissenschaftlicher Bildung besonders gut gedeihen, weil er hier altheimisch ist, weil Bildung und Praxis sich in dieser Stadt die Hände reichten in Jahrhunderten, wo sie im übrigen deutschen Bürgertume sich, zu beider Schaden, trennten. Wenn jene neue Flut städtischer Bildungsorganisationen, von der ich sprach, am

Ende des 19. Jahrhunderts in Hamburg eindrang, so kam sie in ein Bereich, auf dem wohl in den letzten Menschenaltern eine gewisse Ebbe geherrscht hatte, das aber doch seiner alten Vergangenheit nach ihr zugehörte.

Bis 1883 hatte das Akademische Gymnasium bestanden, immer genug: abgerissen war die Entwickelung doch nie.

Bis 1883 hatte das Akademische Gymnasium bestanden, immer wieder von bedeutenden Lehrern belebt und für ganz Hamburg fruchtbar gemacht; ich nannte aus der Zeit der Reichsgründungskämpfe die Historiker und Politiker Wurm und Aegidi. Von ihm strahlte ein wirksames, öffentliches Vorlesungswesen aus, das die Gesetzgebung 1837 bekräftigt hatte; auch Vorlesungen für bestimmte Berufskreise setzten sich (1854) bereits an; allerdings, die eigentliche Grundlage des Gymnasiums, seine Mittlerschaft zwischen Schule und Universität, bröckelte ab, die regelmäßigen Gymnasiasten wurden spärlich. Man erwog längst, wie man das Institut umzubilden hätte, in den vielbewegten vierziger Jahren empfahlen bedeutende Geister die Umgestaltung zur Universität. In den Sechzigern begann die Beratung von neuem. Der Präses der Oberschulbehörde, der wissenschaftlich und politisch viel bewährte Bürgermeister Kirchenpauer, den der eine seiner Biographen mit den allseitig gebildeten reichsstädtischen Staatsmännern der Reformationszeit, einem Peutinger, Pirckheimer, Sturm verglichen hat, hat 1872 aus den Steinen des baufälligen alten Gebäudes eine wissenschaftliche Akademie errichten wollen; die Bürgerschaft wollte damals so weit nicht folgen, um die Mitte der Siebziger entschied sich, daß das Gymnasium aussterben sollte, und 1883 schied sein letzter Professor. Damals war bereits die Seewarte in Hamburg eingezogen; schon standen neben dem Akademischen Gymnasium, ihm angegliedert, naturwissenschaftliche Anstalten und wuchsen, für Natur und Kultur, neue Museen herauf. Das alles wurde nun selbständig und wurde unablässig ausgebaut und vermehrt; ich habe die reiche Zahl der Staatsinstitute, der naturwissenschaftlichen, medizinischen, kunst- und gewerbegeschichtlichen nicht aufzureihen; sie alle blühten auf, bildeten eine eigene Welt für sich, in der sich praktische und wissenschaftliche Ziele untrennbar vereinten; sie wurden auch draußen

in Deutschland und darüber hinaus bekannt und anerkannt; geniale Organisatoren haben aus mehreren von ihnen Musteranstalten gemacht, die ihresgleichen suchen weithin. Und welch ein Strom von erweckender Anregung floß aus Brinckmanns Kunstgewerbemuseum, aus Lichtwarks Kunsthalle auf das geistige Dasein, auf das Schaffen Hamburgs zurück! Die Sammlungen und ihre Schöpfer knüpften mit unabweisbar lauter Mahnung an die Vergangenheit an und forderten aus deren Sinne heraus neue Weiterbildung. An ihrer Gründung waren Privatvereine entscheidend beteiligt gewesen, der Kunstverein, der Naturwissenschaftliche Verein, die Patriotische Gesellschaft; in den stillen Zeiten, da Hamburgs Kraft sich in sich selber, in die wirtschaftliche Aufgabe zurückgezogen hatte, hatte die Initiative einzelner Bürger, engerer Kreise dem Neuen vorgearbeitet, wie in den ruhmvollen Tagen Büschs, und aus der Hand dieser Einzelnen und ihrer Genossenschaften wuchsen die Institute dem Staate zu. Seine Verwaltung umschloß nun, in den 70er, 80er Jahren, den ganzen Kranz dieser neuen Bildungs- und Forschungsstätten. Er ersetzte 1883 die populäre Wirksamkeit des Akademischen Gymnasiums provisorisch durch Vorlesungen, in denen zunächst die Naturwissenschaft — denn sie allein blieb organisiert — stark überwog; doch blieben auch Geschichte und Literatur unter ihnen erhalten, und die Persönlichkeit Adolf Wohlwills verknüfte das alte Gymnasium mit dem neuen Vorlesungswesen. Erst 1895 ist dieses einheitlich und umfassend geregelt worden; in der Sektion der Oberschulbehörde für die wissenschaftlichen Anstalten entstand eine Vorlesungskommission, und diese hat seither durch einheimische und fremde Dozenten, in immer vollerem, gleichmäßigerem Ausbau, mit immer reicherem Erfolge, in öffentlichen Vorlesungen und in beruflich geschlossenen Kursen und Übungen zu der Allgemeinheit der Gebildeten Hamburgs und seiner Umgebung und zu den einzelnen Kreisen seiner fachwissenschaftlich weiterstrebenden Bevölkerung gesprochen, zu Theologen und Juristen, zu Medizinern und Lehrern. Das alles wurde durch den allgemeinen Drang der Gegenwart, das lebendige Bedürfnis der weiteren und engeren Gruppen getragen, vom Staate geführt, durch persönlichste Liebe und persönlichste Schaffenslust und Weisheit höchst eigen und wertvoll beseelt und immer

fortgestaltet: es zog auch den Anteil und die Liebe der Bevölkerung, die freie Mitwirkung hochstehender Bürger allgemach und unwiderstehlich in sich hinein. Die Fragen der geistigen Organisation wurden von neuem und immer allgemeiner in der Öffentlichkeit verhandelt — die Fragen von Hochschulen, Fachschulen, Universität. Inzwischen setzte der wachsende Baum still Ring um Ring an: stets neue Institute sind begründet worden neben den alten, aus den alten heraus, immer reicher hat die private Mitarbeit, die Freigebigkeit der Einzelnen geholfen, bis zuletzt aus der Gärung der Ansichten und Absichten als erste große allgemeine Schöpfung die Hamburgische wissenschaftliche Stiftung dieses Jahres 1907 an das Licht trat, überraschend und überzeugend zugleich, ein Schwergewicht, das die Wucht dieser Bestrebungen und Bedürfnisse greifbar vertritt und weiter wirken muß durch sein werbendes Dasein und durch seine Taten. Zuletzt hat Edmund Siemers' hochherzige Schenkung dem Neuen sein eigenes Haus gesichert: die Dinge sind in freudigem, zukunftsfrohem Werden. Wohin sie sich wenden, wieweit sie greifen, welche Formen sie sich schaffen werden, das — so hörten wir soeben wieder — steht dahin, und nicht mir liegt es ob, diese Fragen zu erörtern. Genug, der Strom ist da und fließt: wir vertrauen, daß er das Schiff hamburgischen Geisteslebens siegreich vorwärtstragen soll.

Das Eine aber darf der Historiker zurückblickend wiederholen: lebendige und zwingende Forderungen der Gegenwart knüpfen hier an ein unvergeßliches und unvergessenes Vergangenheitserbe an. Wie früher in der Patriotischen Gesellschaft, so betätigt sich hier in neuen Erscheinungen von neuem die opferbereite Mitarbeit und Vorarbeit der Einzelnen, um dereinst dem Staate die ausgereifte Gestaltung zu überreichen, nur daß heute der Staat von vornherein diesen Entwickelungen mit erleuchteter Teilnahme nach-, ja vorangeht. Und wie in den besten Zeiten hamburgischer Vergangenheit, bürgerlich-deutscher Vergangenheit, wie in allen großen Zeiten gesunden städtischen Daseins überhaupt und überall, verbündet sich auch jetzt mit einer zweifellosen Wirtschaftsgröße der Stadt die geistige Bewegung — die deren Blüte und Frucht und zugleich die unentbehrliche Ergänzung ihrer natürlichen Einseitigkeiten ist: die geistige Bewegung, ohne die es auf die Dauer keine

haltbare Stärke der wirtschaftlichen Kräfte gibt, ohne deren stille tiefe Wirksamkeit auch die Wurzeln des wirtschaftlichen, gerade wie die des staatlichen, Lebens verdorren: nirgend so gewiß wie im Boden einer einzelnen, auf sich selber gestellten Stadt. Aber wir sehen es ja auch: überall sprießen aus dem Erdreich Hamburgs und seines geistigen Weichbilds die neuen Keime hervor, in redender und bildender Kunst ebenso wie in der Wissenschaft: in der Kunst seit Jahrzehnten verständnisvoll gepflegt, in den Wissenschaften nunmehr auch einheitlich organisiert, mit reicher Hilfe und erwärmender Sorge gefördert. Ein geistiges Leben Hamburgs hat es stets gegeben, aber es hatte seine Einheit verloren: es möchte sich wieder zusammenfassen und eine Eigenart und eine Macht sein — und diese Stadt weiß, was Lebendigkeit, was Macht bedeuten, und trägt den schöpferischen Ehrgeiz in sich, ihr Wesen und ihre Kräfte ganz darzustellen und wirksam zu machen, in sich und in der niederdeutschen, der deutschen, der allgemeinen Welt. Sie hat den neidenswerten Stolz der Heimatsliebe, den Stolz auf ihre Geschichte und auf ihre Leistungsfähigkeit, den altbürgerlichen Stolz, der jetzt wieder einmünden darf in eine bürgerliche Kraftregung der Nation. Hamburg will sich behaupten und ausformen mit der berechtigten Selbständigkeit, die unser Deutschland innerlich so reich macht: es wird auch diesmal wieder, indem es sich selber schmückt und betätigt, dem Ganzen nützen; und auch der neu — freilich nicht fremd — in diese Lebenskreise Hineintretende darf danken und rühmen, was er da geworden und werden sieht, und darf der Gegenwart huldigen und ihr Sonne und Zukunft wünschen und erhoffen, der Gegenwart, von der ihm seine Wissenschaft mit ermutigender Sicherheit verkündet, daß ihre besten Wurzeln tief hinunterreichen in den Nährboden ungebrochener historischer Zusammenhänge und einer ungebrochenen staatlich-kulturellen Stadtpersönlichkeit.

Historische und akademische Eindrücke aus Nordamerika

Rede, gehalten beim Abschied von Hamburg am 11. Juli 1913: zugleich eine Werberede für die Hamburger Universität

Der verehrte Leiter der Oberschulbehörde und der Wissenschaftlichen Stiftung hat mit der gütigen und feinfühligen Fürsorge, an die er mich seit nun fünfzehn Jahren gewöhnt hat, mir die Gelegenheit dargeboten, nach diesen fünfzehn Jahren ununterbrochenen Zusammenhanges mit Hamburg, von denen die letzten sechs dem dauernden Aufenthalt in Hamburg gehört haben, in diesem Saale, der nun auch seit zwei Jahren die Heimat meiner öffentlichen Wirksamkeit gewesen ist, Abschied zu nehmen von dem Hamburg, zu dem ich so lange und so oft von den Gegenständen meiner wissenschaftlichen Beschäftigung reden gedurft. Ich habe die Anregung dankbar ergriffen. Ich möchte mein Lebewohl sagen, indem ich auch heute aus meinem Berufe heraus zu Ihnen spreche, die dieser Sommerabend noch einmal an der alten Stätte zu meiner wehmütigen Freude mit mir zusammengeführt hat. Aber freilich, in dieser Ferienzeit, nicht mit eigentlich wissenschaftlichem Vortrage wie sonst; ich bitte darum, Ihnen heute eine leichtere Kost vorsetzen zu dürfen — eine Art, sofern ich es vermag, von Plauderei: Eindrücke einer Amerikafahrt. Ich bin, vom Februar bis zum April 1913, zwölf Wochen lang in den Vereinigten Staaten gewesen, eingeladen zu einer akademischen Vorlesungsreihe, zur Eröffnung der von Jakob Schiff gestifteten Gastprofessur „zur Pflege deutscher Kultur" an der Cornell-Universität zu Ithaca im Binnenlande des Staates New York; ich habe dort die größere Hälfte jener Zeit verbracht, fünf Wochen daneben in Städten und Universitäten an der Ostküste, von Boston in Massachusetts bis Richmond in Virginien, und in den mittleren Westen hinein bis Chicago und bis Madison in Wisconsin. Es war nur eine kurze Spanne Zeit; es war ein kleiner Ausschnitt aus dem Riesengebiet dieses Reiches. Ich war drüben um zu arbeiten, nicht zumeist um zu beobachten; natürlich habe ich getrachtet, auch zu sehen und zu hören. Die großen Erscheinungen und die großen Probleme der amerikanischen Gegenwart drängen sich ja dem Gaste auf, in Wirtschaft und Gesellschaft, in Weltanschauung und Kultur, in Verwaltung und Politik, in Einwanderung und Rassenzukunft. Aber ich habe mir nie eingebildet, in diesen großen und

schweren Dingen mehr als ein wenig Anschauung, Anregung, Farbe, als eine Reihe allgemeiner Fragen und dazu allerlei Einzelheiten mit mir zu nehmen. Etwas mehr vielleicht auf dem Gebiete meiner persönlichen und beruflichen Interessen — so sehr ich auch da mir bewußt bin, doch nur dies und das gesehen und nichts vertieft oder gar ausgeschöpft zu haben. Aus zwanzigjährigen, breiten und eindringenden Erfahrungen hat Hugo Münsterberg sein Buch über die Amerikaner geschrieben, das ja auch diese Gegenstände der historischen und akademischen Kultur stoffreich und geistreich erörtert. Ich spreche zu Ihnen, meiner Grenzen bewußt, von den raschen Eindrücken, die sich da eben doch dem Fachmanne in mir geboten haben: dem Historiker, dem Professor, insbesondere — davon am Schlusse — auch dem hamburgischen Professor.

Dem Historiker? Was kann er denn in Nordamerika an Historischem sehen? Sie kennen das alte Wort von der Geschichtslosigkeit des Amerikanertums. Du fährst in den weiten Hafen von New York ein und wirst von der Gegenwärtigkeit dieses Lebens überwältigt. Da liegt zur Linken das grausame Einwandererssieb auf Ellis Island, da ragen rechts die Riesenhäuser von Manhattan in den Himmel hinauf, wahrlich geschichtslos, noch immer ein ästhetisch ungelöstes Formproblem, wie so viel Schmalheit der Grundlage mit so viel Höhe dieser 20, 30, 50 Stockwerke sich versöhnen lassen solle, aber kühn, selbstverständlich, großartig in ihrem rastlos willkürlichen Emporsteigen in die hohe Luft, stolz und eigen in der bizarr gewaltigen Linie, die sie dem Profile dieser Stadt der Arbeit und des schrankenlosen Strebens verleihen. Du stehst auf dem Turme der Lebensversicherung am Madison-Square, 700 Fuß hoch über den Millionen von Menschen und den hunderttausend Gebäuden, die sich unabsehbar dehnen, und blickst über hohe Häuser und niedere Kirchen, über das Meer der Straßen, über die Ströme rechts und links, über Hafen und See in eine endlose Fülle von bewegtem Menschenleben, und das Gewoge ihrer Arbeit grüßt, wimmelt, hämmert, läutet, braust von unten wundersam herauf — ein Anblick und ein Eindruck, den größten vergleichbar, die ein Mensch

heute erleben kann. Du fährst, von einem gefälligen Wirte kundig gesteuert, im Auto durch eine Welt von Straßen — Villenstraßen, Stadtstraßen, Verkehrsstraßen, Straßen mit Riesenhäusern und Straßen mit dreckigen Holzhütten, durch beackerte Felder, durch rauchende, riechende Fabrikorte, durch große grüne Parke und endlose breite Avenüen, an denen noch niemand wohnt, durch höchsten Reichtum und bitterste Armut, durch rasende Arbeit und Dunst und Lärm, durch tiefsten Schmutz und Elend und weite Stille — durch dieses Großherzogtum, das sich Chicago nennt und eine Stadt zu sein behauptet: eine Fahrt von Stunden; und bei Ankunft und Abreise führt dich der Zug lange, lange durch die Dürftigkeit der Vororte: Alles unfertig, unausgeglichen, auch für den Blick eines Besuchers, der es nicht für europäische Anstandspflicht hält, diesem Wesen gegenüber in Hysterien des Entsetzens und der Mißbilligung zu verfallen, erschreckend und doch hinreißend zugleich, ordnungslos und vorwärtsdrängend, großartig und fremd. Gewiß sind dies die stärksten Eindrücke vom Amerikanertum und schließlich die echtesten, weil sie die bezeichnendsten sind für die Neuheit und wilde Kraft dieser Welt. Dem eigentlichen Westen ist freilich auch Chicago nicht mehr das Neue — wie, Sie nennen Chicago Westen? so haben mich so manchesmal in Ithaca die Studenten aus den fernen Weststaaten lächelnd gefragt: „Chicago ist für uns eine Stadt des äußersten Ostens!" Und ein Großfarmer, ein Grundbesitzer aus Idaho hat mir am Kamine der östlichen Universitätsstadt, in der er sich ausruhte, mit höflichen aber entschiedenen Worten in solchem Sinne von seinem Westen erzählt, seinen Gütern, seinem Betriebe, seinem Verkehre dort. Er sprach vom Unterrichtswesen dort hinten: wir lernen viel zu viel, man lehrt uns alles mögliche, man lehrt uns deutsch; wozu brauchen wir deutsch? wozu brauchen wir geistige Kultur? wenn wir gesellig zusammenkommen, so sprechen wir ja doch nur vom Geschäft! Wozu also so viele verlorene Zeit und Kraft? Kultur ist ein Luxus für den Osten, wir haben andere Dinge zu tun. Für die Hamburgische Universität wäre dieser Praktiker nicht zu haben gewesen. Er war wohl ein Typus des Neuesten aus dem Nordwesten: aber gewiß zugleich ein Wegweiser gerade darauf, daß es auch in Nordamerika Alt und Neu,

ein Werden vom Osten zum Westen hin, daß es Vergangenheit, daß es Geschichte gibt, Geschichte, die sich unwiderstehlich auch den Geschichtslosen aufzwängt, so grimmig sie sich sträuben.

Und gewiß: die Vereinigten Staaten und ihr Volk sind überhaupt nicht geschichtslos. Sie sind nicht nur die Kinder von Jahrtausenden der Menschheit, aus denen auch sie hervorgegangen sind, auf deren Dasein auch ihr Dasein ruht; auch in ihrem Lande haben sie schon drei Jahrhunderte gesehen. Sehr bald werden sie die Dreihundertjahrfeier der Mayflower begehen, der Fahrt der Pilgerväter an die Gestade von Massachusetts; noch früher hatten sich, ein Stück südlicher an dieser Ostküste, die ersten englischen Siedler in Virginien niedergelassen. Und zwischen Massachusetts mit Neuengland hier und Virginien mit seinen Nachbarstaaten dort hat dann ein Vierteljahrtausend hindurch jener großartige Prozeß der Entwicklung und des Kampfes sich vollzogen, zwischen Nord und Süd, zwischen ländlich-städtischer Demokratie und ländlicher Aristokratie, zwischen Farmer und Pflanzer, zwischen Puritanertum und Gentry, der eine Weile lang zum Gegensatze zwischen Küste und Binnenland, zuletzt dann wieder zum Gegensatze wurde zwischen den Staaten der freien Arbeit und den Staaten der Negersklaverei. Es war ein langer Wetteifer, ein langes Werden verschiedener Menschenarten, Kulturen, Weltanschauungen, verschiedener politischer Formen und Gesinnungen, ein stetes Miteinander von Nord und Süd und zugleich ein stetes Gegeneinander, während des Befreiungskrieges gegen England, während der Gründung der Union, nachher ein langes Auf und Ab, ein langes Übergewicht des Südens, bis dann von 1820—1860 die Abweichung dieser zwei im gleichen Gesamtstaat zusammengespannten, einander unablässig stoßenden Kulturen unwiderstehlich emporstieg, mühsam zurückgehalten wurde und schließlich im Bürgerkriege von 1861 furchtbar durchbrach. Es waren tragische Gegensätze, erschütternd groß, Recht gegen Recht, Art gegen Art, bis die stärkere Art und das stärkere Recht siegten. Und erst auf diesem Siege erstand, von den 70er Jahren ab, das neue Nordamerika mit seiner gesicherten Einheit, seiner gewaltigen Entfaltung unter dem Einflusse des Nordens, mit seinem allmählich fortschreitenden Ausgleiche zwischen Nord

und Süd, mit dem allmählichen Vortreten einer neuen Gliederung und neuer Verschiedenheiten: wo dann der Westen, immer weiterflutend in frischer, starker Bewegung, sich immer lebendiger als Träger eines Neuen empfand, als eigentlichen Erben des alten Neuenglands, der alten Yankeedemokratie, des alten Hinterwäldlertums, als etwas anderes neben dem älter und fester werdenden Osten. Das ist, bis an die Gegenwart heran, der Lauf einer eigenen, eigenartigen und inhaltreichen Geschichte, die längst den historischen Blick auch der alten Welt auf sich gezwungen hat: und ihren Spuren aus drei Jahrhunderten wird der besuchende Historiker in Nordamerika mit besonderer Liebe nachgehen, wo er es nur vermag.

Man tritt aus dem modernen New York in das Tal des majestätischen Hudson hinaus, und die Namen, die volkstümlich grotesken Scherzgeschichten von den ersten altholländischen Besiedlern springen einem entgegen, aus den Tagen, da New York noch Neuamsterdam war. Weit stärker ist die Vergangenheit in Neuengland, in Massachusetts, in Boston. Da redet das arme nordische Land mit seinen Granitkuppen und Birken und Kiefern, das steinige Land, das seine Bewohner zur harten persönlichen Betätigung zwang. Da reden die alten Fischer- und Kaufmannsstädtchen am Rande des atlantischen Meeres, mit ihren Holzhäusern, ihren engen gebogenen Gassen, klein und erinnerungsreich wie Salem etwa. Vor allem, die Altstadt von Boston ist ebenso, winklig, eng, historisch, europäisch. Und in diesen alten Gassen, die das Leben der Neuzeit durchflutet und beinah sprengt, stehen die architektonischen Zeugen der 1770er Revolution, die geistlich-weltlichen Versammlungssäle, das alte Ständehaus des Staates Massachusetts: bescheidene, wenig ausgedehnte Räume des 18. Jahrhunderts, in nüchterner Holzarchitektur, mit schmucklosen Säulen, Pfeilern und Emporen, alles einfach, klein und beinah ärmlich. Und doch haben in diesen Zimmern, diesen Hallen die Versammlungen getagt, die für die Losreißung von England entscheidend und klassisch wurden, Ober- und Unterhaus der Staatsvertretung, und vor allem das erregte Bostoner Volk. Dem Bostoner, aber dem Amerikaner überhaupt redet hier jede Bank, jede Kanzel, jede Angabe von Personen und Ereignissen, die er

von Kindheit her kennt und ehrt; diese Säle sind zu Museen geworden, in denen jeder Winkel mit den Erinnerungszeichen, mit den Reliquien dieser Heiligen der Nation aus den Geburtsstunden der Nation angefüllt ist. Nahe dem Stadtkern liegt der alte Stadtpark der Bostoner und an ihm entlang, von ihm ausgehend, die alten Patrizierstraßen, still, entlegen, mit den schmalen roten Backsteinhäusern der bürgerlichen Aristokratie, die hier wohnte und hier wohnt, noch heute unverwandelt und vornehm.

Man kommt aus dem puritanischen Neuengland, aus dem Norden, in die Mittelstaaten, in die Quäkergründung Philadelphia: geradlinig und schachbrettförmig von Anfang her; regelmäßig und übersehbar, so mächtig es gewachsen ist, stellt sich das Stadtbild noch heute dem Besucher dar, der es vom hohen Rathausturme herunter mustert. Da sind, nahebei, die alten rechtwinkligen Hauptstraßen, die alten stillen Plätze, und an dem einen von ihnen die Unabhängigkeitshalle, das pennsylvanische Staatenhaus, in dem der Kongreß der Freiheitskriege tagte, in dem am 4. Juli 1776 die Urkunde der Lossagung beschlossen ward, die große Prinzipienerklärung der neuen, freien, demokratischen Welt. In einfachem Backsteinhause auch hier wieder Räume von bescheidenem Umfang und der gleiche Stil des klassizistischen Zeitalters, gar nicht prunkvoll, aber freilich reicher als in Boston, feiner in den Formen, behaglicher im Schmuck. Hier wie dort die Bildnisse der Väter der amerikanischen Freiheit; aber im Norden sind sie ernster, strenger, nüchterner, auch dürftiger und härter in der Malerei: so hat der Bostoner Copley die puritanischen Bürger seiner Heimat gemalt, in einem ins Kleinbürgerlich-philiströse hinabgesunkenen englischen Bildnisstil. In Philadelphia, auf reicherem Boden, auf dem Wege zum aristokratischen Süden hin erscheinen Menschen und Bilder um ein Stück vornehmer und gelöster; es mag vor allem ein zeitlicher Fortschritt darin liegen, Maler wie Trumbull und Stuart waren um 20 Jahre jünger als Copley, aber auch die Gemalten gingen aus den engeren Zeiten der Vorbereitung in die stattlicheren und bewegteren der Erfüllung hinüber, und vor allem, die Redner und die Heerführer aus Virginien traten nun in den Vordergrund; ihre Erscheinung und ihre Kämpfe hielt man fest, und das englisch

vornehme, ein wenig langweilige und so männlich-geschlossene Aristokratengesicht George Washingtons wurde zum höchsten Gegenstande dieser jüngeren Kunst. Ihm folgt man aus den Mittelstaaten zum Süden hin: in die geschichtsreiche Hauptstadt des Bundeslebens, in die Bundesstadt Washington zuerst, deren historisches Bild freilich nicht höher als 1820 hinaufreicht; aber ein Stück weiter, und durch ein virginisches Landstädtchen hindurch, das seiner Welt einst auch zugehörte, führt der Weg zu George Washingtons Wohnsitz hinauf. Da steht, auf dem Randhügel des Potomactales, über dem breiten stillen Flusse, von einem Gefolge kleinerer Gesinde- und Wirtschaftsbauten, den Sitzen seiner weißen und schwarzen Dienerschaft, gehorsam und bescheiden begleitet, Washingtons Herrenhaus Mount Vernon da, sehr vornehm in seiner Sonderstellung, mit der Einfachheit seiner Terrasse, seiner Aussichtshalle mit den acht hohen Holzpilastern, alles sehr schlicht und doch sehr herrenhaft: man denkt, bei aller Verschiedenheit ihrer Welt und ihres Wesens, an den Landedelmann Bismarck. Die Zimmer prunklos, aber behäbig; eine Fülle von Gasträumen, in denen die Gesellschaft des Südens einkehrte, ehe sie, auf der Reise zum Norden hin, die Grenze Virginiens überschritt; und in Schlaf- und Arbeitszimmer und Grabgewölbe weht der Geist des festen klaren Edelmanns, ohne dessen unbeugsam selbsttreue und sachliche Sicherheit der Freiheitskrieg der 13 Kolonien nichts sein würde als eine große Niederlage.

Noch ein paar Bahnstunden südlich, und man ist in der Hauptstadt Virginiens seit den Befreiungskriegen, der Hauptstadt des Sonderbundes der Südstaaten im Bürgerkriege von 1861, Richmond: der Stadt, wo Präsident Jefferson Davis residierte und der Kongreß seines Bundesstaates tagte, wo General Robert Lee mit der Gentry des Südens sein Sondervaterland so heroisch-genial gegen die erdrückende Wucht und die stärkeren Lebenskräfte des Nordens verteidigte. Auch hier sind die Wohnhäuser in Gedächtnishallen verwandelt worden, aber des Gedächtnisses an 1861, nicht an 1775; tausend Zeichen der schmerzlichen Anhänglichkeit, Reliquien auch hier, füllen alle Zimmer des Davishauses an, aus der Stadt weit in die Landschaft hinaus streckt sich die Denkmalstraße für Stuart, Lee und Davis: eine

lange geradlinige Anlagenkette mit den Standbildern der drei Führer als gliedernden Schmuckstücken. Neues industrielles Leben umflutet heute in Richmond diese Trotzburgen einer agrarisch-aristokratischen Vergangenheit. Aber deren Gedächtniszeichen ragen überall hoch hervor: keine Grafschaft des Südens, so sagte man mir, die nicht ihr Kriegerdenkmal aus dem Bürgerkriege besäße und hütete. Man ist stolz auf den Versuch von 1861—65, auf die Heldentaten des aussichtslosen Kampfes; die Bitterkeit stirbt wohl mit dem Geschlechte aus, das die Wunden noch selber gespürt hat, aber der Stolz vererbt sich auf den Nachwuchs. Keine Spur etwa von Scheu oder Scham der Geschlagenen: auch die Jungen spiegeln sich freudig in der Geschichte der gebrochenen Selbständigkeit ihres Landes. Ich ging in das weltverlassene kleine Williamsburg, das in früheren Tagen Virginiens Hauptstadt gewesen war; ich fand auch da das Denkmal für den Bürgerkrieg, ich fand einen fachgenössischen, gelehrten Führer, aller südlichen Erinnerungen voll und noch voll Zornes über die Gewalttaten der Sieger von 1865. Und er wie seine Umgebung erzählten die Geschichte des älteren Virginiens. Hier liegen, inmitten des grünen Universitätshofes, die kleinen Gebäude der zweitältesten amerikanischen Universität, des William and Mary-Colleges, in friedlicher Stille: die Tafeln an den Wänden des Hauptgebäudes rühmen, was alles von hier dereinst ausgegangen sei an bedeutenden Männern und an bedeutenden Gedanken. Und an weiten breiten Sandstraßen liegen hölzerne graue Landhäuser: da wohnten einst, im 18. Jahrhundert, Gentry und Landvertreter der virginischen Legislatur, da hielten die reichen Grundbesitzer ländlich Hof, da warb George Washington um seine Gattin, da blühte in den Sitzungszeiten ein buntes und — als die Revolution emporstieg — ein politisch gewichtiges Leben. Heute ist alles das längst versunken, aber um Kirche und Wohnhaus webt unabweisbar mit tiefem, feierlichem Reize die Vergangenheit — kein Klang der Gegenwart hallt hinein; und im College werden die Söhne des alten Landes erzogen, im Angesicht und Abglanze dieser Geschichte, in einer beinahe verbissenen Pietät.

Und das ist Nordamerika? ja, auch das! Ich habe nicht einmal die charaktervollsten unter den historischen Städten ge-

sehen, Charleston, das Hauptquartier der Pflanzergesellschaft von Südkarolina, oder die Orte französischen Ursprungs im Süden oder in Canada, oder gar altspanische Erinnerungsstätten. Jedoch schon was ich sah, lohnt dem Historiker den Besuch: er muß diese Dinge einmal geschaut und gefühlt haben, sie sind ihm unvergeßlich reich. Aber auch dem heutigen Amerika sind sie dies. Überall wendet sich ihnen pietätvolle Liebe zu, man wallfahrtet nach Boston, Philadelphia, Mount Vernon, die veränderte Welt huldigt diesen Ahnen mit warmer Verehrung. Nicht nur der Osten; ist doch vom Volke der Ostküste ein gutes Teil längst in den Westen weitergeflutet und daheim durch neue, fremde Massen abgelöst worden, die auch zu Amerikanern wurden oder werden; im Osten und im Westen ist dieses historische Gefühl lebendig, ein Gefühl der Kontinuität, ein Bewußtsein der Einheit mit dieser Vergangenheit. Immer wieder wendet sich, in Land und Stadt, die Vorliebe so vieler Bauenden zum alten „kolonialen Stil" zurück; vielorts begegnen die Sammlungen historischer Bilder, historischer Akten, Madison rühmt sich seiner Aktenschätze für die Geschichte des Westens, Philadelphia für die des Ostens; längst gibt es eine lebensvolle amerikanische Geschichtschreibung; es gibt einen warmen, von Patriotismus, von Nationalstolz durchglühten historischen Sinn. So stark ist dieser Zug, daß die verständnislose Überklugheit demokratisch gestimmter Besucher aus Europa gemeint hat, solche Romantik mit verwundertem Achselzucken verhöhnen zu müssen. Mir scheint das Streben nach historischer Verwurzelung bei dieser jungen Nation doppelt begreiflich. Romantik ist, sicherlich, nicht das für Nordamerika bezeichnende Wort; ich selber vergesse nicht, daß ich gewiß gerade diese Kreise historischer Richtung persönlicher kennen gelernt habe und bilde mir nicht ein, daß sie alles wären. Ausschließlich-Gegenwärtiges, dem diese verfeinerten Stimmungen grundsätzlich fremd bleiben, Schärferes, Derberes, ja Grobes und Unreinliches genug sieht auch der Besucher; er sieht New York und Chicago. Indessen auch dieser historische Strom ist da und ist stark. Und die Beobachtung ist nicht neu, daß ein aristokratischer Zug die amerikanische Demokratie von heute durchziehe.

Von der Aristokratie des Großkapitals spreche ich dabei nicht:

sie stammt aus den gegenwärtigsten Gegenwartskräften und steht in den heißesten Gegensätzen und Kämpfen des Tages und der Zukunft. Auch die Aristokratie der Geburt, die eher hierher gehört, erwähne ich nur: den Stolz der alten neuyorker Familien auf altholländische Abkunft — man denke der Roosevelts; den noch gewichtigeren Stolz der neuenglischen Altpuritaner auf die Abkunft von den Pilgervätern der Mayflower — von der bekanntlich halb Amerika herzustammen sich rühmt. Den Aristokratismus meine ich, der zur Geschichte mehr hinstrebt, als daß er sich von ihr herleitet: die neue aristokratische Bewegung der Bildung, des Bildungsdranges in den Vereinigten Staaten. Die hängt mit jenem innerlich historischen Empfinden, mit den historisch-geistigen Mächten zusammen, sie geht auf die alte englische geistige Überlieferung zurück und geht, nach Europa hin, noch über diese hinaus.

Von dieser Bewegung möchte ich hier noch handeln: sie führt in die Welt der Universitäten, in die ich hineintrat oder an die ich herantrat.

Ich habe die Universitäten von Cambridge-Boston (Harvard), von New Haven (Yale), von New York (Columbia), von Philadelphia (Pennsylvania), von Baltimore (Johns Hopkins), von Ithaca (Cornell), von Chicago und von Madison (Wisconsin) gesehen: eine Reihe, die in sich selber eine Entwicklung enthält. Ich erinnere hier an die grundlegende eine Tatsache: der Ausgangspunkt der amerikanischen Hochschule ist die alte englische Form des College. Auf der Schule baut sich dieses College auf; es gliedert sich in vier Jahresklassen, deren untere im ganzen (denn genau durchführbar ist die Vergleichung nirgends) den obersten Klassen des Gymnasiums, deren obere im ganzen den ersten Semestern unserer Universitäten verglichen werden mögen. Stets aber ist das eigentliche Ziel des College die allgemeine Bildung, eine ursprünglich wesentlich klassische Bildung, die sich dann erweitert hat, eine Geistesbildung, bestimmt, im Verein mit dem Zusammenleben der jungen Männer, mit ihrer körperlichen, sportlichen, gesellschaftlichen Ausbildung, in dem Studenten den Gentleman zu erziehen. So hatte sich im 19. Jahrhundert die alte Collegebildung ausgewachsen; wissenschaftlich war sie nicht, weder

nach ihrer Lehrweise noch nach ihrer Absicht. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts aber hat sich an diese alten Formen zweierlei Neues angeschlossen. Einmal die praktische Schulung für einen bestimmten Beruf. Fachschulen fügten sich den Colleges an: ältere, d. h. juristische und medizinische, dann auch neuere, d. h. technische und landwirtschaftliche; die Universitäten wuchsen sich allseitiger und praktisch aus. Als zweites aber kam, zumal seitdem die neugegründete Johns Hopkins-Universität in den siebziger Jahren das grundsätzliche Muster geboten hatte, die eigentlich wissenschaftliche Ausbildung hinzu, die dem College fremd war und die auch die Fachschule, auch das eingegliederte Polytechnikum nicht bringen wollte, die Erziehung zum Forscher. Die im College Fertigausgebildeten, mit dem „Grade" des Baccalaureus Gekrönten können sich seitdem rein wissenschaftlich weiterschulen lassen, in Abteilungen für die Graduierten, in Graduate Schools. Das ist ein deutscher Zusatz zum alten angelsächsischen Blute der amerikanischen Hochschule. Wie vieles Fremde ist dem Blute der amerikanischen Rasse, dem physischen wie dem kulturellen, seit nun schon langen Menschenaltern beigemischt worden! Wie drohend pochen heute die ganz Fremdartigen, die Wesensfremden, Romanen, Slawen, Orientalen an die Tore dieses Volkstums! Fremder als alle stehen die Neger daneben; noch weiß kein Sterblicher, wie diese ungeheuren Probleme sich lösen wollen. Ehedem hat, neben und vor den Iren und Skandinaviern, der Zustrom der Deutschen das meiste hinzugebracht. Aber die deutsche Einwirkung auf die Universität stammt nicht aus der Einwanderung her; sie knüpft sich an Altdeutschland selber und unmittelbar. Es war der Wunsch des neuen Amerikas, auf die Höhe der alten Welt zu treten, deshalb wandte es sich an die deutsche Kultur; es war ein historischer Drang, aus der „ungeschichtlichen" Neuartigkeit der eigenen wirtschaftlichen Kultur heraus, zur Wissenschaft der alten Welt hinüber. Den deutschen Universitätsunterricht hatten amerikanische Gäste seit langem kennen gelernt; in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts sind Hunderte und Tausende amerikanischer Studenten zu uns herübergekommen und haben bei uns gelernt und die Anregung heimgetragen. Die Neuerung, die sich in Johns-Hopkins verkörperte, hat sämtliche

große amerikanische Universitäten berührt, die Ziele wissenschaftlich gesteigert, jene höheren Abteilungen hervorgetrieben, im College selber die Freiheit des Studenten in der Auswahl der Lehrgebiete, die er betreiben wollte, gefördert. Das angelsächsische College freilich blieb bestehen, und das 20. Jahrhundert hat eine Reaktion gegen den deutschen Blutstropfen ausgelöst, eine Gegenströmung vor allem zugunsten des alten Zieles der amerikanischen Universitätserziehung, zugunsten des Gentleman, den nicht der Gelehrte verdrängen solle, zugunsten englischer, daneben wohl auch französischer Lehreinflüsse. Das nationale Erziehungsideal behauptete sich, aber das Neue behauptete sich auch. Und die Fäden der Verbindung mit Deutschland haben sich vermehrt und verstärkt: der Professorenaustausch kam hinzu, eine wahre Wanderung deutscher Gelehrter durch die Universitätsstädte der Union; die deutsche Bewegung im Lande kam hinzu, die Organisierung des Deutschamerikanertums, die Errichtung deutscher Gesellschaften (Germanistic Societies), in New York und vielerorts — immer noch neue Vereine dieser Art entstehen, mit dem Zwecke wissenschaftlicher Anregung, mit deutschem Kerne, angeschlossen an die Universitäten, mitgeleitet von deren Leitern. Das alles wirkt fort. Der innerste Sinn aber der gesamten Universitätsbewegung, die ich historisch nannte, ist geistige Überwindung der amerikanischen Einseitigkeit. Diesen weitesten Sinn hat ihr, von hoher Warte aus, vor dreißig Jahren einmal Andrew D. White vorgeschrieben, der Mitbegründer und erste Präsident der Cornelluniversität, deren vielverehrtes geistiges Haupt er bis heute blieb, der Staatsmann und Diplomat, der aller Verständigung Amerikas und Deutschlands so oft und wirksam und freundschaftlich gedient hat. Er rief den alten Mitgliedern seiner Jugenduniversität Yale 1883 in einer glänzenden Ansprache die Losung zu, über das Deutsche hinaus, in das Allgemein-Ideale hinein. Die starke wirtschaftliche Bewegung, so legte er ihnen dar, ist für Amerika ein Segen gewesen; wie kann man verhindern, daß sie zum Fluche werde? Es ist die Frage und Aufgabe, die das 19. Jahrhundert dem 20. stellt. Der „Merkantilismus" verlangt ein Gegengewicht; was für eines? Ein geistiges, ein ideelles! Das neue Jahrhundert wird eine Gedanken- und

Gefühlsaristokratie zu schaffen haben, gegenüber der Aristokratie des Geldes; dafür haben die Universitäten zu sorgen. Das neue Amerika muß, in notwendigem Ausgleiche, in Religion, Philosophie, Literatur, Wissenschaft, Kunst und Politik zum Denken erzogen werden, zum Denken, Schreiben, Malen, Bilden, zu der „Kunst, etwas Besseres als Dollars auf die Nachwelt zu vererben", zu einer Wissenschaft, „die Höheres erstrebt als die Vermehrung der Eisen- und Baumwollproduktion". Andrew White selber ist Staats- und Geschäftsmann gewesen und geblieben, seine Schöpfung Cornell hat den wirtschaftlich-materiellen Unterricht stets sorglich gepflegt, er war weit entfernt, die materiellen Grundkräfte seines Landes zu mißachten, aber er wollte sie gesund erhalten durch Ergänzung, durch jene Durchtränkung des jugendlichen Nachwuchses mit einem geistigen, seelischen, menschheitlichen Ideal: so erhält auch das materielle Element der Zivilisation erst seinen richtigen Platz.

Man wird diesen Aufruf für die Entwicklungsrichtung der letzten Jahrzehnte typisch nennen dürfen. Es ist ein Aufruf nicht nur zur Forschung, sondern ebensosehr zur Bildung, vor allem aber doch zum Geistigen als Selbstzweck, zur Stärkung der Kräfte, die den Zusammenhang bedeuten mit dem Feinsten der alten Welt. Und nicht nur die Universitäten gingen diesen Weg. Mit ging eine neue Pflege der Musik — auch sie im engsten Zusammenhange mit Europa, zumeist mit Deutschland; mit ging eine neue Pflege der bildenden Kunst in eigener, vornehmlich von Paris aus beeinflußter Produktion und zugleich in umfassender Sammeltätigkeit: öffentliche und private Museen haben historisch die gesamte Bahn der Menschheit umspannt, von Mesopotamien und Ostasien herab, und haben nach dem künstlerisch Höchsten gegriffen, was die Kultur Europas in ihren großen Tagen geschaffen hat. Es kam die Jagd nach den Rembrandts, es kamen die Sammler, die großen Mäzene: Männer des härtesten, eigensten Amerikanertums, mit dessen eigensten wirtschaftlichen Zügen — aber das Ergebnis war doch, für sie und für ihr Volk, die Annäherung an die europäische Vergangenheit und an deren wie äußerlichen so auch innerlichen Reichtum, an das Beste der europäischen Kultur. Es ist doch, trotz allem, ein Glück, wenn

Amerika reich wurde an Rembrandtſchen Bildern, denn zur Folge wird doch eine Befruchtung des Bodens, auf dem nun einmal die Hälfte der weſtländiſchen Menſchheit wohnt und wächſt; das ergibt, trotz unſerem Verluſt und unſeren Klagen, einen menſchheitlichen Gewinn. Und ein Gewinn ſittlich-kultureller Art liegt auch in der Wendung der Großkapitaliſten auf dieſe, wenn man will, Mode einer neuartigen Verwertung ihrer Millionen: es liegt doch eine Erziehung, eine Adelung, eine Vertiefung in dieſer neuen Funktion, die der Beſitz ſich ſelber verliehen hat; ſeine Würde, ſein Pflichtgefühl, ſeine Selbſtrechtfertigung ſind damit gewachſen. Und dieſe Männer haben auch die Bibliothekspaläſte gebaut und gefüllt, ſie haben auch Univerſitäten errichtet und ausgeſtattet.

In die Welt dieſer neuen oder erneuerten amerikaniſchen Univerſität tritt der deutſche Gelehrte als Gaſt. Was kann er ihr bieten wollen? Natürlicher- und wirkſamerweiſe nur rückhaltlos ſich ſelber und ſeine Eigenart.

Sicherlich, er muß mit offenem Auge und offenem Herzen kommen. Wer dieſe Welt nicht verſtehen und würdigen kann oder will, ſei es aus falſcher Vornehmheit oder aus einfacher Unfähigkeit, der bleibe hübſch zu Hauſe. In Amerika begrüßt den Kommenden eine erſtaunlich freie, behagliche, offene, liebenswürdige Gaſtlichkeit; die Fülle des Neuen und Lebendigen überſtrömt ihn faſt. Und er ſieht ohne Zweifel eine Menge von Fremdartigem, von Eigen-Amerikaniſchem.

Ich habe die große Abweichung genannt und erklärt: die Grundlage iſt überall das College geblieben, der Spender der allgemeinen Bildung. Das College entläßt ſeine ganz oder halb ausgebildeten Zöglinge, hier ſpäter, dort früher, hier nach vier, dort ſchon nach zwei Jahren, in die beſonderen Wiſſenszweige hinein (Theologie, Jurisprudenz, Medizin, Technik, auch in die Sonderfächer unſerer philoſophiſchen Fakultät, in der Graduate School), nach deren Geſichtspunkten ſie ſchon im College ſich ihre Vorleſungen zum Teil gewählt haben; oder es entläßt ſie in das geſchäftliche Leben. Fertig mit dieſer altakademiſchen Vorbildung iſt nur geworden, wer ſeinen „Grad“ errungen hat: die Vereinigungen der Alten Herren (Alumni) und die Klubs der Gra-

duierten fassen dann, durch das Land hin, diese Klasse der akademisch Gebildeten in sich zusammen. Auch die deutschen Universitäten sind ja seit Jahrzehnten mit der allgemeinen Durchbildung unserer Gebildeten in nähere Beziehung getreten; wieviele der späteren Praktiker in Industrie, Handel, Heer, wieviele der Führer unseres Wirtschaftslebens haben unsere Hochschulen, und neben den technischen Hochschulen auch unsere Universitäten, besucht! Unsere Universitäten haben getrachtet, den Ertrag der wissenschaftlichen Arbeit auch breiteren Kreisen weiterzugeben. In ihnen selbst sind die allgemeinen Wissenschaften, diejenigen, von denen alle innerlich zu lernen haben, über das berufliche Spezialstudium hinweg wieder zu verstärktem Leben und verstärkter Wirkung erwacht. Aber freilich, zwischen dem angelsächsischen College und der deutschen Universität bleibt trotzdem der Abstand groß. Wir können mancherlei von jenem lernen, und haben es getan, nachbilden können wir es nicht. Unübertragbar, so scheint es doch, bleibt uns die Art, wie dort die Studenten in großen Logierhäusern der Universität (Dormitories) oder in der Menge ihrer größeren oder kleineren Korporationshäuser (Fraternities) zusammenwohnen, unübertragbar ganz sicherlich die schulmäßige unabläßige Aufsicht, die starke Kontrolle über den Fleiß, den Vorlesungsbesuch, ein Aufruf der Namen oder eine Aufzeichnung der Anwesenden bei Stundenbeginn oder -schluß, und die endlose Reihe der Prüfungen, die sich an jeden Kurs, an jedes Semester anheften und über Bleiben oder Ausstoßung des Einzelnen entscheiden. Wir empfinden das doch als eine Überlastung und Quälerei für Lernende und Lehrende zugleich. Daß diese Aufsicht ihre Vorzüge hat, liegt auf der Hand; der übergroßen Freiheit zum Nichtstun sucht man mit sehr viel Recht auch bei uns zu steuern. Aber das amerikanische Verfahren würde unsere Studentenschaft binnen einer Woche in die helle Revolution treiben: durch die Schulmäßigkeit seiner Formen nicht nur, sondern durch seinen Geist. Hier tritt die Verschiedenheit nicht nur des Alters- und Reifeniveaus, sondern der tiefgewurzelten Überlieferungen grell zutage, und der Deutsche wird urteilen, daß die nationale Überlieferung drüben, bei allem Gesunden, das sie enthält, unzweifelhaft in diesem Stücke einer Revision bedarf: nicht

zuletzt der Professoren halber. Und unübertragbar findet er auch die Verfassung des Lehrkörpers der amerikanischen Hochschule, den aufgeklärten Despotismus des leitenden Präsidenten, soviel sich für ihn sagen läßt und so vortrefflich er sich in der Hand maßvoller, sachlicher und wahrhaft aufgeklärter Universitätsherrscher bewähren kann: unser Professorentum würde ihn und würde die rein prekäre Stellung der Professorenkörperschaft in ihrer geistigen Selbstverwaltung nicht ertragen. Wir sind, oben und unten, in unserer Universitätsverfassung ungleich mehr Freiheit gewöhnt, als sie das Land der Freiheit — es soll nicht nur auf diesem Gebiete so stehen! — zu gewähren liebt.

Das alles empfindet der deutsche Besucher — vielleicht nicht immer völlig gerecht? denn es ist schwer, in den Geist und in die innere Notwendigkeit fremdartiger Einrichtungen wahrhaft einzudringen. Aber empfinden wird es jeder von uns. Er wird sich daneben der Eigenart, der Gewachsenheit, der Natürlichkeit des amerikanischen akademischen Daseins freuen, dieses lebendigen Treibens, dieser kräftigen Organisation der Jugend, ihrer Mitarbeit und Selbstverwaltung und Selbstbetätigung, wie sie in Dormitories und Fraternities, in Klubs und Lesehallen und akademischen Speisehallen, in den Turnhallen und auf freiem Felde und auf dem Wasser sich bunt und kräftig auswirkt und darstellt. Er wird sich an diesen Körperübungen freuen, auch wenn er den Klagen über ihre einseitige und geistig lähmende Übertreibung zuhört und glaubt; an dem bewegten Bilde der Übungsplätze im Universitätsgelände (dem Campus), mit ihrem Wettlauf und ihrem Ballspiel und mit dem Waffendienste, den, wo er einzureden hat, der Staat verlangt und den man ihm, weil er nicht freiwillig ist, seufzend leistet. Um so freiwilliger schwärmen dann, und sei es durch Schnee und Eis, die freshmen, die Füchse, in ihren Badekostümen aus, um Schnellauf und Dauerlauf zu üben; mit Heldenmut schlagen sie sich durch allerhand grobe Reste eines bei uns überwundenen Pennalismus hindurch, der Freude voll, für jede Derbheit, der sie sich unterziehen müssen, sich im folgenden Jahre an der nächsten Generation kräftig schadlos zu halten.

Wir werden auch manches an der Art des Unterrichts, des klassenhaft praktischen Einlernens und Abfragens, beobachten, ohne es übertragen zu wollen. Und liegt nicht darin, liegt nicht im ganzen Betriebe des Colleges, in seinem begrenzten Lehrziel und Bildungsideal, etwas von derselben Gefahr, die Vorteil und Nachteil des amerikanischen Daseins überhaupt zu sein scheint, von der Gefahr der Durchschnittlichkeit, der Gefahr einer allzu gleichmäßigen Ausfüllung der Köpfe mit praktisch bemessenem geistigem Inhalt, der Gefahr einer ausschließlichen Ausbildung aller auf eine mittlere Höhe hin? Das ist ja die Demokratie. Ein Raum für alle im Eisenbahnwagen — es sei denn, daß du dir mit hoher Sonderzahlung das Sonderabteil erkaufst: aber die Gliederung in Kupees, die wir gewöhnt sind, gibt es nicht, weder bei Tage noch bei Nacht: ich weiß, daß es seine Vorzüge hat, aber ich liebe es nicht. Ein Rasen für alle auf den Kirchhöfen, die ich sah, kein Sonderhügel für das einzelne Grab: ich ehre das, aber mich friert dabei. In den Predigten, die ich anhörte, die Durchschnittlichkeit einer ehrenwerten, nützlichen, aber dürren Moralität, die sich mit manchmal groben Mitteln wirksam empfahl. Wohin ich blicken konnte, auch unter den Studenten, mit denen ich lebte, eine Menge tüchtiger, ja ehrwürdiger Wohlfahrtsarbeit, praktischer Humanität, überall ein bodenständiger, hilfsbereiter demokratischer Idealismus, der Achtung und manchmal Neid erzwingt — aber die Feinheit der ganz-persönlichen Ausbildung, über die verständige Gleichmäßigkeit und die praktische Selbständigkeit des Durchschnittes hinaus? die Vertiefung und die Erhöhung? der Duft der Kultur und der Persönlichkeit? über aller tüchtigen Banalität und über der Fülle der Zwecke das Eigenleben feinerer freierer menschlicher Bildung? Muß das der alten Welt allein verbleiben, vermöge einer Arbeitsteilung zwischen den Kontinenten?

„Sie haben," so sagte mir, meinen Vorsatz bestätigend, bei meinem Eintritt in Amerika ein älterer amerikanischer Kollege, „Sie haben die Aufgabe, in Ihren Vorlesungen ganz deutsch zu sein: was in Deutschland eigener, älter, kultivierter, komplizierter ist, das Historische in Persönlichkeit, Gesellschaft, Staat, das sollen Sie vertreten und veranschaulichen, damit meine Landsleute

merken, was sie nicht haben." Das war, in jenem Munde, das Wort eines neuen, historisch und kulturell gerichteten Amerikanertums, das Wort der Verwandtschaft über den Ozean hin. Ich habe es befolgt, schon weil ich gar nicht anders konnte. Ich habe in dieser fremden Umgebung, die ich hochachtete, die ich zu begreifen und von der ich zu lernen suchte, und in der mir wohl war, die Besonderheit unserer Welt und die Werte unseres Volkstumes freudiger gefühlt als vielleicht jemals daheim. Ich habe, als Historiker, der von dem Deutschland des 19. Jahrhunderts zu berichten hatte, unseren Staat mit seiner Wurzelkraft und seiner Stärke, die Verwachsenheit unseres Staates und Volkes mit unserem Heere, die zentrale Stellung des Heeres in unserem ganzen äußerlichen und innerlichen Dasein, den naturgegebenen, ungeheuer weiten und tiefen Einfluß der europäischen Lage, unserer Lage in Europa, auf unsere Geschichte, auf unsere Politik, unsere Verfassung, unsere Gesellschaft, auf unser persönlichstes Dasein zu betonen, zu erläutern, zu begründen, zu veranschaulichen gesucht. Ich hatte die Geschichte Bismarcks zu erzählen. Ich habe bei meinen Zuhörern wohl etwas wie ein Fragen und Zweifeln gespürt, aber stets ein offenes Entgegenkommen, den freundlichen Willen, das Fremde, als ein Fremdes, doch auch anzuerkennen und in sich zu würdigen und zu verstehen. Heerwesen und Krieg! Ich darf es hier vielleicht in einer Art von Anmerkung aussprechen, wie stark die Abweichung des Denkens und Empfindens natürlich gerade in diesen Lebensfragen herausspringt, wie eindrucksvoll es auch für den Deutschen ist, hier, in diesem Lande, das heute noch ohne Nachbarn ist, die Gesinnung von der unsrigen so tiefverschieden zu sehen, und wie sonderbar es ihn berührt, daß doch auf allen Straßen und Plätzen nicht nur der Bundeshauptstadt Washington die militärischen Denkmäler, die Reiterstandbilder der Kriegshelden stehen. In seinem Staatenhause zu Boston prunkt Massachusetts mit den Fahnen und Taten kriegerischer Vergangenheit. Trotz allem, was sie fühlen und fühlen wollen, steckt doch auch diesen Bürgern der neuen Welt die Geschichte und der kriegerische Trieb merkwürdig stark im Blute. Und ist nicht ihre eigene Geschichte in Wahrheit von Anbeginn an, und vollends seit anderthalb Jahrhunderten, eine Geschichte

ununterbrochener Machterweiterung, rastlos vorwärts drängenden Machttriebes auch nach außen? Ist Theodore Roosevelt, der Imperialist, etwas anderes als der Fortsetzer aller großen Staatsmänner seiner Nation? Und wird sein Imperialismus wirklich auf lange begraben sein? Ist die Verschiedenheit der Überzeugungen, der Ideale, die der Fremde auf diesem Felde trotzdem unzweifelhaft an jedem Tage zu spüren bekommt, wirklich bestimmt, die Zukunft dauernd zu beherrschen? Genug: man spürt sie stark, und ein jeder bekennt sich stark zu Seiner Welt. Die Boten, die herüber- und hinübergehen, wollen die Verständigung, das Verständnis befördern, bei sich selber, bei ihren Hörern in der Fremde und später bei ihren Landsleuten daheim. Ich hatte die Botschaft unserer historischen Daseinsbedingungen, die Botschaft des historischen Denkens weiterzugeben, und, so gut ich es vermochte, die unserer Kultur. Wirken wird drüben nur, wer unbefangen sein eigenes und seines Volkes Leben vertritt und erklärt: ohne Angriffslust, aber mit selbstverständlicher Liebe.

Ich habe soeben die Abweichungen betont; ich füge hinzu: nicht nur das willige Verständnis überbrückt diesen Spalt im Augenblicke der gegenseitigen Aussprache, sondern es sind doch eben allgemeine Kräfte tätig, die uns stetig zueinandertreiben. Dem deutschen Professor im besonderen wird es drüben überall bewußt, wie vieles im amerikanischen Universitätsleben uns heute grundsätzlich entgegenkommt. Ich hatte dort das Gefühl lebendigen Widerhalles und natürlicher Gemeinsamkeit; in den akademischen Kreisen, die ich kennen lernte, das unwillkürliche Gefühl der Gleichartigkeit des Strebens und der Arbeit. Der amerikanische Universitätsbetrieb hat sich doch bis zu einem gewissen Grade, bei aller Eigenart, die er festhält, europäisiert, verfeinert, verwissenschaftlicht. Ich habe ausgezeichnete Vorlesungen angehört und überall vortreffliche Gelehrte angetroffen. Ich erstaunte über die vielseitige Ausgestaltung etwa der historischen Lehrabteilungen mit ihren fein, manchmal zu fein differenzierten Professuren für amerikanische, europäische, englische, für alte, mittlere, neuere Geschichte, für die Geschichte begrenzter Epochen. Ich fand in den Graduate Schools die volle wissenschaftliche Handhabung unserer eigenen Arbeitsmethoden und sah ihre Schüler

und Schülerinnen in den Seminaren, in den Bibliotheken auf ihrem besonderen Arbeitsplatz; ich hörte, daß in der Berufung der Professoren die Frage nach der wissenschaftlichen Leistung immer lauter überwiege. Ich fand auf diesen Universitäten, unbeschadet ihrer Eigenzwecke, die Richtung auf Europa, auf Deutschland stark.

Und was den — vielleicht verwöhnten! — deutschen akademischen Betrachter besonders zu beschäftigen vermag: auch die Resonanz dieser Universitäten, als Organe wie der Bildung so der Wissenschaft, ist in steter Zunahme. Es wächst ihre soziale Schätzung, es wächst ihre geistige Machtstellung.

Ich würde Ihnen gern anschaulicher von den verschiedenen Typen erzählen, die ich sah: von der höchst eigentümlichen, politisch-praktischen Einwirkung der Staatsuniversität Madison auf den gesamten Bauernstaat Wisconsin, in dessen Hauptstadt sie thront, dem Staatenhause, dem „Kapitol", gegenüber, Hügel neben Hügel und Macht neben Macht; sie durchtränkt ihr ganzes Land in erstaunlichem Maße mit einem beinah allgegenwärtigen täglichen Unterricht durch Schrift und Rede, und mit politisch-sozialer Reformarbeit, in der ein großes Stück deutscher, Bismarckischer Ideen steckt. Ich möchte Ihnen erzählen von der Gliederung und der Arbeit und dem Leben der Cornell-Universität zu Ithaca, deren Bild in so manchem Zuge meiner Darstellung ohnehin hindurchscheinen wird: ich würde besonders gern von der mehr stillen und einsamen Spiegelung sprechen, die alle amerikanischen Kulturprobleme in diesem lieblichländlichen Musensitze finden, der friedenvoll und lächelnd über der Kleinstadt drunten im Tale und über seinem blauen langen See mit dem indianischen Namen ruht, wie eine deutsche Kleinstadtuniversität, und der wie diese alles Leben der Nation mitempfindet und mitlebt, aber mehr noch als Betrachter und Verarbeiter denn als Mitkämpfer. Jedoch für den hamburgischen Hörer sind die Großstadt-Universitäten charakteristischer. Da ist das vornehme, geisterfüllte, allezeit triebkräftige Harvard in Cambridge, das engverwachsen ist mit der Nachbarstadt Boston, die älteste amerikanische Universität neben der ältesten Großstadt amerikanisch-englischer Bildung, die beiden historischen Hauptstätten der gesamten Union in dichtem Beieinan-

der; auch dieses altenglische Harvard ist von dem neuen deutschen Zuge zur wissenschaftlichen Durchbildung früh und stark ergriffen und lebendig fortgestaltet worden: hier hat Präsident Eliot seine Universitätsreform betrieben, von hier aus betreibt Hugo Münsterberg seine amerikanisch-deutsche Kulturpolitik. Da ist, an historischer Stätte gleich Harvard, in Philadelphia die Pennsylvania-Universität: in einer alten Stadt, deren heutiges Leben den Besucher stärker und gegenwärtiger anmutet als das Bostons, eine alte, frisch bewegte Universität voll stattlicher wissenschaftlicher Arbeit. Da ist, ganz neu, zur Seite ihrer neuen hastenden Riesenstadt, die Universität Chicago: dereinst, vor 20 Jahren, außerhalb der Stadt begründet, jetzt längst von ihr eingeholt und umfaßt — ähnlich, wie es Columbia mit New York ergangen ist. Aber noch immer liegt die Universität Chicago einigermaßen für sich, auf ihrem breiten Gelände, zwischen den großen Parken, dem meergleichen Michigansee benachbart; und eine Welt für sich stellt sie noch immer dar, befruchtet durch Rockefellers unvergleichlich üppigen Millionensegen, die Gebäude prächtig, ein wenig prahlend und überaus praktisch zugleich. Alle alten und alle neuen Aufgaben der amerikanischen Universität sind da lebendig nebeneinander entwickelt, auch das Reingeistige, das Reinwissenschaftliche: ich hatte das Glück, auch hier einem ganz besonders reichen und sympathischen Kreise schaffender Gelehrter zu begegnen.

Und überall fand ich Eins: überall genoß die Universität einer auffallend starken Liebe und Pflege durch ihre Umgebung. Ich habe mit Professoren, aber auch mit den Männern der akademischen Verwaltung, den Präsidenten, den Kuratoren (trustees), den Freunden der Universität gesprochen, mit Geschäftsleuten, Praktikern des wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens, Rechtsanwälten, Ärzten außerhalb der Universität. Da hat man mich (darf ich es hier erzählen?) immer nach Hamburg gefragt, und wenn ich dann über die Widerstände sprach, die der dort draußen freudig und verständnisvoll begrüßte Universitätsantrag des Senats hier fand, wenn ich sprach von den Gegengründen, den Einwänden und den Abneigungen, von der Abneigung hamburgischer Körperschaften und Berufskreise, von den Befürchtun-

gen unheilvoller Folgen dieser neuen Gründung für Hamburgs allgemeines Dasein, dann durfte ich die Gesichter meiner Unterredner nicht recht ansehen. Das erschien ihnen von ihrem Gesichtspunkte aus, und soweit ihre Höflichkeit sie sich äußern ließ, wie eine Summe schwer begreiflicher Bedenklichkeiten, ja vielleicht halb abergläubischer Vorurteile, die vor keiner Erfahrung stichhalten könnten; sie schüttelten den Kopf. Hatte nur ich ihnen falsch berichtet? Sie jedenfalls waren eins mit ihrer Universität. Gerade in diesen mit Hamburg unmittelbar vergleichbaren Handelsstädten ist mir das überall entgegengetreten, wie es ja auch für die verwandten großen englischen Handels- und Industriestädte gilt, die in den letzten 15 Jahren sich mit einem Kranze durch deutschen Geist nicht unbeeinflußter Universitäten geschmückt haben. Diese amerikanischen Großstädter, das erfuhr ich, wollen diesen Nebenstrom geistigen Daseins, diese Berührung mit geistigen, wissenschaftlichen Kräften. Sie gehen aus von der allgemeinen Erziehung der gebildeten Schicht aller Berufe, der führenden Schicht der Nation, im College, aber sie wollen nicht minder die wissenschaftliche Lehre und die wissenschaftliche Forschung und die Verbindung beider nach deutscher Art. Sie sehen darin eine belebende und notwendige Kraft auch für das wirtschaftliche Dasein ihrer Kommunen und für die innere Vornehmheit und den inneren Reichtum des Daseins überhaupt. Sie sprechen davon mit Stolz und Freude und arbeiten daran mit. Alle Hände sind für diese Universitäten offen; die Pracht der Bauten überall im Osten und im Westen predigt davon, und mag es sein, daß der Reichtum des Inhalts noch nicht überall der Pracht der Schale völlig entspricht, so wächst doch der Inhalt unablässig nach und bereichert sich auch. Und es sind die Universitäten, nicht etwa isolierte Forschungsinstitute, an die diese Hoffnungen gesteigerten Lebens sich knüpfen. Ein kluger englischer Beobachter hat jüngst beschrieben, wie nutzlos und einflußlos die Fülle von staatlichen Forschungsinstituten für die allgemeine geistige Atmosphäre der Bundeshauptstadt bleibe, die in Washington arbeiten und nicht lehren und nicht miteinander verknüpft sind. —

Das also war die Summe meiner Eindrücke: ein Blühen und Vorwärtsstreben, andersartig als bei uns, aber angefüllt

mit deutschen Anregungen, und, davon ging ich aus, historisch-aristokratisch, aristokratisch nicht im Klassensinne, aristokratisch durch Bildung, durch den Zusammenhang mit älteren Kulturen, durch den Zusammenhang eines neuen, allen geöffneten, geistig gehobenen Standes in sich selbst. Diese Schichten dringen ein in die amerikanische Politik, trotz aller Skepsis und allen Schmutzes, die an dieser Politik kleben. Theodore Roosevelt und Woodrow Wilson, beide stammen sie aus dieser Schicht, beide Universitätsleute und Schriftsteller, Wilson selber lange Professor und Präsident einer Universität. „Grüßen Sie meine Kollegen an den deutschen Universitäten!", so lauteten bei meinem Besuche im Weißen Hause seine letzten Worte.

Für Amerika entspringt, was ich eben geschildert habe, einer neuen Notwendigkeit vergeistigender Entwicklung. Deutschland hat im 19. Jahrhundert die umgekehrte Entwicklung durchgemacht. Es ist aus weltfremder Geistigkeit in die Wirklichkeit eingetreten, und wir alle wollen diese Wirklichkeit festhalten. Aber seit zwei Jahrzehnten spüren wir doch auch die steigende Sehnsucht, mit dieser Wirklichkeit die Pflege des Geistigen wieder stärker zu verbinden und neben den Namen, der uns die Welt bedeutet, neben Bismarck, dessen wir wahrlich jeden Tag bedürfen, in vollerem Maße auch wieder Goethe zu stellen. Wir sind amerikanischer geworden, Amerika ist europäischer, deutscher geworden, wir selber streben wieder zum Geistigen hin: wir Deutschen dürfen diesen Annäherungsprozeß der beiden Nationen und diesen Lebensprozeß des amerikanischen Volkes mit freudigem Anteil begrüßen. —

Ich habe Ihnen berichtet als Historiker und als Professor. Ich habe mich drüben, als Hamburger, — von dem Anlaß hörten Sie schon — auch nach Lehren für meine engere Heimat gefragt. Sie erlauben dieser Abschiedsrede ein knappes Schlußwort unter dem Gesichtspunkte Hamburgs. Ich habe dabei nur die Folgerungen zu ziehen aus dem, was ich soeben sagte. Ich darf daran erinnern, daß ich im Jahre 1907 mit einer Antrittsrede vor Hamburg hingetreten bin, in der ich von der Durchdringung des deutschen Bürgertumes und Städtetumes der jüngsten Gegenwart mit geistigem Bedürfnis und akademischem Ehrgeiz sprach. Auch

Hamburg sah ich auf diesem Wege; ich suchte die Verbindung Hamburgs und seiner wirtschaftlich größten Zeiten mit der geistigen Bewegung auch in der Vergangenheit auf, und ich fand und finde noch das wunderliche Dogma von Hamburgs natürlicher Geistesfremdheit, von der natürlichen gegenseitigen Ausschließung geistigen und wirtschaftlichen Lebens, von der angeblich „genialen Einseitigkeit" dieser Stadt, die sie zum Banausentum verdammen soll, ebenso ungeschichtlich wie unpraktisch: ein Dogma, das aus einer zeitweiligen Verengerung und geistigen Verarmung im 19. Jahrhundert, die sich aus bestimmten historischen Gründen begreift, eine dauernde Eigenschaft und gar einen Vorzug machen will. Die deutsche Entwicklung der letzten Jahre gibt diesem Dogma nicht recht. Jener lebensstarke Ehrgeiz deutscher Städte auf geistige Bereicherung hat seine Bahnen weiter verfolgt. Frankfurt a. M., Mannheim, Düsseldorf haben Hochschulen ausgebildet, Dresden hat seine Ansprüche für die Zukunft angemeldet. Wir haben in diesen Jahren in Hamburg selber das Kolonialinstitut, wir haben die neuen Professuren erhalten: wir haben den gesamten wissenschaftlichen Betrieb sich erweitern gesehen. In diesem Gebäude hat er sich wachsend entfaltet und neigt nun schon dazu, diese Mauern zu sprengen. Die Bürgerschaft hat die vereinigende Weiterentwicklung des gesondert Entstandenen, des Kolonialinstituts und des Vorlesungswesens, verlangt; der Senat hat seinen Universitätsantrag eingebracht. Ich wende, in diesem Vortrag, der keine Kampfrede ist, die Ergebnisse meiner amerikanischen Schilderungen auf die Kämpfe an, die uns heute in Hamburg umgeben. Ich spreche für mich allein — wes das Herz voll ist, des darf der Mund ja wohl, zumal in einer Abschiedsstunde, übergehn. Ich wiederhole die Überzeugung, die ich beim Eintritt in diesen Kreis ausgesprochen habe, und ich glaube zu wissen, daß ich in ihr mit sehr vielen meiner bisherigen Mitbürger einig bin. Nur kurze Sätze reihe ich da auf. Ich brauche nicht zu sprechen von dem wirtschaftlichen Nutzen einer um das Kolonialinstitut herumgebauten, auf die weite Welt hinausblickenden Universität für den Hamburger Handel unmittelbar. Diese direkte Nützlichkeit hat meines Wissens niemand bezweifelt; sie braucht vielleicht auch nicht an eine Uni-

versität gefesselt zu sein. Ich überlasse es anderen, die selber aus dem Kaufmannstume herkommen, den Nutzen einer geistigen Schulung hohen Stiles für die gesamte Stellung des Kaufmannsstandes im nationalen Leben zu erhärten. Ich möchte, von meinem Standpunkt aus, noch stärker die allgemeine Förderung betonen, die dieser Stadt und diesem Staate, für ihr gesamtes Leben, die Einführung so vieler geistiger Quellen, wie nur eben möglich, bedeutet. Ich möchte betonen, wie sehr eine große Organisation, wie diese Stadt es ist, die Entfesselung aller ihrer Lebenskräfte und den Gewinn aller Anregungen, die sie nur erreichen kann, für ihre eigene innerliche Fortentwickelung braucht. Ich möchte noch ernster darauf hinweisen, wie sehr der Staat Hamburg Anlaß hat, seine Individualität, auch die kulturelle, so voll wie nur möglich auszubauen, sich selber zu kräftigen und zu behaupten als allseitiges Wesen in sich, in einer Zeit, wo eine soeben eindringende neue Finanzgesetzgebung des Reiches die Sonderstellung, die Selbständigkeit der einzelnen Staaten stärker, als wir es früher ahnten, zu bedrohen beginnt: er hat Anlaß, inmitten steigender unitarischer Flut alle produktiven, alle machtbildenden Kräfte seines eigenen Daseins zu entwickeln, neue Mittelpunkte in sich zu schaffen, von denen ihm Leben kommen kann, das ihn hält und trägt und seine nationale Stellung erhöht — Frankfurt, das ehedem freie, das auf seine Freiheit verzichten gemußt, weiß ganz genau, weshalb es seine Individualität durch eine Universität zu stärken trachtet! Und ich sehe überdies in der Hamburger Bevölkerung neben den allezeit mit gutem Rechte vorwaltenden kaufmännischen Bedürfnissen und Schichten andere Bedürfnisse und andere Schichten, die auch ihre Befriedigung fordern.

Vor allem betone ich das eigene Recht des geistigen Lebens. Die hamburgische Politik der verantwortlichen Gewalten in Senat und Bürgerschaft geht mit gutem Fug vom Greifbar-Tatsächlichen aus. Da ist der Weg ja bekannt: Das Kolonialinstitut, so lebendig es begonnen hat und so lebendig es werden kann, stirbt ohne jeden Zweifel hin, wenn es nicht entwickelt wird. Das Vorlesungswesen, das sich so zugkräftig ausgestaltet hat, wird notwendigerweise seine Schwungkraft verlieren, es muß

verarmen, es muß subaltern werden, wenn es allein bleibt. Den akademischen Einstrom von wechselnden, lebendigen Kräften brauchen sie alle beide, sie brauchen das neue Blut wissenschaftlicher Hörer und Mitarbeiter. Der Weg allein kann vorwärts führen, der diese Daseinsbedürfnisse befriedigt. Ich sehe praktisch keinen andern als den der Universität. Das ist die, wie ich glaube, praktisch unausweichliche Folgerung der Lage; man wird keinen anderen Ausgang finden. Dem Professor aber, der diesen Weg der praktisch staatsmännischen Beweisführung anerkennt; dem Professor, der indessen innerlich doch seinen eigenen geistigen Bedürfnissen gehorcht, dem unbedingten Bedürfnis nach der regenerierenden Kraft eines lebendigen Austausches von Lehre und Forschung, von jung und alt, von Schüler und Lehrer, von Hall und Widerhall; dem Professor, der an seinen Beruf glauben und ihm folgen muß, wenn er überhaupt wert sein soll zu existieren, und dem das Geistige oberstes Gebot und innerste Überzeugung ist: ihm wollen Sie erlauben, doch am stärksten den Glauben zu bekennen, daß auch und gerade das Unausrechenbare seinen praktischen Wert besitzt, daß es nichts Unpraktischeres gibt als die Blindheit für den Wert des Unpraktischen, daß auch die praktischen, die wirtschaftlichen, die politischen Mächte verdorren, wenn nicht eine stete geistige Erneuerung sie speist, daß die Gefahr der geistigen Engigkeit, der wirtschaftlichen Einseitigkeit, der kulturellen Banalität eine wirkliche Gefahr ist für die persönlichen Lebenskräfte, aus denen alles Lebendige, alle Arbeit, aller Wohlstand sprießen muß. Der Drang allgemeiner, menschlicher, gedanklicher, kultureller Bildung, allgemeinen Denkens, ist heute in Deutschland lebendiger als seit langem. Keine Fachschule kann diesen gegenwärtigen Bedürfnissen genugtun, keine Begrenzung auf das Nützliche ist wahrhaft nützlich. Nur die Universität im vollen geistigen Sinne ist wirklich modern. Und kein Stück Deutschlands, lebensvoll in sich, hat diese stete Lebenserneuerung, diese Pflege der verborgenen Triebkräfte des geistigen, persönlichen, schaffenden Lebens, aus dem alle große Wirkung aufsteigt, diese Pflege der verdeckten Wurzeln alles Daseins, diese Pflege des Geistigen nötiger als eine wirtschaftliche Großstadt. Ich

schöpfe daraus den Glauben an die Notwendigkeit voller geistiger Organisation gerade für Hamburg.

Die Nordamerikaner sehen in Bildung Macht. Sie sind gewiß voll jugendlichen Stolzes auf alles, was sie besitzen und hegen. Aber sie waren bisher doch auch keine schlechten Rechner. Sie wollen die Entfaltung und Abrundung der Individualität ihrer Großstädte, sie wollen deren Verbindung mit der Bildung ihrer Nation und der Welt; sie wünschen, praktische Leute wie sie sind, die wirtschaftliche Einseitigkeit, die sie nicht für genial, nicht für einen Lebensquell, nicht für einen Ruhm erachten, in diesen ihren großen Kommunen zu überwinden. Sie strecken ihre Arme nach dem Geistigen draußen und wehren es nicht ab. Auch für Hamburg ist die Gesundheit seines Gesamtlebens in Frage, sein innerliches Leben mit der Nation, seine innerlichen Triebkräfte.

Meine Damen und Herren! Die Frage der Universität schwebt. Mich hat der Ruf an eine große und schöne, ältere Hochschule, der gewiß immer seinen mächtigen Reiz gehabt haben würde, getroffen, ehe jene Frage hier entschieden ist. Ich kann nicht mehr warten, ich kann, inmitten der erregenden Kämpfe, die hier begonnen haben, die Ungewißheit in Zeit und Art der Lösung nicht abwarten; ich muß gehen: nur dieses einen Grundes halber. Denn ich gehe schweren Herzens, aus lieb gewordener Umgebung, die mir eine Heimat zu werden versprach. Meine Hoffnung bleibt, daß die Sache, der auch mein hiesiges Dasein zu dienen hatte, daß die Universität Hamburg doch an ihr Ziel gelangt — weil ich überzeugt bin, daß es eine lebendige Lösung, eine Lösung im Sinne des Lebens und nicht des Todes, außer dieser einen nicht gibt. Und dies bleibt — auch der Gegner wird mir seine Aussprache verzeihen — in dieser Stunde mein unerstickbarer Abschiedswunsch, daß dieses Werk dennoch gelinge. Es ist, wie ich vor Ihnen bekannt habe, meinem Glauben nach für Hamburg ein Wunsch des Reichtums, der Lebendigkeit, des Verständnisses für die Antriebe und Gebote der Zeit. Es ist der Wunsch eines stets in dankbarer und herzlicher Gemeinschaft mit dieser Stadt Verbundenen, der Wunsch eines, der gern in Hamburg selber die Früchte dieses Werkes, an dem auch er beschei-

dentlich mitſchuf, miterlebt haben würde. Die perſönlich ſchönſte Frucht dieſer für mich reichen und unvergeßlichen Jahre nehme ich auch heute mit: dieſes Gefühl des innerlichen Zuſammenhanges mit dieſer Stadt, mit meiner Hörerſchaft durch ſo manchen Winter hin. Keiner wird ſich heller über die Vollendung freuen, die ich für Hamburg erſehne, als ich. Innerlich ein Getreuer, obwohl ich heute ſcheiden muß, ſage ich in dieſem Saale denen, die mir für mich immer der Inbegriff Hamburgs geweſen ſind, meinen Dank und meinen Gruß und aus bewegtem Herzen mein Lebewohl.

Alfred Lichtwark

Ein Nachruf. Geschrieben Anfang Februar 1914, drei Wochen nach Lichtwarks Tode (1852—1914)

Ich habe das Glück genossen, von 1907 ab sechs Jahre hindurch in einer stets wachsenden Lebensgemeinschaft mit Alfred Lichtwark zusammen sein zu dürfen. Das Jahrzehnt vorher war mir, so oft meine Lehrtätigkeit mich nach Hamburg führte, neben dem Hafen stets die Kunsthalle die Stätte, die mich am stärksten anzog, in der mir Hamburg am eigensten und lebendigsten entgegentrat.

In der Kunsthalle repräsentierte ihr Direktor mit weltmännischer Sicherheit und heller Freude. Er hatte für Gäste immer Zeit. Er kam, den Zylinder auf dem Kopfe, gehalten und liebenswürdig zugleich; er führte durch seine Lieblingssäle, zu seinen Lieblingsbildern, zu den neuen Erwerbungen, erläuterte, kürzer oder länger, je nach der Art des Besuchers. Er ließ durch seine Diener, mit denen er wundervoll stand, aus den überfüllten Oberlichtsälen mit ihrem schlechten Lichte einen Kalckreuth oder einen Liebermann in die kleinen Seitenkabinette, an das Fenster heran tragen und freute sich des Eindrucks, wie die Bilder da farbig aufblühten. Er machte alles, worauf sein Blick fiel, lebendig. Er erzählte, was ein dänischer, was ein französischer Kenner jüngst zu diesem oder jenem Stücke gesagt hatte; bei einem Runge der Franzose: das haben wir in unserer Kunst nicht gehabt; bei einem Kalckreuth: wie schlägt in dem Eigensten, was ihr Deutschen macht, doch immer ein Stück Holbein durch. Ein junger deutscher Künstler schalt, dicht neben uns, über einen neugeschenkten Meissonier: wer dem Bilde nicht ansähe, daß sein Maler innerlich ein schlechter Mensch gewesen sein müsse, dem sei nicht zu helfen. Lichtwark, den das Urteil nicht eigentlich traf und doch in seiner väterlichen Liebe für seine Pfleglinge verletzte, antwortete, zu uns gewandt, mit lauter Stimme: wenn Künstler einander befehden, so sind sie noch um einen Grad ungerechter und zügelloser als zankende Gelehrte. Er selber hatte zu allem ringsum sein festes, abgestuftes, persönliches Verhältnis; er lebte in allem dem farbigen Leben: er war die Seele seines Museums. Er hat an seines Lehrers Justus Brinckmann Kunstgewerbemuseum den ganz persönlichen Charakter der Schöpfung gerühmt. Seine Kunsthalle besaß ihn auch. Sie verzichtete

darauf, spät entstanden wie sie war, ihrer Zusammensetzung nach eine Weltgalerie sein zu wollen, sie verzichtete völlig auf italienische und spanische Kunst. Was aber war sie? Er selbst! Sie war Hamburg und Norddeutschland, ein Bild und eine Kraft der Gegenwart.

Als Lichtwark 1886 an ihre Spitze gestellt wurde, fand er eine kleine Sammlung ohne Charakter, erwachsen aus der Tätigkeit des Kunstvereins und verwandter Vereinigungen und einzelner Liebhaber, soeben bereichert, aber auch einigermaßen aufgeschwemmt durch die Schwabesche Schenkung einiger Säle voll wesentlich mittelmäßiger englischer Gemälde der letzten Generation. Was er hinzubrachte, war der Charakter. Der 35jährige Direktor war nicht der regelrechte Kunstgelehrte. Er war Hamburger vierländischen Ursprungs; er war viele Jahre lang an einer Privatschule seiner Heimatstadt Lehrer gewesen, ehe er es ermöglichen konnte, die Universität zu beziehen; er hatte dann, von Brinckmann angeregt und unterstützt, in Leipzig und Berlin Kunstgeschichte studiert, hatte früh in Berlin im Museumsdienste Anstellung gefunden, zuletzt als Bibliothekar; er war als Gelehrter, als Journalist hervorgetreten, der Leiter des gewerblichen Bildungswesens, W. Wehrenpfennig, dachte ihm eine Wirksamkeit an der Technischen Hochschule zu, eine glänzende Zukunft schien ihm in Preußen zu winken. Richard Muther hat den Eindruck beschrieben, den der schon 30jährige Student auf seine Leipziger Fachgenossen machte: er war nicht in Italien gewesen und schätzte das Fachwissen der andern nicht einmal hoch, er führte sie auf Friedhöfe und in die Kirchen und zeigte ihnen, was ihnen mangelte: Auge, Urteil, Geschmack, Kunstgefühl. „Ich kam mir plötzlich so dumm vor, als ob ich taub gewesen wäre und Musikgeschichte studiert hätte." Er traf Lichtwark ein paar Jahre danach in Berlin wieder, als eleganten, geselligkeitsfrohen Mann in einer Wohnung voll auserlesener Möbel, an den Wänden deutsche und niederländische Radierungen: wie einen Amateur, der seine Umgebung zum Kunstwerk gestalten muß; einen Gelehrten, den sinnliche Freude zu seinem Fache geführt hat; einen Kunstkritiker, der damals bereits die Losung der neunziger Jahre vortrug.

Als ihn Hamburg rief, mahnte Heinrich von Treitschke ihn, geographisch nicht eben unanfechtbar, ab: Wie, Sie wollen von Berlin nach Hamburg?! Da kommen Sie vom Wasser auf den Sand! Aber die Heimat zog, und das Wasser hat er sich alsbald gegraben. An Hamburg hing die Hoffnung seines Lebenswerkes. „Und was," so hat er später — von Brinckmann — geschrieben, „enthält so mächtige Triebkraft, wie der Traum einer starken jungen Seele?" Er wollte aus der Hamburger Kunsthalle eine Macht des Hamburger Lebens machen. Hamburg war eine große Wirtschaftsstadt, es hatte sich seit 1815 mit eiserner Einseitigkeit aus tiefer Not emporgearbeitet, die Kultur war über diesem Kampfe und diesem Erfolge der letzten Generation zu kurz gekommen. Die hamburgische Wirtschaft zwang, so hat Lichtwark gern hervorgehoben, damals, im Jahrzehnt des Zollanschlusses, der große preußische Junker in neue, weitere Bahnen hinein. Um neue Wege handelte es sich auch für Lichtwark. Er wünschte seiner Heimatstadt eine Kultur, er wünschte ihr die Kunst als eine Lebenskraft. Seine Kunsthalle sollte sie nach Hamburg bringen: nicht als einen Stoff zum Lernen, zum Wissen, sondern zum Lieben. Sie sollte keine Sammlung von Illustrationen zur allgemeinen Kunstgeschichte werden, sondern eine Verkünderin der Vergangenheit Hamburgs und eine Leiterin zur Zukunft. Beides war ihm untrennbar.

Sein Herz schlug für die Kunst seiner Gegenwart. Er hat in Berliner Aufsätzen von 1881 bis 1886 das Neue begrüßt, das damals in ihr aufstieg: Böcklin, Klinger, Hildebrand, Thoma, den späten Menzel, den Einfluß Ostasiens, vor allem Hollands, Rembrandts. Von „dem Bedürfnis, mit der Kunst der eigenen Zeit zu leben", ging ihm das innerliche Verhältnis zur alten Kunst aus. Deshalb ging er auf Schongauer, Dürer, Rembrandt zurück. Er ersehnte seiner Heimat ein neues Leben, deshalb suchte er ihr altes auf. Er sah jede der großen deutschen Städte als Erzeugnis ihrer Geschichte, die „Königsstädte", Berlin, Dresden, München, Stuttgart, als Schöpfungen des Fürstentumes, die jetzt das Bürgertum geerbt habe. Er aber war Hamburger, voll von Stolz und Liebe für seine Stadt. Er liebte die norddeutsche Landschaft mit ihren Hügelzügen und ihren weiten Ebenen, den breiten

Strom, den Wasserdunst, die Wolken und das Beleuchtungsspiel des Elbtals, des Hafens; niederdeutsch, hansisch, hamburgisch war seine eigene Art, seine Weltansicht und auch sein Streben. Er fand, daß Niedersachsen und Hamburg sich nicht „ausdrückten" innerhalb der neuen deutschen Bildung; er wollte ihnen zu seinem Teile dazu helfen. Sein Hamburg war von jeher eine Bürgerstadt gewesen; er wünschte diesem Bürgertum zu seinem kulturellen Bewußtsein und zu seiner kulturellen Entfaltung zu helfen. Wie er es pointierte: aus einer Bourgeoisie, die nur erwerbe und genieße, müsse erst ein Bürgertum werden. Er verachtete den unbeseelten Reichtum. Die kaufmännische Unternehmungskraft seiner Landsleute schätzte er freudig hoch und verteidigte sie gegen ungerechte Kritik aus dem Binnenlande: aber ihre kulturelle Fähigkeit müsse nun erst entbunden werden. Er trat gesellschaftlich in den Kreis des hamburgischen Großbürgertumes als Gleichberechtigter ein — er mußte es schon, um sich und sein Werk zur Geltung zu bringen. Aber der hamburgisch-aristokratische Zug stand ihm natürlich genug zu Gesicht, er pflegte sein Äußeres, ohne Übertreibung, mit bewußter Sorgfalt, ging hamburgisch-englisch gekleidet, er arbeitete auch im Äußerlichen an der Glättung und Schmeidigung der in sich selber ruhenden, wirkungskräftigen Persönlichkeit. Er forderte vom Bürger dieses Selbstgefühl und diese Selbstdarstellung als ein Mittel und eine Frucht der Selbsterziehung und Selbstbeherrschung. Und etwas Aristokratisches überwog auch in seinem Kulturideal: Durchbildung und Ausbildung des Einzelnen in allen seinen Kräften, und deshalb Durchdringung mit geistiger Bildung, mit Kunst. Hier aber griff er resolut über die Aristokratie hinaus: er ersehnte die Einheit der Bildung für sein Volk; er glaubte, daß die bildende Kunst den höheren und niederen Schichten, denen beiden sie bisher gleichmäßig fremd geblieben sei, leichter zu einem gemeinsamen Besitze werden könne als die Lehre und das Wissen in Schule und Universität, er wies dem Museum eine das Volk erfassende Wirksamkeit zu, die über die Sphären der älteren Bildungsstätten hinauszugreifen vermöchte. Die reichgewordene neudeutsche Stadt solle dafür gewonnen werden, „daß sie ihre ungeheuren, bisher vorwiegend auf äußeres Wohlleben verwendeten Mittel an

künstlerischen Aufgaben betätige". Denn die Kunst lasse die Dinge, die Anschauung wirken: und von den Dingen lerne der Einfachste wie der Höchste, wie Goethe aus ihnen gelernt habe. Lichtwarks eigenes Geheimnis war es, daß er anstatt der überkommenen Urteile die Dinge selbst, voraussetzungslos, mit scharfen Sinnen, mit gesunden Organen des Körpers und der Seele sah und fühlte. Sie wollte er seiner Heimat nahe bringen, in der Kunst, die ihr natürlich sei, früherer und gegenwärtiger. Das war der Zusammenhang, in den er sein Museum stellte; es sollte durch Anschauung von Überliefertem, Eigenem, Neuentstehendem das Kunstgefühl und das Kunstbedürfnis erziehen, es sollte Kunst und Künstler wieder möglich und mächtig machen in der kunstfremd gewordenen modernen Stadt.

Er ging vom ersten Anfang an auf drei Ziele los: hamburgische Kunst von ihrem Beginne bis zur Gegenwart; deutsche Kunst des letzten Jahrhunderts; deutsche Gegenwartskunst in unmittelbarem Bezuge auf Hamburg. Mit diesen drei Sammlungen sollte die Kunsthalle ausstrahlen auf Hamburg und Niedersachsen; die Rückstrahlung von dort sollte die Zukunft schaffen. Er stellte in den lebendigen Organismus seiner Stadt den lebendigen Organismus dieses wesensverwandten Museums hinein. Es sollte die hamburgische Welt in sich aufsaugen und aus sich beeinflussen. Der greifbare Ausdruck dieses Strebens und seiner eigenen geistigen Persönlichkeit wurde die Sammlung, die er nun schuf: er hat sie als etwas in sich Geschlossenes, Festgefügtes und nun durch die Logik seiner Gründung immer weiter Wachsendes hinterlassen.

Da ist die Sammlung „zur Geschichte der Malerei in Hamburg": vom Ende des 14. Jahrhunderts bis an das Ende des 19. heran. Die Glanzleistung des Entdeckers Lichtwark liegt hier: er hat die beiden ältesten großen hamburgischen Meister Bertram und Francke (vor und nach 1400) in einer erstaunlich vollständigen, langen Reihe von Bildern und Schnitzwerken zusammengebracht und zu Individualitäten gemacht, er sah in ihnen Blüten einer alten hansischen Kunst. Das 16., das 17., das 18. Jahrhundert, das erste Drittel des 19. folgt in wertvollen Gruppen. Daß es in jenen Jahrzehnten von 1800 bis 1830 hier eine bodenständige

Kunst gab, mit vielversprechenden Knospen, die dann erdrückt, verdorrt, abgestorben sind, das hat Lichtwark erst herausgearbeitet: diese Tragik unserer Kunstgeschichte im 19. Jahrhundert. Er gehörte zu den ersten Wiederauffindern der reichen lokalen Malerei, die jammervollerweise vor der akademischen der großen Kunststädte verschwand und doch dem wertvollsten Besitze der deutschen Kunstentwicklung des Jahrhunderts zugehört: er grub sie aus, fügte sie zusammen, führte sie in die Geschichte ein.

Dicht damit zusammen gehört die Sammlung zur allgemeinen deutschen Kunstgeschichte dieses Jahrhunderts. Lichtwark hat sie mit unendlicher Liebe ausgebaut: von Graff bis zu Uhde, von den Anfängern der modernen Bildnis- und Landschaftsmalerei über Friedrich und Blechen zu Menzel, zu Spitzweg, zu Feuerbach, Marées, Lenbach, Böcklin und Klinger, zu Leibl, Trübner, Schuch, zu Thoma und Steinhausen. Die führenden Akademiker fehlen fast ganz; die Kette derjenigen Entwicklung, die Lichtwark schätzte, ist mit unvergleichlicher Vielseitigkeit und Festigkeit, in einer verblüffenden Fülle von Meisterwerken hergestellt — nirgends ist Friedrich und Thoma und nur in der Nationalgalerie Menzel glänzender vertreten: und das alles dank Lichtwark allein.

Wie war das möglich? Die staatliche Dotation, mit der er arbeitete, ist lange Zeit hindurch wenigstens nicht sehr groß gewesen. Er hat sie durch eine erstaunliche Agitationskraft ergänzt: diese hat ihn auf seinem Sondergebiete zum Lehrer aller gemacht, die in Deutschland neben und nach ihm kamen. Er gründete Vereine, die ihm durch geistigen Anteil und materiellen Beistand halfen, er warb und warb bei den Besitzenden, bei den Privaten wie bei seinem Staate. Er ging auf die Suche, auf die Jagd nach seinen Bildern; er war unablässig unterwegs, er spannte, als er den Meister Bertram aufbaute, alle Hilfsmittel an, Verbindungen, Diplomatie, Überredungskunst, die feinste und stärkste Fähigkeit des Unterhändlers. Er war überall. Das Werk seines Lieblings Runge hat er auf spürenden Reisen, in stets wiederholter Umwerbung, zusammengebracht, in Hamburg, Pommern, der Schweiz. Er findet den Namen irgendwo, halb zufällig, im Adreßbuch, und forscht ihm nach, es sind Verwandte seines Meisters, die Bilder hängen heute in seinem Museum. Es

war ein Genuß, ihn von der Taktik großer Auktionen erzählen zu hören, den Kunstgriffen, Strohmännern und Vertretern, mit denen gearbeitet wird, den Winken, die der Generalstabschef seinen Unterführern erteilt. Es war ergreifender, ihn erzählen zu hören, wie er die Werke, an denen sein Herz hing, durch offenen Angriff auf die Besitzer, und wenn es selbst Kunsthändler waren, gewann: durch den Appell an die Einsicht und die Notwendigkeit, durch die Leidenschaft und die Sachlichkeit seiner Liebe zu den Bildern. Und er kam immer wieder. Da hatte er einen alten Verwandten Kaspar Friedrichs entdeckt, dessen ganzes Zimmer voll Friedrichscher Bilder hing; der Besitzer wollte nicht von ihnen lassen. Lichtwark besuchte ihn von neuem: der alte Mann wich vor ihm zurück, zuletzt erfuhr er, daß ein Zimmerbrand alles vernichtet hatte. „Da haben wir beide gesessen und geschluchzt wie an einem Sarge. Aber ich nahm mir heilig vor, mich niemals wieder abweisen zu lassen." Er suchte und kaufte nur, was er für wertvoll hielt, niemals nach Namen, stets nur das, was er gut fand, nach Qualität und Zusammenhang; aus fest umgrenzten Kreisen, die er sich bestimmte; immer sich selber ganz treu.

Sein Eigenstes aber umschloß die Sammlung zeitgenössischer Kunst: durch sie vor allem wollte er wirken, in ihr vor allem konnte er selber Kunst schaffen. Sie brachte Hamburg und Deutschland in enge Fühlung: er lud aus dem Kreise der Schaffenden, die er hochhielt, hamburgische und deutsche Maler ein, Hamburg, die Stadt, die Umgebung, die Menschen zu malen. Er tat es auf eigene Gefahr: kein Pfennig staatlichen Geldes ist in diese Sammlung gesteckt worden, von der er wußte, daß sie Streitendes und Strittiges umfassen müsse, und daß sie das übliche Ärgernis reichlich erregen würde. Sie ruht völlig auf privaten Spenden: er aber hat aus Tausenden Millionenwerte gestaltet. In einem Vierteljahrhundert erwuchs hier eine reiche und starke Galerie moderner Kunst; heute füllt sie, aus dem Dachstock längst herniedergestiegen, den schönsten Saal der Kunsthalle an und sprengt ihn bereits. Aber Lichtwark mußte um sie kämpfen. Ein jedes neue Bild, das ich malen lasse, klagte er wohl, kostet mich einen Mäzen. Er trat vor seine Schöpfung und kämpfte

gern. Ich war dabei, wie einmal vor dem umstrittensten dieser Gemälde eine Art Turnier stattfand. Ein Künstler übte Kritik. — „Sie müssen verzeihen," sagte er spitz, „ich bin nun doch einmal Maler." Und Lichtwark, mit vollendeter Höflichkeit: „Das soll Ihnen gern verziehen werden, wenn Sie nur etwas Vernünftiges sagen." Nach zwei Tagen wußte er von seinem Epigramm nichts mehr. Mit seinen Künstlern arbeitete er zusammen. Er setzte Ziele; er rühmte es, auch darin mit seinem zarteren, aber nicht minder durchglühten Mitkämpfer Carl Neumann einig, als einen Vorzug der alten Kunst, noch des 18. Jahrhunderts, daß in ihr Besteller und Künstler ineinander wirkten. Gelegentlich hat sein festgehaltener Grundsatz, nur hamburgische Bilder malen zu lassen, Schaden gestiftet: ein bestelltes Bild blieb wohl einmal hinter den frei entstandenen desselben Meisters zurück. Gelegentlich hat sein zwingender realistischer Auftrag im Werke eines anders gerichteten Künstlers — wie etwa in Ludwig von Hofmanns schönheitsvoller Phantasiekunst — interessante Nebenrichtungen hervorgebracht, aber die Hauptstärken doch nicht treffen können. Oft aber gelangen ihm Treffer der allerpersönlichsten Art: ohne ihn wäre Corinths wundervolles Beleuchtungsbild des gegen das Licht gemalten Gelehrten im blauen Talare niemals entstanden. Wie viele der schönsten Landschaften, der schönsten Bildnisse dieser drei Jahrzehnte sind ohne Lichtwarks anregenden Willen undenkbar! Zumal die Bildnisse: denn die Belebung der Bildniskunst erschien ihm von Anbeginn her als die höchste mögliche Aufgabe; eine Menge von Einzelnen, die zugleich Typen des Hamburger Daseins seiner Tage vertraten, hat er, historisch und künstlerisch zugleich, für sein Museum im Porträt festhalten lassen. Ich denke mir, nicht jeder seiner Künstler hat sich seinen Anregungen widerspruchslos gefügt, und von den Jüngeren zumal hat sich wohl mancher gegen den Eingriff des Erziehers gewehrt. Aber ich glaube sagen zu dürfen: unsere beiden ersten zeitgenössischen Bildnismaler, Liebermann und Kalckreuth, sind Bildnismaler geworden vornehmlich durch ihn. Er liebte diese Sammlung als sein eigenstes Kind. „Es gibt mir ein Gefühl von Glück, daß ich dies Werk entstehen sah, und daß wir es besitzen sollen," so schrieb er, aus dem Herzen heraus, von Liebermanns

gewaltigem Selbstporträt. Seine ganze Generation ist hier tätig gewesen und war stolz darauf; die beiden Führer, die ich eben nannte, stehen voran, ihr ganzer Kreis, von Uhde bis Hofmann, ging mit: es ergab ein einzigartiges Denkmal dieses Menschenalters. Menzel und Leibl, Böcklin und Klinger hat er zu seinem Kummer nicht herbeizuziehen vermocht; seine letzten Pläne gingen auf Hodler. Er begrüßte den Aufstieg einer neuen Monumentalität; die heute Neuesten gab er sich — ich glaube, ohne innerliche Freude — Mühe zu verstehen, aber in sein Werk bezog er sie nicht ein: da müsse man warten. Er hat die großen Franzosen, Courbet wie die Impressionisten, ergänzend zu erwerben gesucht und war eben daran, sie jetzt wirklich heranzuholen, die letzten Bildnisse haben ihm zwei Pariser Meister gemalt. Aber sein Ausgang und Ziel war die deutsche Kunst, die norddeutsche zumeist, wenn auch nicht allein; im großen hat er sie nur durch alte Holländer ergänzt, die ihr wesensverwandt sind; er ersehnte der deutschen Kunst ein Wachstum aus eigener historischer und nationaler Wurzel heraus; er sah sie im 19. Jahrhundert nur allzuoft durch fremde Überschwemmung verfälscht und ertränkt. Zuletzt aber glaubte er, die Grundlagen seines Museums sicher genug gelegt zu haben, und engherzig war er nie.

Was er geschaffen hat, ist ein Werk, eine Individualität. Es ist die schönste, weil in sich geschlossenste der deutschen modernen Galerien, von treibender Eigenart, aus dem Boden heraus entwickelt, mit allen Kräften der weiteren Umwelt genährt: es ist das Abbild eben seiner selbst.

Ich habe darauf hingedeutet, wie sehr sie einer bestimmten Weltansicht entspringt: sie verkörpert sein Kulturprogramm, das ich umschrieb. Aus seiner Persönlichkeit strömte die Fülle seiner Anregungen allseitig, zwanglos, sprühend, erfrischend und natürlich, jeglichen Tag heraus: die Freunde, die das hinnahmen wie eine Naturerscheinung, sind betroffen und erschüttert, in seinen Schriften bei neuer Nachprüfung auf eine strenge Einheitlichkeit zu stoßen, aus der dieses schöpferische Wollen logisch hervorging. Er war scharf und fein, liebenswürdig und kriegerisch, warm und geschliffen, unablässig produktiv. Er trug den Drang des starken Menschen in sich, sich zu betätigen, und schlug mit Freuden

drein. Gelegentlich brach die Derbheit des Niederdeutschen und der Waterkante mit aller Wucht, beinahe verblüffend, hindurch. Er war der Mensch der Unmittelbarkeit, des einfach gesunden Sinnes. Er wollte keine Systeme und keine Theorien; er wiederholte wohl mit dem Verständnis des Schaffenden den Satz: es gibt keine Kunst, es gibt nur Künstler. Und doch war er und sein Streben eine festgeschlossene Einheit. Er war der Deutsche auf Bismarckischer Basis: realistisch, mit wirtschaftlichem Blicke, geschult an der Beobachtung des Einzelnen, an der Natur, und der Naturwissenschaft entnahm er ein großes Stück seiner Weltanschicht. Ich habe die bürgerliche Kulturtendenz genannt, die er daneben, Bismarck gegenüber als Neues, in sich trug: sie war erst möglich im neuen Reiche; aber ihre Wurzeln wiederum gingen höher hinauf, bis zum Jahrhundertanfang. Wir sahen ihn der neuen deutschen Gesellschaft, der deutschen Stadt Inhalt, Haltung, Form und Seele erstreben; sein Mittel war die Kunst, aber im Tiefsten, so heiß er sie liebte, doch auch nur Mittel. Das letzte war ihm, der immer zu Goethe zurückkehrte, das Ideal der Persönlichkeit: ihre Selbstbehauptung und Selbstentwicklung — auch inmitten des Standes, dem sie sich einfügen solle, in künstlerischer Selbstgestaltung; vor allem in ihrem eigensten Selbst, das sie vertiefen und bereichern solle. Aus ihr allein zuletzt begriff er jedes Kunstwerk — sonst bleibe es tot; sie selber aber wollte er erziehen durch Kunst und tränken mit Künstlerschaft, als dem Grundtrieb alles harmonischen und alles schaffenden Wesens.

Er tat das von seiner Kunsthalle aus. Er lehrte von ihr aus; er sprach in ihr zu engeren und weiteren Hörerschaften: ein Künstler der zwanglos plaudernden Rede, wenn es je in Deutschland einen gegeben hat, voll leichter Anmut und Augenblicklichkeit, die entzückte, voll eines Reichtums blitzartig zusammenschießender Gedanken und Tatsachen, der anregte und belehrte. Er lehrte sehen und verknüpfen, er ging zu den Lehrern, deren Berufsgenoß er gewesen, und organisierte die Kunsterziehung als Grundlage lebendiger Bildung, er ging zu den Kindern und führte sie ein, er ging zu den Dilettanten, setzte ihnen Ziele, lehrte sie arbeiten und genießen, zog sie zu Kunstverständnis und reproduzierender, produzierender Freude heran, suchte auch sie menschlich zu befreien und stützte sich auf ihre Lust und Liebe und

ihren Beistand. Er kämpfte, um die ganze Erscheinung und damit das Wesen seiner Stadt nach seinem Bildungsideale zu gestalten: er baute ein Ganzes städtischer Kulturpolitik auf, von seinem Boden her, er suchte ihr Einfachheit, Nützlichkeit, Schönheit, Stil zu verleihen. Er kämpfte mit zäher, vieljähriger Energie um Stadtanlage, Alsterufer, Stadtpark. Er stritt seit Jahrzehnten gegen den mißverstandenen englischen Garten und für den architektonischen Garten und Park: er stritt für die heimatlichen Blumen und gegen das Makartbukett und alle seine Verwandten. Er sprach hinein in das Bauwesen und die Innenausstattung, bei Rathaus und Bürgerhaus. Er führte die Fehde gegen die falsche Form, die der Süden in das deutsche Haus getragen habe, gegen Palastfenster und Flügeltür im Bürgerhause, gegen den Ungeschmack der Einrichtungen, er ging in alles Einzelne des Bildes ein, das uns täglich umgibt und täglich umspinnt und erzieht oder verdirbt. Er folgte daneben seinen Sonderzielen, er erarbeitete sich für den Museumsbau ein neues und eigenes Ideal, das aus dem genau erlebten Bedürfnis allein die Form ableitet. Und er kämpfte in alledem einen deutschen Kampf.

Er kannte Deutschland und dehnte seine Forderungen über Hamburg auf alles deutsche Städteleben aus; er forderte Städtekunde als ein Ganzes; und er selber wurde in Berlin und München gehört wie daheim, er sprach zu einer aufhorchenden Gemeinde weit hinaus. Er rang danach, den nationalen Typus des Deutschen, des „Deutschen der Zukunft", zu erhöhen. Und es ist erstaunlich, wie er überall um sich sah. Er ist viel gereist, in Deutschland, Skandinavien, England, Frankreich; den europäischen Süden hat er seit Jahrzehnten gemieden. Seine Beobachtungskunst war meisterhaft: man kann von keinem besser lernen, sich umzuschauen. Aus jedem Stadtplan las er Geschichte und Individualität ab, mit wundervoll historischem Blicke; er fühlte das Leben des Länder und Städte gestaltenden fürstlichen Absolutismus so bereitwillig nach, wie das Leben der Bürgerstadt. Das Typische sprang ihm sofort entgegen. Er hat in Briefen, die einmal zu den Meisterwerken deutscher Briefkunst zählen werden, seiner Kunsthallenkommission oder seinen Freunden von seinen Reisen erzählt, geistreich, einfach, sprühend von Leben.

Er hat in Büchern erzählt, wie er gereist ist; er hat die Kette der Zeiten verfolgt: Eisenbahn, Dampfer, Segeljacht, Auto, Luftschiff; seine Eindrucksfähigkeit stieg bis zuletzt. Aber dieser europäische Weltmann lernte überall doch nur für sein Volk und seine Heimat; er hat gescholten, wo er uns kleinlich fand; aber sein letztes Wort war, auch über das von ihm hochverehrte England hinaus „von einer anders gearteten Lebensfreude unseres Volkes zu träumen, die unsern anders gearteten, ich möchte glauben, tieferen Ansprüchen genug tut."

Seine Heimatstadt hat ihm gelohnt, mit reichen Ehren und vielem Danke, in Formen hoher und feinfühliger Vornehmheit. Daß seine Kunsthalle ein Ruhm Hamburgs ist, hat Hamburg anerkannt. An Widerstand hat es ihm wahrlich nicht gefehlt; eine anders orientierte Bildung und die Halbbildung haben sich gegen seine starke Eigenart gesträubt. Seine besten Verbündeten fand er wohl in der Oberschicht und in der Unterschicht; die Mitte, das Philistertum, konnte nicht mit. Die Verwaltung seiner Kunsthalle ist, unter der Führung hochstehender hamburgischer Staatsmänner, immer wirksamer mit ihm Hand in Hand gegangen. Er hat, wie jeder leidenschaftlich Wirkende, vornehmlich gefühlt, was nicht gelungen sei. Er hat seinem Meister Brinckmann das seelische Gleichgewicht auch gegenüber Fehlschlägen nachgerühmt. Er selber hat es manchmal nur mühsam behauptet. Aber wo in unsrer Welt hätte er mehr wirken, voller, einheitlicher, ungehemmter gestalten können, als in Hamburg? Er hat die Fülle des Erreichten doch auch anerkannt, und sie war sein eigentlicher Lohn. Den Kampf der Hamburger Universitätsidee hat er, der kein Akademiker war, mit glühenden Wünschen und mit bitterem Zorne begleitet: es war sein eigener Kampf. Was er verfocht, sah er in Hamburg und in Deutschland trotz allem aufwärtsgehen. Das Gefühl für Stil und Lebensgestaltung von innen heraus, wie er sie wollte, drang vor. Die Fortgestaltung des hamburgischen Stadtbildes sah er zuletzt in treffliche Hände gelegt. Er sah den Neubau seiner Kunsthalle emporwachsen, ganz so wie er ihn gewollt.

Er lebte, reisend, organisierend, schreibend, in steter Bewegung, in einer Fülle von Lebenskreisen. Gesellschaftlich hielt

er sich längst zurück; er fand in seiner Wohnung, die anspruchslos und ein Tempel seines Geschmackes war, bei seinen Nächsten, mit denen und für die er lebte, unendlich selbstlos, unendlich gütig, die regelmäßige und reinste Quelle seiner Kraft. Er wohnte im Sommer in seinem Häuschen in der Heide, nahe dem wunderreichen Wohnsitz des Malers, der sein nächster künstlerischer Freund war; er vereinigte da gern die Verwandten und Freunde um sich, Kaufleute, Künstler, Sammler, Gelehrte. Er erfaßte mit tiefer Güte und behaglicher Freude Kleines und Großes, die Kiefernhügel und die braune Heide und die weiten Blicke über sein Land, Blumen, Insekten, Vögel, bis in das einzelnste hinein; er liebte die Menschen, die ihm nahe gekommen, die Jugend, die Freunde, und seine Schätzung hob den anderen beglückend über sich selbst empor. Er lebte mit allen und machte sie reich. Die Besuche aus weiter Welt brachten ein unvergeßliches Leben in diese Stille hinein. Die Deutschen, hat Gustav Freytag gesagt, wissen gar nicht, welchen Reichtum an wohltuenden Kreisen gebildeter Menschen sie in dem vielgeteilten Vaterlande besitzen. Lichtwark war diesem Kreise Seele und Halt. Er hat wohl vielen solcher Gruppen angehört und sie belebt. Eine Reihe von Sammlern stand ihm nahe: er pries den sichernden und bildenden Segen ihrer Tätigkeit. Er selber liebte es, für kleine Kreise zu reden und zu schreiben, eine Menge seiner schönsten Schriften sind „als Manuskript" erschienen, sogar sein größtes und wissenschaftlich bedeutendstes Buch „Das Bildnis in Hamburg": er wollte kein zünftiger „Gelehrter" sein und streute seine Keime aus, wo es ihm gefiel. Sein Wort ist dennoch weit gedrungen; als Praeceptor Germaniae hat Max Liebermann ihn gefeiert. Es muß noch weiter dringen; es gibt keine Bücher, die bessere, feinere, reichere, geschmackvollere Reisegenossen sind als seine schöngedruckten kleinen Hefte — Hamburg, Die Königsstädte, Der Deutsche der Zukunft, die Blumen- und Hausbauschriften, die Reisetagebücher. Man spricht mit ihm, streitet wohl auch, lernt, genießt; kein Deutscher unserer Tage hat ein reineres, leichteres, anmutigeres, durchsichtigeres Deutsch geschrieben, als dieser Schüler Englands und Frankreichs, Goethes und Lichtenbergs: Inhalt und Form in neidenswertem und entzückendem Gleichmaß. Gewiß, er war

ein Künstler in sich selbst. Wesen und Leben war dasselbe in ihm, und alles war einheitlich und notwendig. Von seiner Schöpfung aber gilt, was er von Brinckmanns Museum schrieb: wer solch ein Werk hinterläßt, bleibt im Andenken wie ein großer Künstler, dessen Gemälde oder Bildwerke sein Volk als nationales Gut in Freude und Dankbarkeit aufbewahrt.

Er selbst hat in diesen Jahren einigemal auf sein Leben zurückgeblickt, und der Klang der Erinnerung dringt dem Freunde wehmütig ins Herz. Er hat einmal in einer seiner Ansprachen (1909) Max Klinger an alles gemahnt, was sie beide in dreißig Jahren an deutschen Werten gemeinsam erlebt und was Klinger diesen hinzugebracht hatte. Er hat 1912 („Mit der ‚Hansa' nach Braunschweig") von den ersten Welt- und Kunsteindrücken seiner Kindheit erzählt, von den ersten Gliedern der Kette, deren neuestes ihm die Fahrt im Luftschiff war, von dem unheimlich malenden Tonfall des Wortes Lokomotive für das Ohr des Knaben: er hatte stets mit weit aufgeschlossenen Sinnen gelebt. Er schwebt in der „Hansa" über dem Städtchen Buxtehude, aus dessen jetzt niedergebranntem Rathause er dereinst, vom Dachboden weg, den Bertram-Altar für die Zukunft gerettet hatte, und ein Hauch von Stolz weht durch sein Gedächtnis. Der Schluß aber ist der Stolz auf den erfüllten Märchentraum der heutigen Fahrt: „Nun haben wir Fausts Zaubermantel errafft und sausen über Land und Meer, wohin wir wollen." Er war voll Leben und glaubte an das Leben. Das seinige hat sich allzu früh erfüllt. Wir sahen ihn seit Jahren verfallen — Graf Kalckreuths schönes Bildnis von 1912 hat nur noch einen müden Mann festhalten dürfen, aus dessen Augen die Vergänglichkeit spricht, nur wie von ferne her blickt durch den schweren Ernst sein altes Lächeln, gütig und kampfesfreudig zugleich, hindurch. Gewirkt und gestritten hat er bis zuletzt, und die Ernte der letzten Jahre war besonders reich. Aber sein Neubau klagt um den Leiter, der ihm die Seele einhauchen sollte; sein Lebenswerk weint nach der Krönung und dem Abschlusse, den das Schicksal ihm versagt hat.

Uns zittert heute, indem wir Alfred Lichtwarks gedenken, das Herz über der Qual alles Vergehens, über der schmerzenvollen Unbegreiflichkeit von Leben und Tod. Denen, die ihn liebten,

ist diese Lücke unausfüllbar, lebenslang. Sie fragen bang, wie sie sich für Hamburg und auch für Deutschland schließen kann. Sie wissen, daß das Bleibende bleibt, für sie und für alle, daß es stärker wieder emportaucht, das Werk und die Wirkung, auch das Persönlichste, in dem seine seelische Arbeit gipfelte, seine Persönlichkeit selbst; auch sie wird einmal weiterleben als ein Bild aus unseren Tagen, und als eine Kraft im weiten Dasein unseres Volkstums.

Nachweiſe

1. (Zu Seite 1) Philipp II.: zuerſt gedruckt in den Preußiſchen Jahrbüchern 73, 2, 193 ff. Auguſt 1893, vgl. Reimanns Deutſche Bücherei 88.
2. (Zu Seite 23) Eliſabeth: ungedruckt. Geſprochen im Profeſſorenverein zu Leipzig, Dezember 1896, der Keim einer Monographie über „Königin Eliſabeth von England und ihre Zeit", Bielefeld und Leipzig 1897. Da dieſer Vortrag ſeinen Aufbau und ſeine Form für ſich beſitzt, iſt er hier, mit leichten Ergänzungen, veröffentlicht worden. Der Verlagshandlung von Velhagen und Klaſing danke ich für ihre Zuſtimmung.
3. (Zu Seite 47) G. v. Coligny: ungedruckt. Vgl. meine Biographie Colignys I 1, 1892.
4. (Zu Seite 67) Coligny-Guiſe: Probevorleſung vor der philoſophiſchen Fakultät der Univerſität Berlin, gehalten 1887, gedruckt Hiſtoriſche Zeitſchrift 62 (1889), 42 ff., nebſt kritiſchen Anmerkungen, die hier weggelaſſen worden ſind. Durch meine Unterſuchung im Bulletin de la Société de l'histoire du protestantisme français 1891 (40, 144 ff.) wird dieſer Aufſatz nicht berührt.
5. (Zu Seite 85) La Rochelle: Feuilleton der Magdeburgiſchen Zeitung, 14. Mai 1886 („eine Oſterfahrt durch Frankreich").
6. (Zu Seite 95) Ludwig XIV. und Straßburg: öffentliche Habilitationsvorleſung, Berlin 1887. Gedruckt Nord und Süd, 51, November 1889, 221 ff. Vgl. meine Abhandlungen in den Gött. Gel. Anzeigen 1885, 3, 114—42, und in der Zeitſchrift f. d. Geſch. d. Oberrheins V 1 (44).
7. (Zu Seite 113) Pitt: gedruckt in Velhagen und Klaſings Monatsheften, Januar 1906, 535 ff.
8. (Zu Seite 147) Hohenzollern: ebenda, Januar 1901, 497 ff. Der Schlußabſchnitt ſteht unter den Geſichtspunkten und der Stimmung der großen Flottenagitation ſeiner Entſtehungszeit. Für die (in der neuen hiſtoriſchen Literatur ja viel umſtrittenen) Werte des alten Preußens und ſein Verhältnis zum neuen verweiſe ich zugleich auf die allgemeinen Darlegungen des I. Bandes meiner Bismarckbiographie 1909. Ich habe meiner Hochſchätzung der alten Monarchie bis heute nichts abzuſtreichen gefunden.
9. (Zu Seite 189) Friedrich der Große: aus der Neuen Rundſchau, Februar 1912, 161 ff., mit gütiger Erlaubnis der Redaktion und des S. Fiſcherſchen Verlages hier abgedruckt.
10. (Zu Seite 205) 1848: gedruckt in Velhagen und Klaſings Monatsheften, März und April 1898, S. 100 ff., 169 ff. Die zahlreichen Forſchungen ſeit 1898 hätte ich nicht einarbeiten können, ohne den Charakter des Aufſatzes umzuſtürzen. Doch gehen meine heutigen Anſichten — auch Friedrich Wilhelm IV. gegenüber — völlig in der Richtung, die ich 1898 bezeichnet habe, ich halte meine Überſicht im ganzen noch keineswegs für veraltet. Zum Wirtſchaftlichen würde ich ergänzend auf Biermanns Buch über Marlo-Winkelblech verweiſen.

11. (Zu Seite 253) Kaiser Wilhelm: „Wilhelm I. Rede, bei der Enthüllung des Kaiserdenkmals zu Heidelberg am 5. Dezember 1901 gehalten", in zwei Auflagen erschienen bei C. Winter in Heidelberg (1902). „Diese Rede bittet darum, als Rede aufgenommen zu werden." Vgl. meine Biographie: Kaiser Wilhelm I., 1897, 6. und 7. Auflage 1910, Duncker und Humblot.

12. (Zu Seite 271) Roon: Deutsche Rundschau, Mai 1903, 202 ff. Ich wiederhole hier die zwei Anmerkungen von S. 203: 1. die Anführung der „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des General-Feldmarschalls Kriegsministers Grafen von Roon". Von Waldemar Grafen von Roon. Zuerst in Buchform 1892; in vierter Auflage (drei Bände) 1897. Dazu „Kriegsminister von Roon als Redner". Politisch und militärisch erläutert, von demselben. Drei Bände. 1895—96. 2. „Ich habe Roon seine historische Stelle bereits in meinem „Kaiser Wilhelm I." anzuweisen gesucht; indem ich das dort gezeichnete Bild in dieser Gelegenheitsstudie biographisch erweitere und ergänze, habe ich zu einer veränderten Auffassung nirgends Anlaß gefunden. Auch auf das Porträt in dem „19. Jahrhundert in Bildnissen" (neben den zwei Porträts in den „Denkwürdigkeiten") und den kurzen Text, mit dem ich jenes begleitet habe, darf ich mich beziehen, im übrigen auf die grundlegenden Auffassungen Friedrich Meineckes in seiner meisterhaften Biographie Boyens (1896, 1899) und seinem Aufsatze über „Boyen und Roon" (Historische Zeitschrift 1896), sowie auf die Aktenstücke in den „Militärischen Schriften Kaiser Wilhelms" (1897) und die Gespräche und Nachrichten in Theodor von Bernhardis gedruckten Tagebüchern. Weitere Nachweise im Anhange meines Kaiserbuches." — Die Begründung und Rechtfertigung von Roons Haltung als Mitglied des Ministeriums der Neuen Ära, die mein Text entwickelt, vertrete ich auch heute noch gegen abweichende Meinungen, die mir bekannt sind, durchaus. Zur Ergänzung würde ich vornehmlich das eindringende Buch von Hermann Witte nennen: Die Reorganisation des preußischen Heeres durch Wilhelm I., 1910.

13. (Zu Seite 313) Wettiner und Hohenzollern: aus Velhagen und Klasings Monatsheften, November 1911, 366 ff., mit gütiger Erlaubnis von Redaktion und Verlag hier abgedruckt. „Briefwechsel zwischen König Johann von Sachsen und den Königen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. von Preußen, herausgegeben von Johann Georg, Herzog zu Sachsen, unter Mitwirkung von Hubert Ermisch." Leipzig, Quelle und Meyer 1911, VII und 514 S.

14. (Zu Seite 335) Baden usw.: „Rede, gehalten bei der akademischen Feier des 80. Geburtstags und der goldenen Hochzeit zu Heidelberg am 27. Oktober 1906", Heidelberg, C. Winter, mit einer literarischen Anmerkung, die zumal auf Alfred Doves „Großherzog Friedrich" 1902, sowie auf meinen früheren, z. T. eingehenderen Aufsatz („Großherzog Friedrichs Regierung 1852—1902", im Festblatte der Karlsruher Zeitung zum 24. April 1902) und auf meinen Vortrag über Preußen und Deutschland verweist: The Transformation of Germany by Prussia, in den Lectures on the History of the 19th Century, Cambridge 1902, ed. by Kirkpatrick. Ich danke der Winterschen Verlagshandlung für ihre Erlaubnis zum Abdruck, zugleich von Nr. 15. u. 11.

15. (Zu Seite 357) „Die Universität Heidelberg im 19. Jahrhundert. Festrede zur Hundertjahrfeier ihrer Wiederbegründung durch Karl Friedrich, gehalten in der Stadthalle am 7. August 1903", Heidelberg, Winter, 45 S., 1.—3. Tausend; mit Anrede an den Großherzog. Mit leiser Ergänzung abgedruckt in den Acta Saecularia zur Erinnerung an die Zentenarfeier, Heidelberg 1904, 114—139. 381 pectus: Worte von Rudolf Sohm in seiner Rede zur Einweihung des neuen Universitätsgebäudes in Straßburg, 1884.

16. (Zu Seite 383) „Hamburg und das bürgerliche Geistesleben in Deutschland. Antrittsrede, gehalten in der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung am 8. Oktober 1907", Hamburg bei Leopold Voß 1907, mit literarischer Anmerkung auf S. 46. Wiederabdruck mit frdl. Erlaubnis des Verlages. — Ich habe gegen Ende leise Zusätze gemacht. Zur Ergänzung meine hamburgische Rede vom 13. Mai 1911, in „Das Vorlesungsgebäude in Hamburg", 1911, 82, 91 ff.

17. (Zu Seite 405) „Historische und akademische Eindrücke aus Nordamerika. Eine hamburgische Abschiedsrede." „Dem Senator Dr. Werner von Melle in herzlicher Verehrung," Leipzig, bei Quelle und Meyer, 1913, 55 S., mit einem Vorwort. Die Rede wurde bei meinem Weggange an die Universität München am 11. Juli 1913 im Vorlesungsgebäude zu Hamburg gehalten: zugleich als Bekenntnisrede zugunsten des damals in Hamburg gerade besonders hart umstrittenen Planes einer Hamburger Universität, dem meine Wünsche noch heute gehören. — Ich wiederhole aus dem Vorworte den Satz: „ich rechne darauf, daß auch meine gütigen amerikanischen Wirte sie nehmen, wie sie ist, als Rede, und daß sie Mißverständnisse, die dem Ausländer nicht erspart zu bleiben pflegen, in Freundlichkeit berichtigen und verzeihen." Die Kritik, die ich an amerikanischen Dingen übe, habe ich auch heute nicht zurückzunehmen. Aber ich habe gewünscht, auch die Schilderung selber nicht zurückzunehmen noch hier wegzulassen, trotz allem, was unterdessen zwischen Nordamerika und uns getreten ist, und habe auch einzelne Sätze, die ich heute so nicht schreiben würde, belassen, wie sie waren.

18. (Zu Seite 435) „Alfred Lichtwark. Gestorben zu Hamburg am 13. Januar 1914. Ein Gedenkblatt": aus Velhagen u. Klasings Monatsheften April 1914, S. 625—630, hier nur ganz leise verändert. Kurz nach diesem Nachrufe, den ich Anfang Februar geschrieben, habe ich die bei der Gedenkfeier der Hamburger Kunsthalle, in deren Auftrage, am 13. März 1914 gehaltene Rede veröffentlicht: „Alfred Lichtwark und sein Lebenswerk," Leipzig, bei Quelle und Meyer, 61 S. Sie führt die Gedanken des Nachrufes weiter und tiefer aus, mit breiterem Stoffe und mehr ins historisch Allgemeine hinein (S. 58 ff. Anmerkung über Lichtwarks Werke und über die Literatur); der Nachruf, der „subjektiv und objektiv persönlicher ist," behält daneben sein eigenes Gesicht.

Druck von Richard Schmidt, Leipzig-R.

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

Rudolf Herzog:

Ritter, Tod und Teufel Kriegsgedichte. 50. bis 60. Tausend. 160 Seiten mit Buchschmuck. Gebunden M. 2.—.

„Lauteres Gold der Dichtung leuchtet aus Herzogs Versen ... Es gibt wohl kaum eine Stimmung in dem unheimlichen Wirbel der Kriegseindrücke, die den Dichter nicht zur Gestaltung gedrängt, deren Ausdruck ihm nicht gelungen wäre. Heldenmut und Treue, Pflichtgefühl und Vertrauen, unerschütterliche, begeisterte, bis zur Selbstaufopferung hingebende Liebe zu Vaterland und Kaiser sind die Grundtöne, die die Sammlung durchklingen, durch sie wird die Trauer und Wehmut verklärt, die sich einstellen will, wenn so viele blühende Heldenleben hingerafft werden. Die Sprache ist machtvoll, hinreißend, dabei nie gezwungen, sondern klar und natürlich, auch wenn ab und zu kühne Neubildungen begegnen ..... Der Band ist eine köstliche Perle in dem reichen Schatze unserer Kriegslyrik." Literarisches Zentralblatt.

Vom Stürmen, Sterben, Auferstehn Kriegsgedichte. 20. bis 30. Tausend. 145 Seiten mit Buchschmuck. Gebunden M. 2.—.

Rudolf Herzogs Kriegsgedichte haben die Herzen im Sturm genommen. Sie spiegeln das Empfinden der deutschen Seele während dieser schwersten und größten aller Zeiten deutschen Geschicks in seiner Ganzheit wieder, mit bodenständiger Kraft und lebenssicherer Freudigkeit, mit diesem ganzen Gefühl der großen Einheit, die wie etwas wunderbares Neues über uns gekommen ist, uns wie ein neues Leben durchdringt. Rudolf Herzog hat wie wohl nur wenige den ganzen Weltkrieg im vollen Umfang innerlich und äußerlich miterlebt. Er führt uns durch die weiten Räume des Weltkrieges, an die Ost- und Westfront, zum obersten Kriegsherrn und zum ritterlichen Kronprinzen, zu den Paladinen Hindenburg und Mackensen, in die Werkstatt des Generalstabes, zu den marschierenden Heeressäulen, auf Erkundungsfahrt, in den Luft- und Seekampf, nach Kowno, Wilna, auf die Combreshöhe. Mit herbem, kaltem Ingrimm weist er auf den Glut- und Blutweg unserer Afrikaleute, schleudert er dem meineidigen Italien stolze Verachtung ins Gesicht. Wie weich und warm denkt er wiederum der Mütter und Frauen, wie zärtlich des Kleinsten daheim im Vaterhaus.

Preußens Geschichte 25. bis 30. Tausend. 380 Seitenmit 22 farbigen und schwarzen Bildern von Professor A. Kampf. Gebunden M. 3.40.

„Der trockenen Geschichtsschreibung über den wunderbaren Werdegang des neuen Deutschen Reiches haben wir genug; das Jubiläumsjahr verlangt nach dem Dichter, der mit Herzblut Historie schreibt. Habemus poetam, und nun haben wir das Volksbuch, die Preußenbibel, das Nibelungenlied der brandenburgisch-preußisch-deutschen Schicksalskette. Man kennt das schöne Bild vom Geschichtsschreiber als dem Seher, der in die Vergangenheit schaut. Nun, bei Herzog erhebt sich auch die Sprache zu der Höhe einer Prophetie. Herrliche Dichtungen, mit den markigsten Schöpfungen Fontanes wetteifernd, sind die wie Perlen in das Gold eingefügten Balladen, aber auch die Prosa des Buches ist Dichtung; sie ist reimlose Poesie. Manches Kapitel liest sich geradezu wie ein Drama; da wuchten die Sätze vorwärts wie Kriegerbataillone, wenn's bei Trommelwirbel zur Attacke geht. Das reißt mit, daß man im Lesen nicht pausieren kann — vorwärts, vorwärts! Wie brächte man es sonst wohl fertig, ein Geschichtswerk von 380 Seiten in einem Zuge durchzustürmen? Bei Preußens Geschichte von Rudolf Herzog ist mir's so ergangen." Krefelder Zeitung.

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

Vorm Feind

Kriegserlebnisse deutscher Oberlehrer herausgegeben von Professor Dr. Paul Hildebrandt.

213 Seiten mit zahlreichen photograph. Abb. auf Tafeln. Geb. M. 3.—

Helden des Oberlehrerstandes aus Nord und Süd, Ost und West unseres Vaterlandes haben hier ihre denkwürdigsten Erlebnisse „Vorm Feind" niedergelegt aber nicht in Form trockener Schlachtenberichte, sondern in lebendiger Schilderung, die den frischen Hauch der reflexionslosen Unmittelbarkeit atmet. Jeder einzelne Erzähler führt an einen anderen Punkt der Front in West und Ost. Zeitlich umfassen die geschilderten Kämpfe große Zeiträume. Berichte über kurze Gefechtsabschnitte wechseln mit Überblicken über lange Kampfperioden. So entsteht eine bunte Mannigfaltigkeit, die das erschütternde Erleben der einzelnen Kämpfer widerspiegelt, zugleich aber ein Bild gibt von dem gewaltigen Ringen des Weltkrieges.

Sturmvögel

Kriegs-Novellen von Carl Busse.

ca. 300 Seiten mit Buchschmuck von Paul Hartmann. Gebd. M. 3.60

Boten des Weltsturmes, der uns umtost, sind diese prächtigen Novellen. Sie zeigen ihren Verfasser wieder als Meister des impressionistischen Stils, den wundervollen Beobachter des Lebens. Erfüllt von den gewaltigen Ereignissen der Kriegsjahre, versteht er es wie nur wenige, die bunte Mannigfaltigkeit des Soldatenschicksals in seinen Höhen und Tiefen, seinen ernsten und heiteren Zügen zu schildern. Eine schöne Gabe für Heimat und Feld.

Winkelglück

Ein fröhlich Buch aus ernster Zeit.

208 Seiten. Gebunden M. 2.—

In der ungeheueren Kraftanstrengung dieser blutigen Jahre soll dies Buch eines wahrhaften Dichters eine kurze, wohlige Entspannung, eine Herzstärkung bereiten. Alles Schwere gewinnt darin durch einen lieben, lächelnden Humor Flügel. Der Druck, der auf uns lastet, wird in reine Heiterkeit gelöst. Schöner, heitrer, inniger als aus vielen anderen Büchern leuchtet aus diesem entgegen, wofür wir kämpfen und bluten: Das deutsche Herz, das deutsche Haus, die deutsche Heimat!

Novellen und Legenden

aus verklungenen Zeiten.

Von Professor Dr. Th. Birt. 318 Seiten mit 6 Tafeln. Gebunden M. 3.—

„Es war mir eine erquickende, anregende Stunde, als ich den Band in die Hand nahm und aus den Aufregungen der Gegenwart in jene Welt der Antike flüchtete. Die Sonne Homers scheint über das Heldenmärchen Achills. Die heroische Herbheit der griechischen Götter wird uns bewußt, wenn wir Professor Birt erzählen hören. Er versteht die selten gewordene Kunst, eine Geschichte aufzubauen und sie selbstverständlich wirken zu lassen." Gleichen-Rußwurm im Literar. Echo.

Kataloge und Prospekte unentgeltlich und postfrei.

D
210
M3
1916
Bd.1

Marcks, Erich
Männer und Zeiten

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 29 07 13 012 0